This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

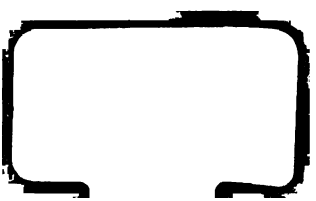
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573965 0



Nach der Sündflut.

Erſter Band.

4472
2-24-26

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

3 V.

von

Oscar Myſing.
(O. Mora.)

Erſter Band.

Das Recht der Überſetzung iſt vorbehalten.

Berlin 1896.

Verlag von Otto Janke.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
238247A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1903 L

Erſtes Kapitel.

Ein Jakobiner am unrechten Ort.

„Er wird es nicht wagen —!“

„Aber ſeht doch, er kommt wirklich —!“

Die beiden dienſtbefliſſenen Geiſter, die am Eingang des Café Foy ſtanden, ſtoben auseinander; der junge Mann, der haſtig eintrat, und der ſchon etliche Zeit ihre Aufmerkſamkeit erregt hatte, ſchritt über die Schwelle und rief, ſich an einen der kleinen Tiſche ſetzend, nach einem Kaffee und einem Liqueur.

Bei ſeinem Eintritt blickten ſich die Gäſte untereinander an, der Wirt ſah ſeine Kellner an, und die Kellner muſterten den Fremdling mit erſtaunt ängſtlichen Blicken.

Offenbar erregte dieſe neue Erſcheinung hier allgemeines Befremden.

Der junge Reisende — denn daß er das war, sah man an dem eisengrauen Mantel mit rundem Kragen, den er übergeworfen hatte, sowie an dem Staub, der noch auf diesem Mantel und den eleganten, weichen Stiefeln lag — der junge Reisende trug ein braunes Gewand mit großen Knöpfen, ein Spitzenjabot, auf dem runden Hut die Kokarde mit den Nationalfarben, und einen roten Kragen, der sich von den kurz geschnittenen blonden Haaren abhob.

Wer in diesem Kostüm, das ihn als fanatischen Jakobiner dokumentierte, in den Maitagen von 1795 ins Café Foy trat, das wegen seiner contre-revolutionären Umgebung bekannt war, der konnte sich sehr bald auf äußerst unliebsame politische Auseinandersetzungen gefaßt machen.

Es konnte ihm leicht gehen wie dem Bürger Rapet, der neulich im Café de Chartres von den Muscadins ergriffen wurde, und dem mit einem Knotenstock der Schädel eingeschlagen wurde, so daß Gehirn und Blut auf den Boden spritzten, und man nachher Mühe hatte, den Estrich für die übrigen Gäste

wieder zu reinigen — einfach deshalb, weil er einen roten Kragen trug.

Für derartige Unterbrechungen seines Geschäftes schwärmte der Wirt des Café Foy ebenfalls nicht.

Es war damals der Krieg der grünen und der roten Kragen in Paris. Der grüne Kragen — das ist die Jeunesse dorée, die contre-revolutionäre Jugend — der rote Kragen, das ist die seit dem neunten Thermidor besiegte und gedemütigte Partei, die Jakobiner.

„Die Muscadins werden wiederkommen! Vor einer halben Stunde erst — Sie sind nach dem Boulevard hinaufgezogen!" flüsterte der eine Kellner mit angsterfülltem Blick seinem Herrn und Gebieter zu.

Der Wirt zuckte ärgerlich die Achseln. „Geh auf den Platz hinaus und gieb acht," raunte er ihm zu, „damit man aufpassen kann, wenn sie wiederkommen."

Draußen auf der Straße wurden Zeitungen ausgerufen. Es war die Abendstunde, in der die noch druckfeuchten Blätter eben die Expedition verließen.

Die warme Luft des Sommerabends lockte die Pariſer ſcharenweiſe nach draußen, um ſich von des Tages Laſt und Mühe zu erholen — und unter ihnen fanden die jungen und älteren Zeitungsausrufer, dieſe „Schmeißfliegen der Politik“, zahlreiche und eifrige Käufer.

„Le Soir! Le Soir! Le Messager! Courrier de Paris!“

„Dacht ich mir's doch!“

Dieſer Ausruf, der halblaut den Lippen des Patrons entſchlüpfte, galt dem jungen Reiſenden — er war aufgeſtanden und hatte den „Accusateur public“ gekauft, das geiſtreiche Oppoſitionsblatt, das alle Maßregeln des Konvents aufs härteſte mitnahm, und das zwiſchen Brudermord und ſchwerem Einbruch kein Verbrechen wußte, das ſie dieſem nicht vorwarf. —

„Ihr findet die neueſte Rede des Bürgers Boiſſy d'Anglas darin,“ ſprach in einſchmeichelndem Tone der bedienende Geiſt, der das Blatt in der Hand des Reiſenden ſah, und der es für angebracht hielt, ihn ein wenig auszuforſchen, „die Patrioten ſind entzückt davon. Ihr werdet wohl ſchon die Proklamation geleſen

haben, die heute morgen an die Sektion St. Antoine erlaſſen iſt.“

Der Reiſende hob den Kopf und ſprach in gleichgültigem Tone:

„Ich bin ſeit zwei Stunden in Paris. Ich weiß von nichts. In Melun, wo ich heute morgen mit der Poſt abreiſte, erzählte man mir, es wäre endlich ruhig hier.“

Der Garçon ſah ihn verſtändnisinnig an. „Ah, Ihr kommt aus der Provinz, Bürger — dann allerdings —“

„Was giebt es denn Neues?“ fuhr jener haſtig fort, ſeine Taſſe Kaffee ſchlürfend — er ſprach kurz und abgeriſſen, wie einer, der gewohnt iſt, daß andere ihm zuhören.

„Nun, die Hausſuchungen nach den Tumulten neulich, Ihr wißt ja —“

Jener ſchüttelte nochmals den Kopf.

„Ich bin ſeit fünfzehn Monaten das erſte Mal wieder in Paris. Ich finde es ſehr verändert!“ Das letzte brachte er mit einem gewiſſen verbiſſenen Ausdruck wie unwillig zwiſchen den Zähnen hervor.

Der Garçon musterte ihn forschend.

„O, seit fünfzehn Monaten, Bürger! Seitdem hat sich hier auch allerlei zugetragen!“

Das war richtig. In diesen fünfzehn Monaten hatte Paris zwei Revolutionen und drei Aufstände erlebt.

Wenn man seit fünfzehn Monaten nicht hier gewesen ist, dann erklärt sich allerdings auch das Gehaben des jungen Reisenden.

Dieser, den Kopf in die Hand gestützt, warf einen raschen Blick durch das Café und über die anwesenden Gäste. Sein Gehirn, das offenbar ermüdet war, überreizt von den Eindrücken der Reise und des langen Aufenthalts in der Fremde, schien mit Wohlgefallen bei der einfachen, vornehmen Eleganz zu verweilen, die dies Café auszeichnete ... Die Thüren waren offen, und die warmen Lüfte des Maiabends strichen ungehindert herein. Die Wachskerzen der beiden Kronleuchter bestrahlten die weißen Medaillons auf blauem Grunde, welche die Wände zierten, die schmalen Goldleisten der Spiegel, die kleinen Tische von Acajou-Holz, an denen die Gäste

ſaßen und laſen oder ſpielten oder ſich unterhielten. An der Wand rechts ſah man eine Büſte der Freiheitsgöttin, aber bereits ohne die rote Mütze, die noch bis vor zehn Monaten ihr Haupt geſchmückt hatte. Die Freiheitsgöttin mußte auch allen Wandel der Politik mitmachen ... Und die rote Mütze war nicht mehr ganz zeitgemäß, ebenſowenig wie die Kokarde, die der junge Jakobiner oſtentativ an ſeinem Hute trug.

„Es hat hier noch heute morgen allerlei abgegeben," begann der Garçon von neuem, einem Winke ſeines Patrons gehorchend, „die Muscadins durchſtreifen um dieſe Zeit die Gegend bis zum Jardin Egalité, Bürger —"

Der junge Mann lächelte ſpöttiſch. Sein mageres, knochiges Geſicht, das einen auffallend friſchen weißen Teint hatte, die lebhaften hellblauen Augen, der lange blonde Schnurrbart — alles das gab ihm einen Ausdruck von Sicherheit und Selbſtvertrauen, der zu ſeinem übrigen Benehmen paßte.

„Ich denke, Ihr ſagtet mir, daß jetzt alles ruhig wäre?!"

„O ja, aber trotzdem — Ihr wißt, wenn ſie eine rote Kokarde bemerken —“

„Was treibt der Bürger Babeuf jetzt eigentlich?“ fragte jener, ihn ohne weiteres unterbrechend, „man hörte ſeit lange nicht von ihm ſprechen.“

„Der Bürger Babeuf iſt ſeit drei Monaten verhaftet,“ antwortete der Patron, ſich ins Geſpräch miſchend — ihm kam die Frage des Fremden nach dem bekannten Terroriſten verdächtig vor, „die Regierung ließ ihn erſt nach Arras ſchaffen, glaub' ich, jetzt iſt er aber wieder hier.“

„So, iſt er wieder hier? Verhaftet?“

Ein Zucken der Ungeduld bewegte die Mundwinkel des jungen Mannes.

„Verhaftet!“ murmelte er halblaut vor ſich hin. „Sie werden ihn ſobald nicht wieder los laſſen!“ Er ſtand da, ſich leiſe auf den Sohlen wiegend, das Auge in die Ferne gerichtet, als ob er da etwas ſuche. Dies Auge hatte einen wilden, begehrlichen und zugleich verſchloſſenen Ausdruck, das wahre Auge des Fanatikers oder Eroberers.

„Ihr kommt aus dem Süden, Bürger?“ be-

merkte der Patron, der allerhand Sprachanklänge bei dem Reiſenden bemerkt und gehört hatte, daß er heute von Melun aufgebrochen ſei.

Jener nickte. — „Ich war vor elf Tagen in Aix,“ ſprach er, „es ſieht ſchauderhaft aus da. Die Leichen liegen auf den Straßen, werden nicht fortgeſchafft und nicht begraben. Die Weißen ziehen in Banden umher und erwürgen die Patrioten, wo ſie ihnen in die Hände fallen. Alle Gefängniſſe im Süden werden erbrochen, und die Rhone ſtrömt rot von Blut. In Toulon ſind im vorigen Monate vierhundert Patrioten ergriffen, ans Meer geſchleppt und von der Klippe hinabgeſtürzt worden, daß ſie an den Felſen zerſchellten.“

Die Gäſte des Cafés horchten auf. Der Bericht des Ankömmlings begann ſie zu intereſſieren. In jener Zeit war ein Reiſender mit friſchen Neuigkeiten dasſelbe wie eine ſenſationelle Depeſche heute.

„Hm! Erſt haben die Roten die Weißen mitrailliert — jetzt verſalzen ihnen dieſe die Suppe!“ bemerkte halblaut einer der Zuhörer mit bitterem Lächeln.

„Und hier berät der Konvent über Dankfeste und Leichenreden — als ob nichts anderes zu thun wäre!“

„Als ob die Nachricht von alledem nicht schon länger hier sein müßte!“

Der Ankömmling wandte sich mit sarkastischem Lächeln und mit einer halben Verneigung, die den Mann von guter Erziehung erkennen ließ, zu dem, der zuletzt gesprochen hatte.

„Ihr irrt Euch, Bürger,“ sprach er, „die Nachricht von alledem kann unmöglich schon hier sein. Es sind drei Kuriere der Regierung ermordet worden seit zwei Monaten, so unsicher sind die Straßen. Vor Lyon blieb ich mit meinem Wagen stecken; alle Wege sind in einem derartigen Zustande, daß man nicht vorwärts kann. Ich bin mit Armeepferden gereist, die ich bei der Armee von Italien requiriert hatte. Die Zustände dort sind noch schlimmer als auf dem Lande.“

„Ah, Ihr wißt Neues von der Armee von Italien?“ Der, der diese Frage that, war ein junger Mann, den der Reisende erst jetzt bemerkte. Er saß in einer

Ecke, allein, halb hinter einer Zeitung verborgen, die er jetzt fallen ließ, und über die hinweg er ein Paar dunkle aufmerksame Augen auf den Ankömmling richtete.

Dieser musterte den Interpellanten schweigend. Seine Lippe kräuselte sich leicht geringschätzig, denn als etwas Besonderes kam ihm jener nicht vor. Der blaue Überrock, den er trug, war derartig abgenützt, daß er an mehreren Stellen glänzte, der Hut, etwas eingedrückt, hatte offenbar schon lange Dienste gethan. Das kastanienbraune Haar, das darunter hervorquoll, war zwar gepudert, aber schlecht in Ordnung; zwei lange Strähnen, die „Hundsohren", wie sie die Mode erforderte, fielen auf die Schulter herab, auf einen Kragen, der unordentlich war und schlecht saß, wie alles an der mageren und dürftigen Gestalt. Unter dem Überrock bemerkte man die dunkelblaue Offiziersuniform; eine schmale, gezackte Goldtresse verriet einen höheren Rang.

Das Gesicht dieses jungen Mannes, der sechs- bis siebenundzwanzig Jahre zählen mochte, war mager, krankhaft blaß, seine Hände, die nervös den

Rand der Zeitung zerknitterten, lang und ungepflegt; sie mochten lange keine Handschuhe gesehen haben.

„Ein verabschiedeter Offizier, wie sie seit dem Thermidor auf allen Straßen herumliegen," dachte der Reisende bei sich, „dieser scheint schon ziemlich heruntergekommen zu sein."

„Ihr wißt Neues von der Armee von Italien?" wiederholte jener seine Frage.

Er sprach mit stark italienischem Accente; sein dunkler Teint, seine kleine unscheinbare Figur ließen darauf schließen, daß er dem Lande Dantes und Ariosts angehöre.

Der Angeredete zuckte die Achseln.

„Ich kann Euch wenig Gutes sagen, Bürger. Die Weißröcke haben noch ihre alten Stellungen bei Ceva. Die Unserigen können nichts unternehmen, die Armee hat kein Brot, die Soldaten haben keine Schuhe, die Kanonen sind ohne Bespannung —"

„Ah!"

Ein halb unterdrückter, zorniger Ausruf. Jener warf das Zeitungsblatt auf einen Stuhl; es kam wie ein Blitz aus seinen tief dunkelblauen Augen.

„Ich kann Euch den letzten Armeebefehl des Generals Kellermann zeigen, worin das Kommando ſelbſt eingeſteht, daß es nicht mehr ein und aus wiſſe. Wartet einmal —“

Und der Reiſende kramte, in ſeiner Rocktaſche ſuchend, in allerlei Papieren, die er hervorzog. Der Patron und ſein Angeſtellter warfen neugierige Blicke darauf. Es ſchien alles mögliche darunter zu ſein, Druckſachen, amtliche Papiere, Siegel. Beſonders ein etwas beſetzt ausſehendes Bändchen in dem damaligen Paß-Format erregte ihre Aufmerkſamkeit. Wären ſie imſtande geweſen, hineinzublicken und die erſte Seite umzuwenden, ſo hätten ſie da folgendes gefunden:

André Theurille,

28 Jahr, Advokat, Kapitän der Nationalgarde, 31. Regiment der Stadt Paris, Angehöriger der Sektion Contrat-Social. Reiſt in beſonderer Miſſion.

Allen Civil- und Militärbehörden wird aufs ſtrengſte anbefohlen, ihm jeglichen Vorſchub zu leiſten.

Gruß und Brüderlichkeit.

Sicherheitsausſchuß.

Folgten die Unterſchriften der Mitglieder des Komitees — Namen, deren Träger ſeitdem faſt ſämtlich guillotiniert oder im Exil waren. Das Schriftſtück war datiert vom Germinal des Jahres II, das heißt vom März 1794 alten Stils.

Der junge Mann wandte dieſen Paß flüchtig mit den anderen Papieren um — er ſuchte die Proklamation, von der er dem Offizier geſprochen hatte —

In dieſem Moment ſtürzte der Garçon herein, den der vorſorgliche Wirt auf Poſten geſandt hatte.

„Die Muscadins! Die Muscadins kommen! Es ſind dieſelben, die ſchon da waren!“

„Um Gottes willen, Bürger — rettet Euch!“

Die Gäſte des Cafés blickten ſämtlich den jungen Jakobiner an. Sie waren geſpannt, wie er ſich aus der Affaire ziehen würde.

„Bürger, ich rate Euch, Euch in Sicherheit zu bringen,“ ſprach der Offizier, der ihn angeredet hatte, kalt. „Es ſind zwanzig auf einen.“

„Sie ſchonen niemand — es iſt um Euch geſchehen, wenn ſie Euch hier treffen,“ bemerkte der

Wirt, deſſen Furcht vor der bevorſtehenden Scene ſich auf ſeinem blaſſen Geſicht deutlich verriet.

Theurille hatte ſich erhoben, die Hand auf den Säbel gelegt, den er wie faſt alle Reiſenden damals unter dem Mantel trug. Er ſtand einen Augenblick horchend da. Es ſchien, als wolle er in der That Widerſtand leiſten.

In der Gegend vom Faubourg Montmartre her hörte man Lärm, Zurufe, das Nahen eines größeren Trupp Menſchen.

„Hm! Es ſind zwanzig auf einen," murmelte er halblaut vor ſich hin, „und zudem habe ich noch auf anderes Bedacht zu nehmen —" Und raſch zu dem furchtbebenden Kellner gewandt, rief er: „Die Rechnung!"

Kaffee und Liqueur — Er bezahlte 46 Livres, das heißt etwa 45 Franken nach heutigem Gelde. Man bezahlte damals in Aſſignaten. Für die einſtündige Droſchkenfahrt, die den jungen Reiſenden vom Poſtgebäude nach dem Centrum der Stadt brachte, hatte er 200 Livres bezahlt.

Theurille warf haſtig ein paar grauweißliche

Scheine auf den Tiſch, ſah noch einmal nach dem Säbel, den er an einem Gurt um den Leib trug, und verſchwand eiligſt unter dem Eingang, nachdem er dem Wirt noch zum Abſchied zugerufen hatte: „Lebt wohl, Bürger — und beſten Dank für Eure Warnung!“

Die Gäſte blickten ihm nach — mit jenem Intereſſe, das unbeteiligte Zuſchauer an einem vorausſichtlich blutigen Drama immer nehmen.

Theurille eilte gerade um die nächſte Straßenecke, als der Trupp der Muscadins ankam. Die meiſten erblickten ihn noch. Etliche ſtürmten in das Café, wo ſie ihn hatten herauskommen ſehen, und wo ſie noch einige Geſinnungsgenoſſen des Jakobiners vermuteten.

Es waren lauter junge Leute, den beſſeren Ständen angehörig, in langen Gewändern, mit Kragen von grünem Sammet, in großen Stiefeln à la Leuthrand — etliche mit jener rieſenmäßigen weißen Krawatte, wie ſie der damalige Dandy trug — alle mit den Knotenſtöcken bewaffnet, die zu ihrem politiſchen Glaubensbekenntnis gehörten — die „voll-

ziehende Gewalt“ nannte das Witzwort des Tages dieſen Knotenſtock.

„Laßt uns ihm nach! Hier um die Ecke —!“

„Nieder mit den Jakobinern!“

Ein Haufe durchſuchte das Café, disputierte mit dem Wirt und ſprach auf die Kellner ein, die angſtbebend ihre Unſchuld beteuerten. Sie wollten ſich ihr edles Wild jedenfalls nicht entgehen laſſen. Ein Jakobiner — das verſprach eine intereſſante Treibjagd.

„Seit drei Tagen haben wir keinen Roten zur Ader gelaſſen! Es iſt Zeit, ihnen den Kragen ein bißchen aufzufärben!“ rief einer von ihnen unter wildem Gelächter, indem er ſeinen Stock ſchwang.

Sie verließen eiligſt das Café, während der Wirt, der froh war, ſie loszuwerden, ſie unter tauſend Höflichkeitsbezeugungen bis auf die Straße geleitete. Er achtete nicht viel darauf, daß der wilde Haufe im Eintreten zwei Porzellanvaſen zertrümmert hatte, die auf Poſtamenten neben der Thür ſtanden.

François, der ältere von den beiden Kellnern, fegte mit einem Seufzer die Trümmer der beiden Gefäße zuſammen und ſprach, während er den da-

voneilenden jungen Leuten nachſah, vor ſich hin: „Was für eine ſchöne Sache wäre die Politik, wenn nicht immer ſo viel dabei zerſchlagen werden müßte!“

Woraus man ſieht, daß François wie viele ſeiner Kollegen entſchiedene Anlage hatte, in ſeinem Berufe ein Philoſoph zu werden.

Währenddem machten ſich die Muscadins an die Verfolgung Theurilles.

Zweites Kapitel.

Medea oder Ariadne?

Der junge Jakobiner eilte in voller Haſt die Rue du Faubourg Poiſſonnière hinab, bog in die Rue Richelieu ein und hoffte, indem er den Weg nach den Quartieren an der Seine einſchlug, ſeinen Verfolgern zu entgehen. Dieſe blieben ihm jedoch immer dicht auf den Ferſen. Ein Glück für den Flüchtling war, daß die Dunkelheit in dieſen wenig belebten Straßen ihn ſchützte. Im damaligen Paris waren bei weitem nicht alle Straßen des Abends beleuchtet, und wo dies geſchah, hatten die Bewohner auch oft wenig davon, denn bisweilen wurden in einer Nacht ſämtliche Laternen einer Straße geraubt. Polizei gab es nicht mehr ſeit dem Aufhören der alten Regierung, und die Paſſanten waren dann auf das

Licht angewieſen, das aus den zahlreichen Kaufmannsbuden kam, die noch des Nachts offen waren.

Die Vorübergehenden und die Anwohner der Straße kümmerten ſich wenig um den Flüchtling und die Schar, die hinter ihm hereilte. Des Nachts war jeder nur auf ſeine eigene Sicherheit bedacht.

Es gelang Theurille, indem er, um eine Ecke biegend, in den Thorweg eines alten Hauſes ſchlüpfte, einen Augenblick die Aufmerkſamkeit der Muscadins zu täuſchen. Vorſichtig wartete er eine Weile, bis er ſich wieder hervorwagte und ſeinen Weg, durch vorſpringende Balkone, Thorfronten und altertümliche Anbauten hier gedeckt, fortſetzte. Auf dem Platz vor einem größeren Gebäude machte er Halt und orientierte ſich. Er fand ſich vor dem Elyſée, demnach nicht mehr weit vom Revolutionsplatz entfernt.

Theurille ſtand erſchöpft, Atem holend, eine Weile ſtill. Er überlegte ſich, ob dieſer unvermutete Angriff am Ende gar kein ſo zufälliger ſei.

„Sollten ſie es ſein? Sollte man wiſſen, daß ich —?“

Da belehrte ihn ein gellendes Pfeifen, daß

ſeine Verfolger in der Nähe ſeien. Sie hatten ſich in zwei Haufen geteilt, um ihn zu umzingeln. Der eine, der von der Rue St. Honoré her kam, ſtürmte mit lautem Geſchrei auf ihn ein.

Der Flüchtling beſann ſich jetzt nicht länger, ſondern floh in Eile die Champs Elyſées hinauf.

Es war jedoch klar, daß dieſe Jagd nicht mehr lange dauern konnte. Theurille, von der Reiſe, die er hinter ſich hatte, erſchöpft, ermüdet, fühlte ſeine Knie wanken, ſeinen Atem keuchend aus der Bruſt gehen. Sein Auge, das die Mörder dicht hinter ſich ſah, durchirrte angſtvoll die Gebüſche und Anlagen dieſer Gegend, ob ſich ihm nicht irgendwo ein Zufluchtsort böte.

Die Champs Elyſées waren damals nicht das, was ſie jetzt ſind, das heißt, die prächtigſte Promenade Europas. Die Stadt hatte hier bereits gänzlich aufgehört; villenartige Landhäuſer unterbrachen von Zeit zu Zeit die Einſamkeit. Prächtige alte Bäume und dichtes Unterholz erweckten den Eindruck eines großen Parks, den man jetzt frei wachſen ließ, nachdem noch vor fünfzehn Jahren die Bäume ſämtlich

in der klassischen Weise Lenôtres zugeschnitten gewesen waren. Mitten hindurch ging die Allee des Veuves mit ihren Ziegeldächern, ihren epheubewachsenen Fassaden, ihren alten Baracken; man glaubte vollkommen auf dem Dorfe zu sein. Indessen war hier nichts von ländlicher Unschuld zu spüren, denn im Freien vor den Thoren logierte in den Sommernächten alles Gesindel der Hauptstadt, und ein Mord war hier eine Sache, die so wenig Aufsehen erregte wie eine zu Boden fallende Kastanie.

Theurille lief, so rasch ihm seine erschöpften Kräfte erlaubten, zwischen zwei schmalen, weißen Gartenmauern dahin, die ihn kurze Zeit den Blicken der Verfolger entzogen, und die auf eine kleine Thür führten. Er stieß sie auf, ohne zu wissen, wo er war, zu wem er gelangte — nur mit dem Gedanken, hier Rettung, Schutz zu suchen, gleich dem gehetzten Wilde, das nicht mehr ein noch aus weiß.

„Rettet mich! Verbergt mich irgendwo! — Man ist mir dicht auf den Fersen!“

Eine junge Person, offenbar eine Dienerin, mit einem Licht in der Hand, die gerade von der Terrasse

des kleinen Landhauſes herabſteigen wollte, floh entſetzt, als dieſer Mann auf einmal aus dem Dunkel ſo plötzlich vor ihr auftauchte. Sie ſtieß einen lauten Schrei aus und ſtürmte ins Haus hinein.

Theurille eilte ihr nach.

„Madame! Madame!“

„Verratet mich nicht! Ich beſchwöre Euch — Um Gottes willen, nehmt Euch meiner an! Ihr ſeht doch, daß ich kein Räuber bin!“

Haſtig, drängend, mit Worten und Gebärden bemüht, ihr Vertrauen einzuflößen, ſtieß er ſie vorwärts auf dem Vorplatz nach dem ſchmalen Flur hin, der in die inneren Gemächer des Hauſes zu führen ſchien.

Auf einmal öffnete ſich eine Thür; eine junge Frau erſchien in langem, hellblauem Gewande, einen Leuchter in der Hand.

Sie ſtarrte betroffen auf dieſe unerwartete Scene.

„Was iſt, Jeanette? Ich höre Lärm und Geſchrei im Garten.“

„Madame — hier —“

„Bürgerin, ich bitte Euch um Euren Schutz,“

nahm Theuriße ſelbſt das Wort, mit einer bittenden Gebärde ſich an die junge Frau wendend, „man verfolgt mich. Ein Haufe junger Leute, der ſchon in der Stadt hinter mir her war, und der mich bis vor Eure Thür gehetzt hat —“

Er hielt inne, er mußte Atem holen. Sein Blicke hefteten ſich geſpannt auf das weiße vornehme Geſicht mit den dunklen Augen, das, grell beleuchtet von dem maſſiven Leuchter, ihn anſah.

Seine Sprache und ſein Ausſehen überzeugten ſie, daß es ſich um keinen Verbrecher oder Übelthäter hier handele. Sie machte, das Licht in der Hand, eine Bewegung nach dem Fenſter hin und ſah in das Dunkel hinaus.

„Sie wollen Euch töten?“ fragte ſie mit gedämpfter Stimme, der Dienerin einen Wink gebend, die ſich zurückzog.

„Ich bin verloren, wenn man mich findet. Ihr wißt, wie es jetzt in der Stadt iſt; man ſchlägt einen Menſchen tot, wenn einem ſein Rock oder ſein Hut nicht gefällt.“

„So kommt mit mir!“

Sie ging ihm voran, nachdem ſie noch einen Augenblick gelauſcht hatte; Stimmengeräuſch und die Rufe klangen gedämpft herüber — die Verfolger waren, wenn ſie auch vor dem Hauſe Halt gemacht hatten, noch in der Nähe.

Theurille folgte ſeiner Führerin durch den Vorſaal, über einen langen Gang, dann durch ein größeres Zimmer, das in ſogenanntem etruskiſchem Geſchmack ausgeſtattet war — er bemerkte Basreliefs, Tauneaux, die von Silber eingerahmt waren, Kandelaber von korinthiſcher Bronze, die in einer Ecke ſtanden — eine gewiſſe öde und leere Pracht herrſchte hier; die Einrichtung der Räume war dürftig, wenn auch elegant — es ſah aus, als ob hier lange niemand gewohnt hätte.

Seine Führerin und ihre Zofe ſchienen die einzigen Bewohner des Hauſes zu ſein; es blieb alles totenſtill, keine Spur anderer Bewohner machte ſich bemerkbar.

Theurille ſah wie im Traum, wie im Bann eines ſeltſamen Abenteuers, immer vor ſich dieſe weiße, kräftige Hand, die den Leuchter umſpannt

hielt, das halb im Schatten liegende Antlitz, das blonde Haar, das ſich im Nacken kräuſelte — er ſpürte den Duft einer eleganten Frau.

„Wer iſt das?“ fragte er ſich, „und wo bin ich hier hingeraten?“

„So — hier ſeid Ihr in Sicherheit, Bürger!“

Sie ſtellte das Licht auf einen Tiſch; er fand ſich in einem kleinen Eckſalon, abſeits, an der Hinterfront des Gebäudes gelegen; einfach möbliert, mit jener froſtigen Eleganz, die er hier überall bemerkt hatte.

„Tauſend Dank — Laßt mich Euch von Herzen danken! Ihr rettet mir vielleicht das Leben!“

Der junge Mann hatte ihre Hände ergriffen und preßte ſie an ſeine Lippen.

Ein leichtes Lächeln ging um ihren Mund, wie wenn ſie den Dank abwehre — zugleich etwas wie Betroffenheit über die Bewegung, über den leidenſchaftlichen Ausdruck im Geſicht des jungen Mannes.

„Sie müſſen ſich etwas entfernt haben —“ ſprach ſie lauſchend, „man hört ſie nicht mehr. Ihr ſeid hier einſtweilen ſicher. Ihr kommt aus der Stadt, ſagt Ihr?“

„Sie entdeckten mich im Café Foy," erwiderte Theurille, „Ihr wißt, wie es jetzt überall iſt — Seit den letzten Unruhen ziehen die Muscadins in der ganzen Stadt in Banden umher und beläſtigen all' und jeden."

„Ja, ja —" ſprach die junge Frau unruhig. „Sie waren hier draußen auch — es hat hier ſchon oft Lärm genug gegeben. Darum wollte Euch meine Dienerin nicht einlaſſen — ſie hielt Euch jedenfalls für einen Wegelagerer oder Unruhſtifter —"

Sie richtete ſich gerade auf, indem ſie nochmals einen Blick auf Theurille warf. Ihre ganze Haltung, ihr Auge hatten etwas, was dem jungen Mann Reſerve auferlegte.

„Eine Ariſtokratin — eine Ariſtokratin von reinem Blut —" das war ſein erſter Gedanke, als er ſie jetzt genauer anſah. Die ſchlanke Geſtalt mit dem hellblonden Haar, der Ausdruck leiſer, geringſchätziger Müdigkeit, der über dem ganzen Geſicht lag, und vor allem die Hände, dieſe Hände, die ſo weiß und ſo wohlgeformt waren, daß man jede feine blaue Ader daran durchſchimmern ſah — dies alles

ſprach allzu deutlich — Ihr Teint hatte etwas Unbeſtimmbares, jenen Roſa-Anhauch, der ſo zart, ſo hingehaucht ſcheint, daß er dem ganzen Geſicht bisweilen einen anderen Anſtrich giebt — es war die Farbe, wie man ſie im Weſten, in der Bretagne, zuweilen findet — ein Meerhauch über dem dunklen, leicht erregbaren Blute der Franzöſin. Nur die Augen paßten nicht dazu, dieſe großen, tiefen, dunkelgrauen Augen, die etwas Unruhiges, Flackerndes, Nervöſes hatten, das man auch an dem raſchen Zucken der Wimpern, an den Bewegungen der Hände bemerkte.

Sie ſchien ſich ihrer Pflichten als Herrin des Hauſes zu erinnern.

„Ihr müßt müde und abgeſpannt ſein, ſetzt Euch! Ich werde dafür ſorgen, daß Ihr etliche Erfriſchungen erhaltet.“

„Ihr übertreibt Eure Güte, Bürgerin. Aber ich werde Euch nicht lange hier zur Laſt fallen. Laßt mich nur eine Stunde warten, dann wird ſich die Bande verlaufen haben — und ich kann ruhig in die Stadt gehen.“

Sie warf einen Blick auf ſeinen Anzug.

„Ah, Ihr kommt von der Reiſe?“

„Ich bin heute in Paris angekommen. Ich kam aus dem Süden, von der Armee von Italien. Unterwegs hatte ich ſchon allerlei gehört von der Stimmung hier, aber auf einen ſolchen Empfang hatte ich doch nicht gerechnet.“

Wieder dies leichte, gleichſam nur hervorgeſteckte Lächeln um ihren Mund.

„Wie kam es denn nur? Ihr waret im Café de Foy, ſagtet Ihr?“

Theurille, der einen unruhigen Blick durch das Fenſter geworfen hatte, kam zurück. „Ich ſaß im Café de Foy, um mich etwas zu erholen und die Zeitungen zu leſen. Ich wußte nicht, wohin ich mich gewagt hatte. Die Muscadins hatten kaum meinen roten Kragen bemerkt, geſehen, daß ich ein Jakobiner war —“

„Ah, Ihr ſeid ein Jakobiner?“

Leiſe, faſt unhörbar hatte ſie die Worte hervorgeſtoßen. Ihr ganzes Geſicht, ihre Mienen, ihre Augen veränderten ſich plötzlich wie unter dem Eindruck einer lähmenden, abſtoßenden Entdeckung.

Sie erhob ſich, ihre Hand ſtreckte ſich langſam, befehlend, nach der Thür aus.

Theurille ſtarrte ſie betroffen an.

Das war nicht mehr dieſelbe Frau, die er eben geſehen hatte, dieſe blaſſe, elegante und vornehme Erſcheinung, die ihn geleitet und geſchützt hatte — aus ihren Augen ſtrahlte es; eine wilde Energie des Haſſes und der Rache, die wie eine dunkle Flut gegen den Unvorſichtigen, der dieſe Worte geſprochen hatte, heranſchlug.

Sie ſtieß die Thür auf, ſie rief das Mädchen, das betroffen mit dem Lichte in der Hand hereinkam — und dann eilte ſie mit raſchen, feſten Schritten nach dem Fenſter, als wollte ſie die Verfolger Theurilles zurückrufen.

„Ah, Ihr ſeid ein Jakobiner?“

Mit einem gierigen Blick überflog ſie ſeine Geſtalt — ſie ſah alles, was ſie in der erſten Überraſchung dieſes unerwarteten Abenteuers überſehen hatte: den roten Kragen, die Kokarde, das kurzgeſchnittene Haar —

„Und Ihr ſucht Schutz bei mir? Ihr ſagt mir,

daß Ihr ein Jakobiner ſeid?! Dies Wort, in dem ich alles zuſammenfaſſe, was ich haſſe und verwünſche! Ah, ich vergaß, Ihr wißt nicht, bei wem Ihr ſeid!“

Und mit einer raſchen Bewegung vor ihm zur Seite tretend, enthüllte ſie einen Teil der Wand, die bisher im Dunkel gelegen hatte — er ſah zwei Porträts da, ein großes Paſtellbild, das eines älteren Mannes in der Tracht des kleinen Lever von Verſailles, das Ludwigskreuz an der Bruſt — und daneben ein kleineres, ein Medaillon beinahe, das einen jungen Mann darſtellte, mit roſigen friſchen Wangen und mit blondem Haar — er ähnelte der jungen Frau, die jetzt vor ihn hintrat und die Hand ausſtreckend, zu ihrem Gaſte ſprach:

„Das da iſt Viktor Amadée, Marquis von Savigny, Komtur des Ordens von Malta, den der Wohlfahrtsausſchuß verhaftete, als er ſich auf ſeinem Gute in Morbihan befand, im Auguſt des Jahres 1793. Er wurde nach Paris geſchleppt und ihm der Prozeß gemacht, nach drei Wochen mußte er die Guillotine beſteigen. Mir, ſeiner Witwe, nahm man alles, was ich hatte, meine Güter, mein Vermögen, meinen

Rang und meinen Titel. Und dieſer hier, der junge Mann iſt mein Bruder Renée, der in der Armee von Belgien diente, bei Jemappes mitfocht und zum Dank für die Dienſte, die er dem Vaterlande geleiſtet hatte, auf eine Denunciation hin als Ariſtokrat verhaftet, eingekerkert und guillotiniert wurde — Ah, und Ihr bittet mich um Schutz, Ihr, die Ihr dieſer Raſſe von Mördern angehört, die mir alles genommen hat, was mir teuer war?!"

„Bürgerin — ich bitte Euch —"

Er verſuchte vergebens, ſie zu unterbrechen; er ſah, wie ſie außer ſich, bebend vor Erregung, mit blitzenden Augen vor ihm ſtand.

„Ein Jakobiner! Alſo alles, was ich haſſe — was ich verfluche! Ihr, die Ihr das Blut Frankreichs getrunken habt — an deren Namen ſich Tauſende und Abertauſende von Flüchen heften —!"

„So hört mich doch nur an — Bürgerin —"

Sie war vor ihm zurückgewichen, wie vor etwas Verabſcheutem, Unreinem — er ſah ſie durch das Fenſter ſpähen.

Theuille begriff, daß es ſich um ſein Leben

handelte. Von dieſer Energie des Haſſes, die Rache für die gemordeten Ihrigen verlangte, durfte er alles erwarten. Das war ſeltſam, das Gefühl, das ihn noch eben durchzuckt hatte. In der Stille der Nacht allein mit dieſer ſchönen jungen Frau in dem halbdunklen Zimmer, beide erregt, daß ſie das Klopfen ihres Herzens gegenſeitig hörten — da hatte jene warme, beſeligende Empfindung ſeine Adern durchſtrömt, die den Mann zur Frau hinzieht — der leiſe dämmernde Anfang vielleicht einer Welt von Gefühlen —

Und nun war das alles vorbei — plötzlich, mit einem Schlage, wie abgeriſſen. Es war, als ob auf einmal ein Strom von Blut zwiſchen ihnen flöſſe — etwas, das ſie auf immer von einander ſcheide.

Wie viel Perſonen konnten ſich treffen im damaligen Frankreich, zwiſchen denen man dieſen Strom von Blut nicht fließen ſah!

Die Verbrechen und die Tyrannei der geſtürzten Machthaber auf der einen Seite — der Haß und der Rachedurſt der Gekränkten auf der anderen Seite —

Dazwiſchen gab es keine Verſöhnung.

„Ihr könnt mich ausliefern, wenn Ihr wollt, Bürgerin,“ ſprach Theurille, „aber hört mich an — Ihr könnt Euren Haß ſättigen — aber laßt mich zwei Fragen vorher an Euch ſtellen!“

Er ſtand, die Arme über die Bruſt gekreuzt, an die Wand gelehnt da; in ſeinen Augen, die ſich feſt auf ihr Geſicht hefteten, ſchienen ſich Flammen zu entzünden. Sie ſah ihn ſtumm, überraſcht an.

„Ihr ſprecht von dem Blut, das vergoſſen iſt,“ ſprach er, die Stimme erhebend. „Ich frage Euch das, ſind jene Toten ſchuldlos geſtorben? War in allebem, was Ihr uns vorwerft, nicht die richtige Erkenntnis deſſen, was wir Frankreich ſchuldig ſind, der großen Mutter, die ein Recht hat, ihre Kinder zu ſegnen oder zu töten? Als das Land in Gefahr war, als der Feind von außen kam, und der König die verraten hatte, die er ſchützen ſollte, hatte Euer Gatte, der am Hofe gelebt hatte, ſeine Pflicht gethan?“

Sie fuhr zurück — betroffen von dem Ausdruck ſeiner Stimme, ſeiner Mienen — von jener finſteren, dämoniſchen Energie, die aus dem hageren Geſicht

ſprach, aus ſeiner ganzen Haltung, der Haltung eines Mannes, der alles hingiebt für die Idee, die ihn beherrſcht.

„Sagt, ſind jene Toten wirklich ſchuldlos geſtorben?“ wiederholte er nochmals mit eindringlicher Stimme.

Héloiſe von Savigny warf einen durchdringenden Blick auf ihn. Ein leichter Schauer ſchüttelte ſie. Ihr war, als läſe dieſer Mann in ihrer Seele. Es giebt Leute, denen man gehorchen muß, wenn ſie das Innerſte ihrer Seele preisgeben, wie es André Theurille eben gethan.

Sie fühlte einen übermächtigen Einfluß auf ſich hinüberſtrömen, von ſeinen Augen, ſeiner Hand, von jedem ſeiner langſamen, gleichſam nachhallenden Worte. Und dann dachte ſie in der That an ihren Gatten, dieſen alten, bereits abgelebten Höfling von Trianon, dem man ſie, das ſiebzehnjährige Kind, zugeworfen hatte, und der im Begriff war, nach England zu entfliehen, als man ihn verhaftete.

Der junge Jakobiner ſtand ſchweratmend, an die Lehne eines Stuhls geſtützt da; er biß die Lippen krampfhaft aufeinander, und man merkte, wie ein leichtes Zittern über ſeine Glieder ging. Schon dieſe Minuten waren eine Tortur für ihn. Es iſt ſo peinlich, ſo demütigend für einen Mann, ſich in der Gewalt eines Weibes zu wiſſen. —

Auf einmal wandte ſich Héloiſe zu dem Mädchen um, das noch immer ſtumm daſtand, mit dem Licht in der Hand die ganze Scene beleuchtend:

„Jeanette, führe dieſen Herrn hinaus," ſprach ſie langſam, mit leicht vibrierender Stimme, „die kleine Thür nach der Rue Ecolière zu —! und ſorge dafür, daß er unbemerkt an den Gärten vorbeikommt. Mein Herr!" wandte ſie ſich an den jungen Mann, „ich rette Euch das Leben, ſagt Ihr — vielleicht — wenn wir uns wieder in zwei feindlichen Lagern treffen, könnt Ihr ja von Ariſtokraten" — ihre Lippe hob ſich ſpöttiſch bei dem Worte — „Großmut lernen!"

Theurille ſah ſie ſtarr an. Es regte ſich in ſeiner Bruſt ein ſeltſames, wildes Gefühl, das ihn zu überwältigen drohte.

„Lebt wohl — und glaubt mir, ich werde Euch das, was Ihr mir gethan habt, nie vergeſſen!“

Und noch ehe ſie daran dachte, hatte er ihre Hand ergriffen, ſie an die Lippen gedrückt und war hinausgeſtürmt, dem Mädchen nach, das ihm den Weg zeigte.

Auch dies Mädchen redete ihn, da ſie ihn zwiſchen den Gärten durchführte und vorſichtig an einer kleinen, niedrigen Thür hinausließ, mit „Herr“ an.

„In dieſem Hauſe ſcheint der Titel Bürger wirklich nicht ſehr geſchätzt zu ſein,“ murmelte Theurille vor ſich hin, als er an der nächſten Ecke ſich noch einmal zurückwandte und das Haus ſeiner Retterin muſterte.

Der Kopf brannte ihm. Er nahm den Hut ab, um ſich an dem kühlenden Winde der Sommernacht zu erfriſchen. Seine Ankunft in Paris, der Überfall im Café, dies ſeltſame Abenteuer mit der ſchönen Frau, das einen ſo eigentümlichen Verlauf nahm — all das wirbelte in ſeinen Gedanken durcheinander. Eine Ariſtokratin — Es ging wie ein

höhniſches Lachen durch ſein Inneres. —

Sie, die Ariſtokratin, hatte ihn, den Jakobiner, gerettet.

Er ſprach ſchließlich mit einem Seufzer zu ſich ſelbſt:

„Pah, kann man denn heutzutage am Morgen wiſſen, wo man am Abend Zuflucht ſuchen muß?“

Dies brachte ſeine Gedanken in eine andere Richtung. Er ſah ſich um, wo er war. Die Gegend hier war öde und menſchenverlaſſen, eine Vorſtadtſtraße, in der die nächtliche Stille durch nichts geſtört wurde. In der Nähe blinkten Lichter; eines der ſtädtiſchen Magazine, vor der ein Wachtpoſten auf und ab patrouillierte, war hier nur wenige Schritte entfernt.

André Theurille zog aus einer rotlebernen Briefſtaſche, die er bei ſich trug, ein Schreiben hervor, das mit einem kleinen, gelben Siegel verſehen war, und deſſen Adreſſe er beim Schein der nächſten Laterne ſorgfältig prüfte. Sie lautete:

An den Bürger Gaſton Valèze.

Rue St. Honoré 320.

Paris.

Dieſer Brief war ihm vor vierzehn Tagen von dem Marſeiller jakobiniſchen Klub zur Beförderung übergeben worden; wahrſcheinlich handelte es ſich darin um einen erneuten Inſurrektionsverſuch der letzthin im Prairial-Aufſtand wiederum niedergeworfenen jakobiniſchen Partei.

Es war dieſer Brief der Grund, mit dem Theurille ſich den Angriff der Muscadins erklärte, die vielleicht wußten, daß er den Brief bei ſich trug. Er kannte übrigens weder den Adreſſaten noch den Inhalt des Briefes. Indeſſen beſchloß er den Bürger Valèze gleich in den nächſten Tagen aufzuſuchen, ſobald er ſich erſt wieder in Paris häuslich eingerichtet hatte.

Als André Theurille langſam und mit geſenktem Haupte wieder den Quartieren der inneren Stadt zuging, um ſeinen Gaſthof aufzuſuchen, kehrten ſeine Gedanken noch einmal zu dem eigentümlichen Abenteuer zurück, das ihm das Leben gerettet hatte.

„Welch ein Weib! Wie ein Dämon des Haſſes ſtand ſie vor mir! Das war gefährlicher als die Muscadins. Aber ſie iſt nicht die erſte Medea, die ſich in eine Ariadne verwandelt hat — Und die Frauen

haben ſtets unrecht, wenn ſie ſich in die Politik miſchen!“

Er liebte klaſſiſche Vergleiche, und wie alle jungen Leute von damals zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren kannte er Rom und Sparta beſſer als ſein eigenes Vaterland, und verwechſelte ſie häufiger mit dieſem als gut war.

Drittes Kapitel.

Palais Gomorrha.

Es kommt zuweilen vor, daß, wenn in einer Gesellschaft infolge politischer Stürme aller Glanz und alle Freude am Leben ausgerottet ist, diese zu Stätten flüchtet und bei einer Welt Zuflucht sucht, die man bis dahin verachtet hat, und die nun auf einmal zu stündlich wachsender Macht anschwillt. Die menschliche Natur ist so eingerichtet, daß sie sich in Extremen bewegen muß; die Nerven, die in den Zeiten der großen Krisen des Tags über von einer Überreizung zur anderen eilen, bedürfen des Abends noch einer weiteren Überreizung — der durch den Genuß und den Taumel.

Die Revolution, die Helden geschaffen hat wie Lafayette und Bailly, schuf auch Ungeheuer wie

Hébert und Marat. Das Bindeglied zwiſchen beiden war die Guillotine. Der Tod ſchwebte über allen, und weil man ſo raſch ſtarb, wollte man auch raſch leben — wollte man heiß, ſtark und viel leben. Die politiſchen und geſellſchaftlichen Kriſen drängten ſich in ſo unglaublich kurze Zeit zuſammen, daß man kaum über die nächſte Stunde verfügen konnte, daß man die Lebensreize mit einer tollen Haſt einſchlürfen mußte, denn morgen konnte ein Bote des Wohlfahrtsausſchuſſes kommen, mit jener unheilverkündenden Miene und jenen Worten, die die Römer Neros und Caligulas kannten:

„Cäſar will, daß Du dieſe Welt verläßt!“

Nun wohl, es gab einen Ort in Paris, wo alles zuſammengehäuft war, was dieſe Geſellſchaft an Glanz, Genüſſen und Luxus, an Verbrechen, Ausſchweifungen und Unthaten kannte, wo Worte der erhabenſten Größe geſprochen waren neben unflätigem Cynismus, wo der menſchliche Charakter alles enthüllt hatte, was er an Gemeinem und Großartigem in ſich barg.

Dieſer Ort war das Palais Royal.

Es iſt zwiſchen acht und neun Uhr abends. Um

dieſe Zeit beginnt das Leben in dem Maëlſtrom von Paris zu erwachen, ſchmückt ſich das gewaltige Gebäude mit den unzähligen Lichtern und Lampen, mit denen es die große Stadt anzulocken ſcheint. Die Menge drängt ſich in den Galerien, im Garten, wo in der Mitte ſich ein Springbrunnen erhebt, vor dem Cirkus, deſſen Wunder- und Akrobatenkünſte immer Bewunderer finden, vor den Reſtaurants, auf deren Spiegelſcheiben in goldenen Buchſtaben die Namen der Vatels jener Epoche prangen, die Namen: Beauvilliers, Robert, Véry und vor allem Méot, der berühmte Méot, deſſen Rôtis und Pâtés nicht ihresgleichen haben. Der zerlumpte Mann aus dem Volke, der dieſe ausgeſuchten Delikateſſen da hinter den Scheiben auf blitzenden Kryſtallplatten ausgelegt ſieht, und der von einem Viertelpfund Brot täglich leben muß, das ihm die Commune von Paris als tägliches Almoſen hinwirft, der fragt ſich, warum ihm Freiheit und Gleichheit immer noch nicht zu ſolchen Leckerbiſſen verholfen haben, und warum er nicht ſatt wird, während andere ſchwelgen.

Ja, ja, man ſagt nicht ohne Grund jetzt Palais

Egalité und Jardin Egalité — Der alte Name Palais Royal iſt ſtreng verpönt. Wenigſtens Illuſionen muß man dem Volke verſchaffen. —

In den Gängen, auf den gepflaſterten Höfen und vor dem Trottoir der Cafés treiben die Décrotteure ihr Weſen, die dem Vorübergehenden Kleider und Schuh putzen. Andere bieten Zeitungen aus, verkaufen Bücher, Broſchüren. Ganz in der Nähe, wenn man die Treppe hinaufgeht, liegen die Bücherläden, vor denen die Menge ſich am meiſten drängt und ſchiebt. Es ſind hier Sachen, die kein junges Mädchen der beſſeren Klaſſen anſehen dürfte — Dieſe gelben, dürftigen Einbände, dieſe ſchmalen Hefte in kleinem Format — zu 10 Sous der Band — bieten das Ärgſte, was ein Volk, das alle Zügel abgeworfen hat, ſich erlauben kann. Man ſieht hier Voltaires Pucelle und Sades Juſtine illuſtriert. Und davor wird am meiſten gefragt und gelacht und werden Bemerkungen ausgetauſcht —

Wie ſchwül und erhitzt die Luft hier iſt! — Daneben ſind Drucke und Holzſchnitte ausgebreitet, auf denen die Hinrichtung Ludwigs XVI. zu ſehen

iſt. „Der alte Veto unter dem Raſiermeſſer der Nation“. „Große Verſchwörung Pitts und Koburgs im Bunde mit den Föderaliſten“. Karikaturen über Karikaturen, für und gegen die Revolution, eine papierene Flut mit ihrem eigentümlichen Dunſt von Blut und Wolluſt, von Tollheit und Ausgelaſſenheit, die man bisweilen dem Narrenhauſe entſprungen wähnt, die aber ſeit ſechs Jahren über das Wohl und Wehe von fünfundzwanzig Millionen Menſchen entſcheidet.

Wie ſchwül und erhitzt die Luft hier iſt! Da kommt eine Schar Mädchen die Galerien des erſten Stocks hinauf — ſie tragen große ſchwarze Hüte mit goldenen Eicheln, und ihre Koſtüme laſſen faſt nichts von den Formen zu erraten übrig. Ihre blitzenden Augen heften ſich feſt auf die Geſichter der Vorübergehenden, die Blicke, die Geſten, die lauten Ausrufe, mit denen ſie begrüßt werden, ſchmeicheln ihrer Eigenliebe — ſie fühlen ſich zu Hauſe hier, ſie wiſſen, daß ſie hier die Herrinnen ſind, und ſie machen gleichſam die Honneurs hier, wo ſie ganz Paris empfangen.

O, die Republik, die die allgemeine Freiheit begründet, durfte doch die Freiheit der Sitten nicht beeinträchtigen! Man ist auch darin immer weiter gegangen. Mit den Kostümen fing das an. Erst kleidete man sich à la romaine, dann à la grecque, schließlich à la sauvage. Und wenn man das noch übertreffen könnte —

„Sieh, sieh, da ist der kleine Husar wieder, weißt Du, Juliette, von neulich —"

„Nimm den Husar —! Ich gebe nichts auf die Armee von Grenelle!"

„Und der dicke Präfekt, mit dem man Dich neulich sah? Nimm Dich in acht vor den Beamten der Republik!"

„Bah, sie mögen mich in Ruhe lassen mit ihrer Republik!" erwidert die große Brünette mit spöttischem Lachen.

Diese ganze eigentümliche Welt, die hier lebt, verachtet die Republik und zuckt die Achseln über die Revolution. Hier werden die Assignaten nicht genommen, und nirgends wird die Armut unbarmherziger verspottet als hier. Es ist, als ob die alte

Monarchie, als ſie ſterben mußte, der Republik dieſen Herd des Luxus und des Verderbens hinterlaſſen habe — wie ein Neſſusgewand, deſſen Wirkungen ſie mit höhniſchem Lachen abwarten kann. Die, die ſich hier amüſieren, ſie ſpotten über das Elend des Volkes und zucken die Achſeln über die tugendhafte Republik Robespierres und Saint-Juſts.

Palais Gomorrha —

Wie das rauſcht von langen, ſchleppenden Gewändern, von dem Vorbeiſtrömen dieſer ſchwatzenden, lachenden, erregten Menge — von halblauten Worten, unterdrückten Ausrufen, leiſem Kichern auf den Treppen der Spielſäle, der Reſtaurants, hinter den Spiegelſcheiben der Cafés, um den Springbrunnen, wo ſich die Promenierenden drängen! Wieviel Intriguen, galante Abenteuer, zärtliche Unterhaltungen und lichtſcheue Niederträchtigkeiten hier abgemacht werden in zwei bis drei Worten während des Zuſammenſtehens unter einer Laterne im Halbdunkel des Sommerabends! — All dieſe jungen Leute, die hier promenieren, dieſe ernſthaften Karikaturen des Jahrhunderts mit ihren langen Fräcken, die ſo eng

ſind, daß ſie einer Weſpentaille gleichen, ihren rieſigen Krawatten, die den Hals ſo einſchnüren, daß der Kopf wie aus einer Dachluke daraus hervorſieht — die „Incroyables“ mit den langen Haarſträhnen, die über die Ohren herabfallen, der Lorgnette in der einen und dem kurzen bleigefüllten Stock in der anderen Hand, all dieſe jungen Leute haben ſeit fünf Jahren die Welt ſo blutig ernſthaft geſehen, ſind aufgewachſen unter ſo viel Thränen und Elend und Jammer, daß ſie jetzt erſt lernen wollen, was Leben heißt, daß der Genuß und die Freude ſie förmlich berauſchen und ſie ſich ihm hingeben mit der ganzen zitternden, tölpelhaften Neugier des Neophyten.

Es geht ſich hier ſo angenehm in der warmen, weichen Luft des Sommerabends, während der Wind die Zweige der Ulmen leiſe bewegt, und die Lichter überall aufblitzen, und man das Rauſchen und Wogen der Menge um ſich fühlt.

Und der lachende Philoſoph, der hier umhergehen wollte unter der Menge und ſammeln wollte, was er an Thorheiten, Lächerlichkeiten und Niederträchtigkeiten fände, würde am Ende ſich achſelzuckend

wegwenden und fragen, ob dies Volk die Helden und Märtyrer auch nur wert ſei, die ſich für die Freiheit aufgeopfert haben auf dieſem blutgetränkten Boden.

Vorbei, vorbei! — Was vorbeigerauſcht iſt, das exiſtiert nicht mehr für uns, und die Freiheit iſt am Ende auch ſchon eine Mode von geſtern.

Manch einer, der hier vorübergeht, bleibt vielleicht ein oder zwei Minuten ſtehen, und es fällt ihm allerlei ein, wenn er auf den Garten, die Bänke unter den Bäumen, die Kaffeetiſche im Freien ſieht — allerlei, was ja ſchließlich erſt ein paar Jahre her iſt.

Palais Royal! — Wenn deine Bäume, deine Hallen reden wollten! —

Dort drüben, bei Robert, der jetzt behäbig mit dickem Bauch und feiſtem Geſicht hinter dem Büffett ſteht, iſt einſt Camille Desmoulins auf Tiſche und Stühle geſprungen und hat über Freiheit und Gleichheit geprebigt — und ſeine Worte zündeten wie ein Funke, der ins Pulverfaß ſchlägt — dort im Reſtaurant Février wurde Lepelletier St. Fargeau ermordet, weil er für den Tod des Tyrannen votiert hatte — hier oben in der alten Galerie der Herzöge

von Orléans wurde in den Märztagen von 93 die Verſchwörung vorbereitet, die Robespierre zu Fall brachte, und die den „Bürger Egalité“ aufs Schafott lieferte — drüben im Café Corazza wurde der 31. Mai inſceniert, der die Gironde ſtürzte — die Gironde, von der nur ein einziger übrig blieb, Louvet, der jetzt Buchhändler iſt und ſeinen Laden in Nr. 24 der Galerien hat — und dort auf jener Bank hat Robespierre geſeſſen, an dem ſonnigen Apriltage, als man Danton das Haupt abſchlug. Er ſah düſter und griesgrämig aus an dieſem Tage, der Bürger Robespierre, und er ſtreichelte ſo nachdenklich das Fell ſeiner großen Dogge, die ihm zu Füßen lag — ihm ahnte vielleicht, daß er in vier Monaten denſelben Weg gehen würde.

Wo ſind ſie alle jetzt? Der Bürger Samſon kann darüber Auskunft geben — und die Kirchhofsregiſter der Madeleine; dort liegt die Königin neben dem Radikalen, der Edelmann neben dem Proletarier, der Girondiſt neben den September-Mördern.

Die Sphinx der Revolution, die ſie alle verſchlungen hat, ſtreckt noch immer murrend ihre Tatzen aus und fordert neue Opfer und neue Leichen —

Sie wartet noch immer mit höhniſchem Lachen auf den Ödipus, der das erlöſende Wort ſprechen ſoll, dies Wort, das ſie alle nicht gefunden haben. Vielleicht geht er ſchon umher unter dieſer Menge, die hier promeniert und die ſo ungeduldig, ſo ſehnſüchtig wartet auf dieſen neuen Ödipus.

„Hé! Pardi! Germain, da ſeid Ihr ja! Ich hörte heute, daß Ihr entlaſſen wäret!“

„Alle Wetter, der Bürger Theurille!“ ſtaunte jener, „welcher Wind hat Euch denn hergeſchneit nach Paris?“

Theurille lachte kurz auf. „Ein guter, hoff' ich. Ich ſehe, daß es hier zu thun giebt. Noch mehr zu thun als damals, als ich wegging!“

„Da könntet Ihr recht haben — aber ſprecht leiſer. Es wimmelt hier nicht gerade von Patrioten, und ich kenne die Luft der Abbaye zu genau, um großen Geſchmack daran zu finden!“

Der mit Germain Angeredete, eine ſtämmige, mittelgroße Figur, mit energiſchem, wenn auch rohem Geſicht, dem man trotz des Civilanzugs den ehemaligen

Militär anſah, trat etwas beiſeite und ſah ſpähend die Kolonnaden hinunter.

„Ihr kommt aus dem Gefängnis?“ fragte Theurille mit einem Hochziehen der Brauen.

„Du ſagſt es, Brutus,“ entgegnete jener parodierend, „am 10. Germinal nahm ſich die Regierung meiner liebevoll an und gewährte mir für etliche Wochen Koſt und Logis. Und ich habe da Bekanntſchaften gemacht! Seht, ſo wahr iſt es, daß das Gefängnis ſchon lange der Ort in Paris iſt, wo man die beſte Geſellſchaft trifft!“

„Das könnte ſtimmen — aber —“

„Wollen wir nicht drüben ins Café de la Liberté treten? Es ſchwatzt ſich da beſſer. Das heißt, ich ſehe da den General Maillard — Ihr wißt, der voriges Jahr in der Vendée kommandierte, und der den reizenden Einfall gehabt hat, ſein Zimmer mit den Ohren von erſchoſſenen Chouans auszutapezieren, wofür er den Soldaten 20 Francs pro Stück bezahlte. Er gehört zu meinen Bekannten, und ich möchte nicht —“

„Wenn man die Ohren aller Chouans, die jetzt

in Paris ſind, zum Tapezieren verwenden wollte, würden die Wände des Louvre nicht ausreichen!“ murmelte Theurille ingrimmig, der an ſein Abenteuer von vorgeſtern dachte.

Der ehemalige Huſar lachte.

„Bravo! Ich ſehe, Ihr ſeid noch derſelbe!“ Dann aber plötzlich ernſt werdend, fügte er hinzu: „Ach, wenn Ihr wüßtet, Freund, wie ſich hier alles verändert hat ſeit einem Jahre! O, Thermidor, Thermidor, verhängnisvolles Datum!“

„Ja, Ihr waret hier, und Ihr habt es nicht verhindert,“ entgegnete Theurille. „Ich war im Süden unter einem Haufen von Rebellen, aufrühreriſchen Provinzen, vom Feinde überſchwemmten Landſchaften. Als ich davon hörte und begriff, daß alles verloren war, blieb ich klugerweiſe dort; ich wußte, was mich hier erwartete. — Aber laſſen wir das. Sagt mir, was macht Babeuf?“

Germain zuckte die Achſeln.

„Keine Ausſicht, daß er bald freigelaſſen wird! Er iſt mit Tallien und Fréron Todfeind. Ich werde

in den nächſten Tagen nach Arras gehen. Vielleicht kann ich etwas für ihn thun!“

„Die Elenden! Aasgeier vom Thermidor!“ murmelte Theurille. „Lebt wohl, ich muß gehen.“

„Ihr kommt nächſten Decadi in die Verſammlung unſerer Sektion, nicht wahr?“ rief ihm Germain nach. „Ihr werdet Roſſignol und Santerre da treffen.“

Theurille nickte ſchweigend und ging langſam die Treppe zu den Galerien hinauf, durchſchritt die von ſpärlichem Lampenlicht beleuchtete Halle, wo um dieſe Zeit der Verkehr allmählich aufhörte, und wollte auf der anderen Seite des Gebäudes, die nach dem Louvre zu lag, wieder hinabſteigen.

In dem Moment, als er die erſte Stufe der Treppe hinabſtieg, wäre er beinahe gegen eine Geſtalt geſtoßen, die er nicht bemerkt hatte, und die halb im Dunkel verborgen an einem der großen Bogenfenſter ſtand, von wo man in den Hof und die Gärten hinabſah.

„Entſchuldigt — ich hatte nicht geſehen —“

Theurille wollte, indem er dies haſtig vor ſich

hin murmelte, vorbeieilen — aber die Geſtalt richtete ſich plötzlich vor ihm auf und warf ihm einen aufmerkſamen Blick zu, worauf ſie mit einer Stimme, die ihm bekannt vorkam, ſprach:

„Ah, Ihr ſeid es, Bürger — Ihr ſeid alſo den Muscadins neulich entkommen?“

„Sieh da — jener heruntergekommene Offizier aus dem Café Foy!“ war Theurilles erſter Gedanke, als er ſich umwandte und den unerwarteten Interpellanten erblickte.

Er war es in der That — eine kleine, magere Geſtalt, die, die Hände auf dem Rücken gefaltet, an einem Fenſterpfeiler lehnte, in denſelben abgenutzten Überrock gekleidet wie neulich, die Hände ohne Handſchuhe, das Haar nachläſſig friſiert, in langen Strähnen herabflatternd — nur hinten waren etliche Locken mit einem Bande zuſammengebunden.

Theurille reichte ihm die Hand.

„Wie Ihr ſeht, ja. Ich hatte mich rechtzeitig davongemacht, und ich danke Euch noch nachträglich für Eure Warnung —“

„Keine Urſache! Gegen das Geſindel, das jetzt

die Straßen beherrſcht, müſſen alle anſtändigen Leute zuſammenhalten. — Mich wundert, daß Ihr hier noch nicht beläſtigt ſeid!“

„O, hier ſind zu viele von Euren Kameraden, die würden ſich gleich ins Mittel legen!“

„Ja, ja — man ſieht jetzt viel Militär hier,“ murmelte jener zwiſchen den Zähnen.

„Und wahrſcheinlich alle zu demſelben Zweck wie Ihr,“ fuhr Theurille lächelnd fort, „eine Frau — ein Rendezvous, verabredet oder nicht verabredet —“

„O, glaubt das nicht —! ich habe nichts Derartiges vor — Che, che! Was iſt denn das ſchließlich, eine Frau?“ ſprach der Offizier halblaut und geringſchätzig mit den Achſeln zuckend — in jenem eigentümlichen Tone und mit der Verachtung des Südländers, der ſeine halb orientaliſche Anſchauung gegenüber den Frauen nie los wird.

Theurille begann ihn überhaupt für einen Provençalen zu halten; ſeine dunkle Geſichtsfarbe, ſeine harte, gebrochene gutturale Ausſprache, in die ſich die italieniſchen Laute miſchten (er ſprach g für c und t für d) — die raſche und plötzliche Geſtikulation aus

unbeweglicher Ruhe heraus, alles das ließ darauf ſchließen.

„Nun, wenn Ihr das nicht liebt, ſucht Ihr vielleicht andere Zerſtreuung; es findet hier jeder ſeine Rechnung!“ ſprach er, mit einem Kopfnicken auf die große, glühende 17 deutend, die, von flammenden Lichtern gebildet, über dem Portal eines der Spielſäle ſichtbar wurde.

Jener ſah ihn an.

„Und warum geht Ihr ſelbſt dort nicht hin?“ fragte er.

Theurille ſchüttelte den Kopf.

„Ich ſpiele nie.“

„Ich auch nicht. Es iſt dumm, ſein Geld ſo zum Fenſter hinauszuwerfen — obwohl . . .“

Er brach ab und warf einen ſpähenden Blick durch das Fenſter nach unten, um nach einer Weile, auf eine Frauengeſtalt deutend, die dort promenierte, fortzufahren:

„Seht nur dieſe große Blonde dort — die in der grünen Robe; ich habe ſie beobachtet, wie ſie ſchon dreimal denſelben Herrn anredete — Parbleu,

er hat ſie wieder abblitzen laſſen! Findet Ihr nicht, daß dieſe Damen in letzter Zeit ungemein an Freiheit des Benehmens gewonnen haben?“

„Ich kann es nicht ſagen, ich bin erſt ſeit drei Tagen wieder in Paris —“

„Ach Ihr kommt —?“

„Aus Eurem Lande da unten — aus Marſeille —“

„Ach ja, ich erinnere mich —“ ſprach jener, ſich mit der Hand über die Stirn fahrend, „Ihr ſagtet ja —“

Theurille beobachtete ihn aufmerkſam. In dem Blick, den dieſer junge, deklaſſiert ausſehende Mann auf die ſchöne elegante Frauengeſtalt da unten warf, ſchien ihm etwas zu liegen, was ſeinen geäußerten asketiſchen Grundſätzen widerſprach. Unterdrückte Sinnengier, Heißhunger nach Schönheit, Eleganz und Luxus, während man einen an den Ellbogen abgeſchabten Rock trägt und ſich am Ende nicht einmal ſatt ißt — das glaubte Theurille in den Augen ſeines Gegenüber zu leſen.

„Er wird wohl vergebens irgend eine Bekanntſchaft haben machen wollen,“ dachte er bei ſich, „ſie

ſehen ihm ja an, daß er kein Geld hat — und ſchon Jupiter war geſcheit genug, nicht mit leeren Händen bei Danae einzukehren —“

Laut bemerkte er: „Wenn ich nicht irre, fragtet Ihr nach der Armee von Italien, Bürger — wart Ihr dort vielleicht aktiv?“

Jener warf ihm einen flüchtigen Blick zu. „Ja, eine Zeitlang. — Ich war bei der Artillerie beſchäftigt — darum intereſſierten mich Eure Neuigkeiten — obwohl ſie mich nicht überraſchten.“ Er machte eine geringſchätzige Handbewegung. „Ich weiß ja, daß jetzt nichts wie Dummheiten da unten gemacht werden —“

„Und nicht bloß da unten —“ murmelte Theurille, „überall — alles, was ſeit dem 9. Thermidor geſchehen iſt.“

„Thermidor — hm — das Datum kenn' ich auch —“ ein leichtes, kaum bemerkbares Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen — eine Ironie, die Theurille häufig in ſeinen Worten bemerkte. Sie war fein und ſchneidend, dieſe Ironie, wie ein kleiner italieniſcher Dolch — Etwas Unnachahmbares lag darin. — Er ſtandierte dann die Worte eigentümlich und ließ die

langen Silben nachſchleppen wie jemand, der mit Betonung und nach langer Überlegung ſpricht.

„Ah, Ihr alſo auch! — Nun, ich blieb damals im Süden, um nicht hier guillotiniert zu werden,“ ſprach Theurille, „und wer weiß, wenn ich länger dort geweſen wäre —“

Nun warf ſein Begleiter, ſich langſam umwendend, einen Blick — den erſten Blick wirklicher Aufmerkſamkeit auf ihn.

„Dann ſind wir wirklich Leidensgefährten, Bürger! In der That iſt ſeit drei Jahren wohl jeder anſtändige Menſch in Frankreich einmal eingekerkert worden. — Ich wurde nach dem Thermidor zu Antibes auf der Feſte interniert — ſcheußliches Loch. — Aber was iſt das da unten für ein Auflauf —?“

Sie ſahen beide durch die Bogenöffnungen in den Hof hinab, wo die Menſchen ſich drängten, durcheinanderliefen.

Theurille blickte unwillkürlich nach der Seite, wo er ſeinen Säbel nicht mehr vorfand.

Sein Begleiter bemerkte das.

„Seid unbeſorgt! — Es wird irgend ein Aus-

rufer ſein, der Lärm macht, um die allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Oder," fügte er in etwas geſenktem Tone hinzu, „es iſt jemand vor Hunger umgefallen. Man ſieht das ja jetzt zu häufig in den Straßen. Geſtern hat man drei Menſchen auf dem Boulevard du Temple aufgeleſen, die einfach umgefallen waren —"

„Nur drei —!"

„Ein ganzes Volk, das hungert —!" wiederholte der Militär mit einem finſteren Geſichtsausdruck.

Theurille lachte ſchneidend auf.

„Ihr irrt Euch — ein Volk, das ſich amüſiert!" rief er höhniſch, auf die Lichtöffnungen der Höfe, die glänzenden Schaufenſter, die illuminierten Faſſaden der Spielſäle und Reſtaurants zeigend.

Der Lärm da unten war ſchon wieder vorbei. Ein Militär hatte mit einem Zeitungsausträger Streit angefangen, der ihm ſein Blatt, die „Opinion nationale", unter allzu gellenden Ausrufen vor die Naſe hielt, und da er kein Freund der Politik des Bürgers Meliſſon war, hatte er das Blatt mit ſeinem Stöckchen gerade durchgeriſſen, worauf die Kameraden des Ge-

ſchädigten herbeieilten und ſich ein allgemeines Handgemenge entſpann.

Theurille hatte die Stirn in Falten gezogen bei dieſem Anblick.

„Dieſe Troupiers da unten fühlen ſich ſchon,“ ſprach er halblaut; „früher war das auch nicht. — Sie wiſſen, daß die Regierung auf ſie hält.“

Sein Begleiter hatte ſpöttiſch aufgelacht, indem er die Arme über der Bruſt kreuzte.

„Deshalb giebt ſie uns ebenſo wenig Brot und Schuhe wie den übrigen! — All die gerühmten Armeen, die Carnot an die Grenze geworfen hat, gehen barfuß und nähen ſich ihre Rockärmel mit Bindfaden zuſammen. — Aber ſucht die Leute, die an den Lieferungen verdienen, und die in den Deputationen und Komitees ſitzen — hier könnt Ihr ſie finden — hier wird das Geld verpraßt, das ſie Frankreich aus der Taſche ſtehlen —“

Und an einer Ecke der Galerien ſtehend, wo man das Innere des Palais faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung überſah, wies er mit der Hand hin auf dies Meer von Lichtern, von Menſchen, von Lärm

und Geräuſch, das in tauſend verſchiedenen Accorden zum Himmel emporſtieg. All dieſe Flammen in Rot und Weiß und Gelb, die ihren trüben, ſchwelenden Dunſt mit der lauen Nachtluft miſchten, dieſe ſchreienden, geſtikulierenden, ſich aneinander ſtoßenden Menſchen in grell bunten Gewändern, in phantaſtiſchen Toiletten, zwiſchen denen hindurch man weiße Frauennacken, entblößte Arme, dekolletierte Schultern ſchimmern ſah — über alle dieſem ein Hauch verzehrender Sinnlichkeit, verkappten Elends, vermengt mit dem Blutgeruch, den dieſe Stätte ausſtrömte, das alles war ein Bild, würdig des Hexenſabbaths auf der Walpurgisnacht — es war die Viſion eines Volkes, das verzehrt von einer furchtbaren Kriſis, ſich zu betäuben ſucht, zu vergeſſen um jeden Preis — um das Fieber in ſeinen Adern nicht mehr zu ſpüren —

Und dieſer junge Offizier mit dem hageren, knochigen Geſicht, der hier im Halbdunkel des Bogenganges auf all dies Flimmern und Glänzen einen gierigen Blick herabſandte, den Blick deſſen, der entbehren muß, und der ausgeſchloſſen wird von der Gemeinſchaft der Glücklichen, dieſe düſtere Figur ſchien

zu paſſen in das wilde Gemälde — Elend hier und Elend da —

Plötzlich wandte er ſich mit einer brüsken Bewegung zu ſeinem Begleiter um:

„Ihr ſagt, Ihr wüßtet nicht, weshalb die Muscadins jenen Anfall auf Euch machten?“

Theurille zuckte die Achſeln.

„In der That, nein. Ich glaube, nur meines roten Kragens wegen. Oder vielleicht, weil ſie wußten, daß ich einen Brief des Jakobinerklubs in Marſeille bei mir trug —“

„Des Jakobinerklubs in Marſeille? Ihr?!“ Es lag ein ſeltſames Erſtaunen in dieſer Frage, der Offizier ſah ihm ſcharf ins Geſicht.

„Ja, warum nicht? Er wurde mir vom Bürger Vihier daſelbſt gegeben.“

„Und an wen? Verzeiht meine Fragen — aber ich müßte mich ſehr irren, oder es liegt hier eine verborgene Niederträchtigkeit vor.“

„Der Brief iſt adreſſiert an den Bürger Gaſton Valèze, deſſen Bureau hier im Palais Royal iſt — ich bin im Begriff ihn aufzuſuchen.“

„An Gaſton Valèze, den Bankier? Den Freund Barras?“

Jener trat einen Schritt zurück, dann ſprach er mit einem eigentümlichen Lächeln:

„Nun iſt die Sache nur allzu klar. Jetzt erlaubt mir eine letzte Frage. Wann iſt das geweſen?“

„An dem Tage, an dem ich Marſeille verließ, am 12. Floréal, den 2. Mai!“ antwortete Theurille.

„So — und ich habe Marſeille am 15. Floréal verlaſſen — Und am 14. ſprach die ganze Stadt von der Entdeckung einer royaliſtiſchen Verſchwörung, deren Herd der Jakobinerklub geweſen war —! Der Bürger Vihier, der an der Spitze ſtand, war ein Agent Artois', von dem er monatlich 6000 Livres bezog, und er ſtand in genaueſten Beziehungen mit den Chouans in Paris. Und Ihr habt wahrſcheinlich ahnungslos dieſe Beziehungen geknüpft und irgend ein wichtiges Schreiben des Auslandes befördert, deſſen Bekanntwerden für gewiſſe große Leute hier ſehr gefährlich werden kann! Und den Botenlohn ſolltet Ihr neulich Nacht mit ein paar Säbelhieben erhalten!“

Theurille ſtand wie vom Blitze getroffen bei dieſen unerwarteten Eröffnungen, die jener ihm mit der düſteren, ſpöttiſchen Kälte, die ihm eigentümlich ſchien, gemacht hatte.

„Aber iſt denn das überall hingedrungen, dieſe Flut von Schande, die Frankreich wieder unter die Tyrannei der Bourbonen zurückbringen will?!“

Er ſtieß das laut, faſt ſchreiend hervor, im jähen Ausbruch ſeiner Entrüſtung.

Der junge Offizier zuckte die Achſeln:

„Mein Lieber, Ihr wißt nicht, was hier ſeitdem paſſiert iſt!“ ſprach er ſarkaſtiſch. „Ihr habt noch zu viel Erinnerungen aus der Zeit vor dem Thermidor.“

Theurille fuhr zuſammen. Er ſah immer noch den Brief an, den er in der Hand hielt.

„Wenn Ihr recht hättet —! Sie haben mich alſo nicht ohne Grund geſucht! Aber wenn etwas im Werk iſt gegen dieſe elende Regierung, ſeid verſichert, daß ich —! Und Ihr müßt dabei ſein, denn Ihr gehört zu uns, Ihr ſeid einer der Unſerigen —!“

Jener ſchaute ihn eine Weile ruhig an mit

ſeinen klaren, dunkelſchimmernden Augen, die ſo wenig von dem verrieten, was hinter der Stirn vorging ...

Dann ſprach er halblaut: „Ich bin es wenigſtens geweſen —!“

„Ihr könnt es wieder ſein!“ rief Theurille ungeſtüm. „Sagt mir, wo ich Euch treffen kann und wir können über dieſe und andere Dinge ſprechen?“

„Hm — wenn Ihr mich aufſuchen wollt —“ ſprach jener zögernd und, wie es ſchien, widerwillig, „kommt des Nachmittags gegen vier in das Café Gretry in der Rue Feydeau, ich wohne da in der Nähe.“

„Und Euer Name?“

„Mein Name? Ich bin der General Bonaparte, verabſchiedet ſeit dem 9. Thermidor, ehemaliger Kommandant der Artillerie der Küſtenarmee!“ entgegnete jener in düſterem, mehr zu ſich gekehrtem Tone, als ob er damit ſagen wolle, wie viel bittere Enttäuſchungen, Entbehrungen und Zurückſetzungen dieſe paar Worte ſchon in ſich ſchlöſſen.

Theurille reichte ihm die Hand.

„Zunächst muß ich diesen Brief an seine Adresse befördern," sprach er kurz, „darum verzeiht, wenn ich Euch jetzt verlasse! Seid versichert, ich werde mir den Adressaten ansehen!"

Bonaparte nickte.

„Ich würde es an Eurer Stelle auch thun," sprach er mit unverkennbarer Ironie.

Theurille machte sich nach flüchtigem Abschied von seinem neuen Bekannten los. Er durcheilte rasch, ohne sich viel umzusehen, die unter den Arkaden und vor den Schaufenstern sich stauende Menge.

„Gaston Valèze — Galerien des Palais 33—34." Hier sollte der Adressat seines Briefes wohnen. Man hatte ihn in der Rue St. Honoré, als er dort vorsprach, verständigt, daß der Bürger Valèze am besten in seinen Geschäftsbureaus im Palais Egalité zu sprechen sei, wo er sich jeden Abend bis nach acht aufhalte.

An dem Tone, mit dem ihm der Concierge das gesagt hatte, konnte Theurille sehen, in welch hoher Achtung der Mann, an den der Marseiller Klub jenen Brief gerichtet hatte, stehen müsse. In der That

beſaß Valèze drei Häuſer in der Rue St. Honoré, und er war das, was man damals im eigentlichen Sinne „Entrepreneur“ nannte — das heißt Spekulant in Emigrantengütern. Das war in jener Zeit das einzige Metier, das reich machte.

Da — da war's — Theurille, der einen der Durchgänge muſterte, die vom Palais nach der Gegend des Théâtre français hinführte, fand auf einer eleganten Tafel von buntem Marmor die Inſchrift:

„Gaſton Valèze. Bankgeſchäfte — Wechſel.“

Er trat in zwei große, ſchlecht erleuchtete Bureaus, in deren einem ein junger Mann, offenbar ein Angeſtellter, eben im Begriff war, verſchiedene Schränke zu ſchließen und Bücher einzupacken. Auf der Schwelle des anderen trat ihm der Hausherr entgegen, der Hut und Stock in der Hand hielt und ſich eben zum Ausgehen fertig gemacht hatte.

„Der Bürger Valèze?“ fragte Theurille.

„Der bin ich. Was wünſcht Ihr, Bürger?“ fragte jener, den ſpäten Beſuch ſcharf fixierend.

„Ich habe Euch dieſen Brief zu überbringen —

vom Klub in Marſeille!“ fügte er halblaut hinzu.

Valèze fuhr leicht zuſammen — aber wie ein Mann, der gewohnt iſt, ſich zu beherrſchen, nahm er ſogleich mit gleichgültiger Miene das Schreiben in Empfang und beſah, es umwendend, aufmerkſam das Siegel, das an der Rückſeite angebracht war.

Währendbem hatte Theurille Zeit, ſein Geſicht zu betrachten — und es dauerte eine Weile, bis er ſich von ſeinem Erſtaunen, ſeiner Betroffenheit beinahe, erholt hatte.

„Ich würde dieſem Manne nicht trauen, wenn ich ihm nachts allein begegnete,“ das war ſein erſter Gedanke.

Nie in ſeinem Leben hatte er ein ſolches Geſicht geſehen. Es war ſchön, klaſſiſch ſchön ſogar — in den regelmäßigen Linien, in dem ſcharfen Profil der Naſe, in den blaſſen, beinahe marmornen Zügen. Aber etwas Kaltes und Böſes lag in dieſer Schönheit, eine ſchlangenglatte Weichheit, die jedes Vertrauen, jede Offenheit ausſchloß dieſem Geſicht gegenüber, das für einen Mann zu weibiſch und für eine

Frau zu bedeutungsvoll war. Dabei zählte dieſer Mann nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre. Was in dieſer Erſcheinung ſich von Charakter zeigte, verriet ſich höchſtens in dem kalten, ſtahlgleichen Blick des Auges, der von Zeit zu Zeit unter den geſenkten Wimpern hervorſchoß, in der langen, mageren und trockenen Hand, die der Kralle eines Raubvogels glich, und die wie alles an Valèze dem jugendlichen Alter dieſer eigentümlichen Perſönlichkeit widerſprach. Eine frühzeitige, abgekürzte, überreife Jugend, eine höhniſche Verachtung alles deſſen, was er nicht als „poſitiv“ und „real“ erkannte — das war das Nächſte, was man allenfalls dieſem Geſicht ableſen konnte.

Theurille ſagte ſich, daß dieſe mit nachläſſiger Eleganz gekleidete Perſönlichkeit mit den weichlichen Manieren und der affektierten Sprache der „Incroyables“ wie geeignet dazu wäre, die Unterhandlungen zu, führen, die faſt alle Chefs der „Thermidorianer“ mit den bourboniſchen Prinzen im Ausland angeknüpft hatten. Er beſchloß alſo die Warnungen Bonapartes nicht außer acht zu laſſen. — Übrigens entſann er ſich, daß Valèze im Frühjahr 94 als Sekretär die Konventskommiſſäre

begleitet hatte, die mit Saint-Juſt die Sambre-Armee „purificierten“, wie man ſich damals ausdrückte. Dabei hatte er auch den Grund zu ſeinem Reichtum gelegt. Denn das war ein ſehr einträgliches Geſchäft, als Abgeordneter des ſouveränen Volkes zu wirtſchaften wie ein perſiſcher Satrap. Man ſog die rebelliſchen Provinzen aus bis aufs Blut. Damals hatte Straßburg zwölf Millionen, Rouen zehn Millionen, Marſeille vier Millionen bezahlen müſſen. Und von all dieſem Golde bekam natürlich der Konvent keinen Heller zu ſehen. Es verlor ſich in den Taſchen der „Patrioten“, in dem Siebe der fünfzigtauſend jakobiniſchen Komitees, die über Frankreich ausgebreitet waren. —

Währenddem betrachtete Valèze noch immer ſchweigend das ihm eingehändigte Schreiben. Plötzlich hob er den Kopf und ſah, daß Theurille ihn ebenſo durchdringend beobachtete.

„Ihr habt dies Schreiben geleſen, Bürger?“ fragte Valèze ſcheinbar unbefangen.

„Ich? Nein. Indeſſen weiß ich, daß es Dinge von Wichtigkeit enthält, denn es wurde mir vom

Präſidenten, dem Bürger Vihier, dringend empfohlen.“

Während Theurille dieſe Antwort abſichtlich langſam gab, prüfte Valèze nochmals aufmerkſam jeden Zug, jede Linie ſeines Geſichts. Er ſchien ſich vergewiſſern zu wollen, was an dieſer Antwort Wahres oder Erkünſteltes ſei.

Theurille beſchloß, ihm eine Falle zu ſtellen. Vielleicht war Valèze ſelbſt an jenem Angriff der jungen Leute von neulich beteiligt.

„Und Ihr würdet gut thun, vorſichtig zu ſein, Bürger,“ ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „denn die Regierung iſt vielleicht von der Sendung dieſes Briefes benachrichtigt — ein Haufe Muscadins machte vorgeſtern einen Angriff auf mich, dem ich nur mit Mühe entkam.“

Er ſah, wie Valèze zuſammenfuhr.

„Muscadins? Auf Euch?“

Das klang ganz abrupt, beinahe hervorſprudelnd, dieſe Frage. Theurille glaubte jetzt Gewißheit zu haben. Dieſer Mann war ohne Frage ein royaliſtiſcher Agent . . .

Jener ſchob haſtig das Schreiben in die Taſche ſeines Rockes — ohne es aufgebrochen zu haben, wie Theurille bemerkte — und dem jungen Manne die Hand reichend, ſagte er in wärmerem Tone als bisher: „Ich danke Euch, Bürger — Ihr habt da vielleicht eine große Sache übernommen — eine Sache, die Euch Anſtrengungen und Gefährlichkeiten genug auf den Hals ziehen mußte —“

Theurille nahm die Hand nicht. Er verneigte ſich etwas ſpöttiſch, indem er der Thür zuſchritt. „Ihr ſchuldet mir keinen Dank, Bürger,“ ſprach er mit Betonung. „Ich weiß nicht, was Ihr gute Sache nennt. Und ob Eure Geſinnungen der Zugluft des Thermidors ſtandgehalten haben —“

Valèze hatte begriffen. Er ſah, daß dieſer Mann ihm offen mißtraute. Mit einem hochmütigen Lächeln antwortete er:

„Ich will das dem Urteil anderer Leute überlaſſen, Bürger!“

Sie trennten ſich beide, indem ſie ſich ſehr kühl voneinander verabſchiedeten. Indem Theurille von Valèze wegging, nahm er die Überzeugung mit ſich

fort, daß dieſer Mann als Freund ſehr unzuverläſſig und als Feind ſehr gefährlich ſein müßte.

Und eine Ahnung ſagte ihm, daß er ſein Feind ſein werde.

Als der junge Jakobiner an dieſem Abend nach Hauſe kam, zog er beim Scheine der Wachskerzen, die auf ſeinem Tiſche aufgeſtellt waren, unter einem Haufen von Papieren, die er aus ſeinem Reiſeſack hervorſuchte, zwei Briefe hervor.

Der eine war unterzeichnet: Antoine St. Juſt. Er war geſchrieben am Morgen des 9. Thermidor, im Zimmer des Wohlfahrtsausſchuſſes oben im Pavillon de Flore, in dem Moment, als der ſchreckliche Kampf begann, der am folgenden Tage nachmittags um fünf Uhr mit der Fahrt nach der Guillotine endete. Der geſtürzte Triumvir hatte an ſeinen Freund im Süden geſchrieben:

„Soeben verläßt mich Robespierre — er ſagt mir, daß ſich im Konvent für heute etwas vorbereite. Bleibe feſt, vergiß Deine Aufgabe nicht, höre nicht auf die Worte jener weichherzigen Thoren, die die Menſchheit mit Lavendelöl um-

taufen wollen. Triff beſonders die Reichen auf den Kopf, ſie ſind alle mehr oder weniger Verräter, die mit dem Ausland konſpirieren. Frankreich muß einem Felde gleichen, auf dem alle Köpfe, die die anderen überragen, abgemäht ſind; eher wird die wirkliche Gleichheit nicht hergeſtellt. Und beſonders, denke daran . . .“

Hier brach der Brief ab, der Schreiber hatte keine Zeit mehr gehabt, ihn zu vollenden. Er war mit anderen Papieren, die ein Mitglied des Jakobinerklubs rettete, an Theurille übergeben worden.

Der andere Brief war etwas älter, er ſchien beſchmutzt und mehrere Male gefaltet. Er ſtammte aus dem Nachlaſſe Auguſtin Robespierres, der zuſammen mit ſeinem Bruder Maximilian am 10. Thermidor hingerichtet war, und war aus derſelben Quelle an Theurille gelangt.

Das Schreiben war in ſehr mangelhafter Orthographie und mit faſt unleſerlicher Handſchrift geſchrieben, datiert vom 3. Ventôſe des Jahres II. Unterzeichnet war dasſelbe: „Napoleon Bonaparte.“ Es begann folgendermaßen:

„Ihr, die Ihr meinen Eifer für die Sache der Patrioten kennt, Ihr begreift, mit welchem Abſcheu ich von dem Handſtreich hörte, den die Föderaliſten in Nîmes verſuchten. Die Hydra der Gironde, deren Köpfe gleich der lernäiſchen Schlange immer von neuem nachwachſen, muß mit Stumpf und Stil ausgerottet werden —“

Und ſo weiter —

Nicht ohne Grund war Theurille heute abend der Name dieſes Generals Bonaparte aufgefallen. Er entſann ſich aus den Berichten Auguſtin Robespierres, welch ein eifriger Jakobiner dieſer Militär geweſen war, den die Thermidorianer abgeſetzt hatten.

Dieſer Brief gab den Beweis dafür. Bonaparte ſprach darin wie ein wahrer „Enragé“ vom Jahre II. Man durfte ihn nicht aus den Augen verlieren.

Theurille nahm den Brief Saint-Juſts, dies letzte Vermächtnis eines Toten, der ihm ſeine Aufgabe zur Vollendung giebt, und las ihn noch einmal. Dann ſprach er, die Arme kreuzend, zu ſich ſelbſt, während eine rückſichtsloſe Entſchloſſenheit in ſeinen Augen aufblitzte:

„Ich bin hierhergekommen, um zwei Dinge zu thun. Ich will die Toten vom Thermidor rächen und ihren Manen ein Opfer bringen, wie es kein König gehabt hat. Und dann will ich ihr Werk vollenden und das Gebäude der Gleichheit aufrichten in diesem Lande, wo die alte Tyrannei von neuem anfängt!“

Viertes Kapitel.

Bei Aspaſia.

„Und wißt Ihr, ſchöne Freundin, was Garat darauf geantwortet hat?“

Madame Hamelin beugte ſich weit vor — der Fächer in ihrer Hand ſchob ſich vielſagend auseinander, und ihre blitzenden ſchwarzen Augen — die berühmten Augen der Hamelin! — leuchteten in dem nachträglichen Vergnügen der pikanten Details, die ſie eben mitgeteilt hatte.

„Nun, was denn?“

„O, eine Antwort, die nur Garat geben kann! Es waren alſo die drei Grazien des Salons Trénis, wie Ihr wißt —“

„Ah, die berühmten Freundinnen! Chloe, Amaranthe und —“

„Und Juliette, ganz richtig. Sie ſchickten ihm alle drei ein Billet, worin ſie ihn einluden zu — zu —“ Der Fächer machte nochmals eine Bewegung — „Und da läßt Garat ſagen, daß das Urteil des Paris wohl einmal ganz verdienſtlich wäre, daß es aber in der Wiederholung nur verlieren könne —“

Jetzt flogen die Fächer mit leiſem Rauſchen auseinander, leichtes Rücken der Stühle, die anmutige Bewegung der geſchmeidigen Frauenkörper — dann klingt es wie unterdrücktes Kichern und Lachen —

„O, o, dieſer Garat —“

„Man merkt, daß ihn eine Königin geliebt hat —“

Sie ſprechen von Garat, dem berühmten Sänger der Konzerte Feydeau, den die Pariſer vergöttern, und der einſt der Liebling einer Königin geweſen iſt — der armen Marie Antoinette, die jetzt ohne Krone und ohne Kopf in der gemeinſamen Grube liegt —

„1500 Livres hat er neulich bekommen für zwei ganz kleine Lieder, die er ſang.“

„Es iſt ein Skandal —“

„Ein Skandal — da weiß ich noch ganz anderes

— und ſo neu — ſo neu, daß es vorausſichtlich Schule machen wird.“

Man lacht von neuem, man weiß, Madame Hamelin hat es gern, wenn man ihre „mots“ beachtet. Und das muß wahr ſein, daß der Skandal in dieſem neuen Frankreich ein Geſprächsſtoff iſt, der nie ausgehen kann. Seit die Revolution die Sitten „regeneriert“ hat, zählt Paris vier- bis fünftauſend Scheidungen jährlich, und ſeit man den unehelichen Kindern zu ihren „natürlichen Rechten“ innerhalb der Familie verholfen hat, herrſcht in dieſen eine Konfuſion, die den Molières der Epoche genug zu lachen giebt. —

„Man hat ſie in Idalie geſehen, Frau von Montluc — das iſt es, alle Welt ſpricht davon.“

„Aber das iſt unglaublich —“

„Nun, und warum ſollte man nicht nach Idalie gehen?“ ſprach eine blonde, ſchmachtend ausſehende Perſon neben Mme. Hamelin, „alle Welt encanailliert ſich — Man geht doch nach Tivoli und Marbeuf.“

Die junge Frau, die neben der Sprecherin sitzt, erhebt sich und geht schweigend zu einer Gruppe hinüber, die an der Thür des Nebenzimmers steht.

Man bemerkt das. Die Köpfe werden zusammengesteckt, man macht Bemerkungen über diesen eigenwilligen blonden Kopf mit den marmornen Zügen, dem das Gespräch offenbar nicht paßte.

„Die arme Héloise! Sie sieht noch immer so leidend aus.“

„Sie war immer so. Der Tod ihres Bruders hat sie zu sehr mitgenommen.“

„Ihres Bruders?“

„Ja, ja, Sie wissen nicht? Eine anonyme, kleine Denunziation, unterzeichnet ‚Léanor‘, als der junge Savigny bei der Sambre-Armee war, lieferte ihn ans Messer. Man beschuldigte ihn, Emigranten über die Grenze geholfen zu haben.“

„Mein Gott, wen hat man damals nicht denunziert?“ murmelt die Brünette, die ihr zugehört hat, nachlässig; die Geschichte interessiert sie offenbar nicht weiter.

Héloise de Savigny hat, als sie sich entfernte,

noch gehört, wie man von ihr ſprach. O ja, das alles iſt richtig — Der Name „Léanor“ unter dieſer zerknitterten, unleſerlichen Schrift, die ihren Bruder auf die Guillotine brachte. — ſie wird ihn nie vergeſſen, dieſen Namen. Und wenn ſie ſeinem Träger jemals begegnet —

„Da kommt ja Barras! Wie? Im Geſpräch mit Cambon?“

„Ah, der Bürger Barras!“

In der That, der Eintretende, das iſt der Bürger Barras, der Mann vom 9. Thermidor, der den Konvent vor der Armee Henriots und Robespierres gerettet hat, der ehemalige Offizier Sr. Majeſtät Ludwigs XVI. im Regiment Languedoc, dann Terroriſt, Volksrepräſentant, Konventskommiſſär, General — und der durch alle dieſe verſchiedenen Metamorphoſen ſtets Paul Barras geblieben iſt, das heißt, der galante Roué des alten Hofes, der Liebling der Frauen, der Epikuräer, der mit der gleichen Indifferenz eine monarchiſche wie eine republikaniſche Konſtitution unterzeichnet, wenn ſie ihn nur nicht in ſeinem Diner ſtört.

Dieſer Mann iſt dazu geboren, die Pariſer Geſellſchaft zu beherrſchen. Er tritt ein — und aller Blicke richten ſich auf ihn, die der Männer mit ernſter, erwartungsvoller Aufmerkſamkeit, die der Frauen mit zärtlichen, aber nicht minder erwartungsvollem Lächeln. Für alle hat er ein Bonmot, ein nachläſſig hingeworfenes und doch anſcheinend ernſt gemeintes Kompliment, eine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit. Trotz ſeiner vierzig Jahre ſcheint ſeine Geſtalt, die über Mittelgröße erreicht, noch jugendlich gewandt und biegſam; ſeine Züge, männlich und anziehend zugleich, haben den Reiz jener friſchen, nicht abgenutzten Reife, der mit der Zeit der Dubarry und des Grafen Artois dahingegangen ſcheint. Der Teint, ein leichtes, fahles Braun, verrät den Provençalen, ebenſo wie die Sprechweiſe das Volltönende, Abgerundete des Südländers, der ſich gern an ſeinen eigenen Worten erhitzt. Paul Barras hört ſich gern reden, er weiß, daß ſeine Stimme mit ihrem einſchmeichelnden langſamen Wohllaut nicht minderen Reiz für die Frauen hat als ſeine glänzende Uniform und ſeine intereſſante Ver-

gangenheit. Er ſpricht mit Cambon, dem Volksrepräſentanten, mit dem er eine Zeitlang entzweit war.

In dieſem Moment begrüßt er Madame Tallien, die an ihn herantritt, — und ſchon an dem Blick, den er mit der ſchönen Hausfrau tauſcht, an dem Lächeln, der halb vertraulichen Geſte, könnte man die Entente cordiale merken, die zwiſchen ihnen beſteht, und die auf dem Gemeinſamen beruht, das ſie beide verbindet, nämlich auf der Hinneigung zum alten Hofe, auf dem Wunſche, ſeinen Luxus, ſeinen Geſchmack und ſeine Eleganz wieder heraufzuführen in dies verödete Frankreich.

„Ah, ſchöne Freundin, Ihr Thee vereinigt wieder alles, was einen vor der leidigen Göttin Politik retten kann, an die wir nun einmal gebunden ſind! Der große Perikles hatte recht, wenn er ſie das Verhängnis unſeres Lebens nennt.“

Madame Tallien ſieht ihn an, und ein feines Lächeln bewegt ihre Lippen.

„Indeſſen weiß man, General, daß das nicht die einzige Göttin iſt, der Sie gehuldigt haben.“

„Das war, als ich Sie noch nicht kannte," entgegnete Barras ſchlagfertig.

„Und auch Perikles, General, iſt ein Vorbild, das ich Ihnen nicht ohne Bedenken empfehlen könnte."

„Ja, aber er hatte das Gute, daß er immer wieder zu Aspaſia zurückkehrte," rechtfertigt ſich Barras, indem er zärtlich die Hand der ſchönen Frau küßt. „Dieſer eine Vorzug wiegt doch wohl manches wieder auf?"

Madame Tallien neigt den Kopf. Vielleicht iſt das ein Eingeſtändnis.

Aspaſia — Er hat ihr dieſen Namen gegeben, dieſen Namen, der in der Pariſer Geſellſchaft umgelaufen iſt. Und an die ſchöne Mileſierin muß man in der That denken, wenn man ſich umſieht in dieſem Kreis, in dieſen lichterglänzenden Sälen, deren Duft und Schimmer und Farben zum erſten Mal wieder ſeit Jahren die Pariſer daran erinnern, daß bei ihnen einſt die Heimat des Lachens, der guten Lebensart, der ſinnlich verführeriſchen Eleganz geweſen iſt.

Aspaſia — Sie würde ſich wohl fühlen hier.

Denn in dieſem neuen Frankreich, das zu entſtehen beginnt, iſt alles antik; der Tiſch, auf dem die zierlichen Taſſen von japaniſchem Porzellan ſtehen, die Sphinxe unter den Ruhebetten, welche die Wände zieren, die Büſten über dem geäderten Marmor der Thüren, die Coiffuren der ſchönen Frauen, die ſich in den hohen Spiegeln beſehen, die langen ſchleppenden Gewänder, die ſie über den halbnackten Füßen zuſammenwerfen, dieſen Füßen, die mit Sandalen oder dem Kothurn bekleidet ſind. Wie eine Viſion aus den Tagen Ariſtipps und Epikurs ſieht das alles aus — Nur über dieſe graziöſen blaſſen Pariſer Geſichter mit den tiefdunklen Augen und den marmorweißen Zügen fliegt es bisweilen wie ein nervöſes Zucken, wie die quälende Erinnerung an ein Geſpenſt, das noch vor kurzer Zeit in dieſen glänzenden Sälen hauſte und alles Lachen und Plaudern unmöglich machte — das Geſpenſt des Schreckens. Das iſt gar nicht klaſſiſch antik, es paßt ſo wenig zu der vornehm ſtilvollen Einrichtung dieſer Räume.

Niemand in Paris thut es Madame Tallien an Geſchmack zuvor. Das ſieht man an dem pracht-

vollen Lüſter von vergoldeter Bronze, der in dem mittleren Salon hängt, an dem Kamin in roſarotem Marmor, auf dem eine Pendule ſich befindet in Form eines griechiſchen Tempels. Auf Konſolen ſtehen Vaſen von Sèvres, in rot und blau und grün. Ein Piedeſtal von ſchwarzem Marmor trägt die bekannte Statue eines antiken Läufers. Man bewundert die geſchmeidige Eleganz ſeiner Haltung, die Kraft und Harmonie ſeiner Muskeln . . . Korinthiſche Säulen mit reichgegliedertem Kapitäl tragen die Decke, und der Plafond, in Kaſſetten eingeteilt, ſtrahlt in dem matten Lichte der Kronleuchter wieder. Kleine Guéridons, Ruhebetten, Stühle von tiefſchwarzem Holz, die mit gelber Seide überzogen ſind, längliche Tiſche von Karyatiden getragen, die beiden Bacchantinnen von Terracotta, die jene Ecke ſo niedlich ausfüllen — alles erinnert an die klaſſiſchen Tage von Hellas und Rom, an eine Nation, die ſich wiedergebären will, durch die Erinnerung an die Blütezeit der Menſchheit.

Und dann dieſe Frauen, die hier plaudern und lachen! Coiffuren à la Venus, à la Titus, à la Caracalla, blonde Perücken, wie die Römerinnen der

Kaiſerzeit ſie trugen, Gold- und Perlenketten im Haar, die Roben à la Flore, à la Diane, à la Cérès, die eleganten Kothurne von gelber und blauer Seide, die mit einer Agraffe in Eichelform zuſammengehalten werden! Das iſt die Flut der Antike, die höher und höher ſteigt, die die Pariſerin vollſtändig in die ſchlanke nervöſe Griechin der Décadence verwandeln will.

Allerdings, die Kenner der Schönheit finden ihre Rechnung dabei — Man zeigt immer mehr. Erſt war der Arm nur bis zum Ellbogen entblößt, dann bis zur Schulter — Das Halstuch, das Mieder, das Korſett, die Weſte, alles, was die Frau zur Zeit des alten Hofes noch trug, iſt gefallen. Die Mode hat ebenfalls von dem allgemeinen Enthuſiasmus für Freiheit profitieren wollen. Jetzt liegen die Stoffe überall eng an und zeigen die verführeriſchſten Formen — alles, wie es der Stil der Antike erfordert.

Und Madame Tallien kann ſich rühmen, die maßgebendſten, die hervorragendſten und eleganteſten Schönheiten von Paris bei ſich zu ſehen. Bei ihr treffen ſich Madame Theluſſon und Madame Hamelin, Madame Devaines und die kleine Kreolin,

Frau von Beauharnais. Sie fürchtet keine Rivalin, ſie öffnet ihnen allen ihre glänzenden Salons. Sie zuerſt ermutigt die verbannten Künſte wieder, ſich in in der Geſellſchaft zu zeigen, ſie führt den geächteten Luxus wieder an den Herd des Hauſes zurück.

Wie geſagt, ſie fürchtet keine Rivalin — denn das ſchönſte, was man hier ſehen konnte, war doch dieſe Frau ſelbſt, Madame Tallien.

Unſere liebe Frau vom Thermidor nennen ſie die Pariſer, weil ſie die Haupturſache war, daß Tallien am 9. Thermidor auf die Tribüne ſtürzte, um Robespierre zu Falle zu bringen. Sie ſaß damals gefangen in La Force und ſollte am anderen Tage aufs Schafott. Man kann ſich wohl denken, daß man um ihretwillen alles riskiert — Der reizendſte kleine Mund, Züge von klaſſiſcher Regelmäßigkeit, entzückende braune Haare, dunkle Augen und vor allem der Teint, dies matte, fahle Weiß, das der Atem förmlich zu beleben ſcheint. Nicht die kalte, helle Farbe der Nordländerin — Madame Tallien gleicht einer Büſte aus der Zeit Hadrians und Antonins; es iſt derſelbe rötlich warme, goldene Ton der Römerin, jener Hauch,

den die Sonne des Mittelmeers in ihr Blut geworfen hat. Sie trägt eine Robe von weißem Muſſelin; prachtvolle antike Kameen halten auf den Schultern ihre Ärmel zuſammen, und ein Armband, eine goldene Schlange darſtellend, deren Kopf ein Smaragd bildet, ſchmückt einen ihrer Arme, die ſie ſtets bloß trägt — ſie weiß, daß ſie die ſchönſten Arme von Paris hat. Und nicht ohne Grund zeigt ſie ihre Fertigkeit im Harfenſpielen ſo gern —

Neben ihr ſteht Tallien, ihr Gemahl, der ehemalige Prokonſul des Konvents; er ſieht finſter und zerſtreut aus, ſein blaſſes, nervöſes Geſicht mit den zerrauften Haaren darüber erſcheint viel älter, als es in Wahrheit iſt. Wenn ein Menſch von den Leidenſchaften jener unſeligen Zeit mitgenommen ſcheint, ſo iſt es Tallien. Er horcht gleichgültig auf das Geſpräch der Gruppe, die bei ihm vor dem großen venetianiſchen Spiegel ſich befindet, auf Frau von Beauharnais, die ſich eben mit Héloiſe von Savigny und zwei jüngeren Damen zuſammengefunden hat.

„Alſo denken Sie ſich, eine Robe ganz in Roſa

und Weiß, Ärmel von ſchwarzer Gaze und Schuhe von gelbem Maroquin — es giebt nichts Verführeriſches! Madame Theluſſon trägt, wie man verſichert, dieſe Ärmel ſchon ſeit vierzehn Tagen.“

„Iſt das wahr?“

„Ich bitte Sie — Kein Zweifel möglich!“

„Und die Coiffure?“

„O natürlich, à l'étrusque. Oder auch das Haar in einem Netz von purpurner Seide! Aber dazu gehört ein Geſicht, das ſehr blaß iſt.“

„Haben Sie den reizenden Hut à la Primeroſe geſehen, den Mlle. Lange neulich trug? Ah, das iſt wunderbar, verſichere ich Ihnen! Nur die Federn darauf, das kann nicht jeder tragen.“

„O, eine Schauſpielerin!“

„Was mich betrifft,“ entgegnete Madame Hamelin, die gerade vorübergeht, mit einem feinen Lächeln „ſo würde ich mich nicht bedenken, mit einer Schauſpielerin öffentlich zu rivaliſieren — ſchließlich wird man doch vielleicht einmal mit der verwechſelt!“

„Sie gehen zu weit, teure Freundin,“ bemerkt Frau Tallien der geiſtreichen Spötterin, der ſo leicht

nichts heilig ist, „es passieren in dieser Welt Dinge, die —“

„Die sogar heute noch Aufsehen erregen? Das glaube ich nicht.“

„Haben Sie von der neuen Einrichtung gehört, die sich die Raucourt in ihrem Hotel in der Rue Royale gegeben hat? Ein prächtiges Vestibule, große Freitreppe, ein Stall mit sechs Pferden — Ihr Boudoir ist in grünem Taffetas, der Kamin von blauem anatolischem Marmor; die Salons sind mit Spiegeln ausgestattet, von einer Höhe —! speziell aus Venedig bezogen. Und dabei sind ihre Eltern arme Hausmeistersleute in Chantilly und haben nicht das tägliche Brot. Gestehen Sie selbst —!“

„Und Mlle. Contat? Ihre berühmten Soupers zu vierundzwanzig Couverts —!“

„Mlle. Contat verübt auch gute Handlungen,“ versichert Barras ernsthaft. „Es ist auf ihre Verwendung geschehen, daß neulich mehrere Emigranten von der Liste gestrichen sind. Sie muß sich sehr dafür interessiert haben.“

„Weil man sich früher für sie interessiert hat.“

„O ja, früher! Zur Zeit des alten Hofes! Das iſt eine Liebe, die noch ſpäte Früchte trägt.“

„Ach ja, früher — Als die Guimard noch ſpielte und die Arnoult. Ah, das waren noch andere Zeiten!“

Und man kommt auf Anekdoten vom früheren Hofe, vom Théâtre français, vom Palais Royal, von Trianon, von Verſailles ſelbſt. Es hat einen komiſchen Anſtrich, mit welchem Behagen all dieſe Republikaner ihre kleinſten Erinnerungen aufwärmen an den Hof, den ſie ausgemordet haben, an jene Zeit, der ſie ein ſo grauenhaftes Ende bereitet haben. Da wird keine Vorſtellung in den Tuilerien, keine Beziehung zu hochgeſtellten Perſönlichkeiten vergeſſen. Man lebt ja nicht mehr unter dem Regiment Robespierres, und um einen zurückgekehrten Emigranten reißt man ſich gegenwärtig in den Salons von Paris.

Barras hat ſich zu Frau von Beauharnais geſetzt, die einen jungen Menſchen neben ſich ſitzen hat, einen ihrer Vettern, deſſen Zurückberufung und Reſtituierung ſie bei den Machthabern des Konvents durchgeſetzt hat.

Madame Devaines und Madame Hamelin beobachten sie mit der freundschaftlichsten Malice. Sie tuscheln ohnehin so viel über diese graziöse Creolin, die sie nicht für voll ansehen, deren bescheidene Mittel, die ihr nicht das Geringste erlauben, sie ganz genau kennen, und der sie gleichwohl das Ärgste nachsagen.

Wie oft hat man in diesen Kreisen gespottet über die ärmliche Einrichtung der Beauharnais! Über den kleinen Eßtisch aus Acajouholz mit den vier schwarzen Stühlen, über ihr weniges Silbergeschirr — vierzehn Löffel im ganzen und ein Suppenlöffel! Über das Porzellangeschirr von im ganzen zwölf Tellern, die nur auf den Tisch kommen, wenn Besuch da ist. Über ihre Garderobe, worin es nur zwei Dutzend Taschentücher, vier Dutzend Hemden, zwölf Paar Strümpfe giebt — Man weiß das alles ganz genau — Man weiß, wie ärmlich Josephine von Beauharnais in ihrem kleinen Hotel in der Rue Chantereine wohnen muß. Die große Angelegenheit ihres Lebens ist ja jetzt, ob sie durch Barras die versprochene Entschädigung für das konfiscierte Ver-

mögen ihres Gatten erhalten wird. Wenn das nichts wird, weiß ſie in der That nicht aus noch ein. Sie hat ſich ja ſchon genötigt geſehen, ihren Sohn Eugen bei einem Tiſchler in die Lehre zu geben, nur um ihm Brot und Unterkunft zu verſchaffen. Der 9. Thermidor, dieſer allgemeine Rettungstag, hatte ſie ja auch aus dem Gefängnis geholt —

Und doch iſt dieſe Frau ſchön, und es giebt viele, die an Jüngeren und Friſcheren vorbeigehen und bei Frau von Beauharnais ſtehen bleiben würden. Der ganze Reiz ihres kreoliſchen Teints, dieſer matten dunklen Haut, die roſig erſchimmert unter dem Puder, ihrer hellen kaſtanienbraunen Haare, großer blauer Augen und vor allem einer Stimme von langſamem, beſtrickendem Wohllaut — das giebt dieſer Frau einen Fond, den ſie nicht übel zu verwerten verſteht. — Eine von ihren Rivalinnen — und ſchöne Frauen haben immer Rivalinnen, die ſich Freundinnen nennen — eine von dieſen hat geſagt, „ihre Specialität ſeien die nachläſſigen Poſen“. Das mag ſein. Niemand legt ſich ſo elegant wie Joſephine von Beauharnais auf das

antike Ruhebett oder die zierliche Couchette von gelber Seide, oder plaudert, den Faublas in der Hand, ſo anmutig mit jener eigentümlichen kreoliſchen Ausſprache des Franzöſiſchen, jenem „zézaiement créole“, die in den Salons einen ſo originellen Eindruck machte.

Ah, dieſe Frau könnte noch andere verführen als den ehemaligen Vicomte Alexander von Beauharnais! Dieſer anmutigen müden Nachläſſigkeit darf man nicht allzuſehr trauen. Unter den langen Wimpern ſchießt es plötzlich hervor wie ein ſengender Blitz, wie der verſteckte Ausbruch einer vollblütig ſinnlichen Natur — gleich jenen Vulkanen ihrer Heimat, die lange erloſchen ſcheinen, und in denen verborgenes Feuer noch unabläſſig thätig iſt.

Auch ihre Toilette verrät den Geſchmack der Eingeborenen von Martinique, die in ſechzehn Jahren allmählich zur Pariſerin geworden iſt. Sie trägt eine Robe von indiſchem Muſſelin, zwei Löwenköpfe, die ſchwarz emailliert ſind, halten das Gewand auf den Schultern zuſammen, ihr ſchönes Haar iſt in

ein Netz zusammengedrängt, das sie von Zeit zu Zeit schüttelt, wie unter dem Druck einer Last.

Sie plaudert in diesem Moment mit Héloise von Savigny.

„Haben Sie Dugazon neulich gesehen, meine Liebe? Ich muß gestehen, die Vollkommenheit selbst, dieser Schauspieler —"

„Ich gehe nie ins Theater jetzt," erklärt Héloise ruhig.

Die bewegliche Kreolin sieht sie erstaunt an.

„O, Sie sind in der That zu ernst! Sie müssen sich wirklich etwas zerstreuen —"

Héloise lächelte.

„Sie wissen, teure Freundin, daß man das nicht immer kann, wie man will — und daß einen Erinnerungen überall hin verfolgen —"

Ihre dunklen grauen Augen, deren fester Blick schon so oft manchen in Verlegenheit gesetzt hatte, irrten nach der Thür hin, als ob sie in dem eben Eintretenden einen Bekannten begrüßte.

Es war der Bürger Valèze, der da eben eintrat, der als langjähriger Bekannter Talliens und

als einflußreicher Geschäftsmann hier ein- und ausging.

„Ah, ich könnte wirklich nicht so zurückgezogen leben wie Sie," bemerkt Frau von Beauharnais mit einem Seufzer. „Ich brauche Menschen um mich herum, Gesellschaft, die mich zerstreut! Auch Ihr Haus in den Champs Elysées liegt so einsam, ich würde mich fürchten, da zu wohnen — Aber woran denken Sie, meine Liebe?"

Woran dachte Héloïse? Auf dem prächtigen Triklinium sitzend, neben dem korinthischen Kandelaber, der sein volles Licht über sie ausgoß, hatte sie eben Valèze mit einem Kopfnicken begrüßt — sah sie, wie er, auf Barras und Tallien zugehend, ein Gespräch mit ihnen anknüpfte. —

O, es war ein eigentümlicher Gedanke, der ihr beim Anblick all dieser eleganten, liebenswürdigen und lächelnden Menschen, die sich hier trafen, durch den Kopf ging — Der Gedanke, was für Tiger und Wölfe doch hinter dieser anmutigen Maske steckten, die sie untereinander vorbanden — Wieviel Blut doch an diesen schönen weißen Händen klebte, die sie so

2382474

ſorgfältig pflegten! Wieviel Todesurteile zu Hunderten und Tauſenden dieſe ſchmalen, feinen Lippen ausgeſprochen hatten, die ſo anmutig in der ſüßlichen gezierten Sprache des Incroyable plauderten —! Man mußte wiſſen, wie Barras und Fréron in der Provence gehauſt hatten, wie Tallien in Bordeaux die Guillotine hatte vor ſeinen Fenſtern aufſtellen laſſen, ſechzig bis achtzig Hinrichtungen pro Tag — „die nationale Regenerierung geht viel zu langſam", ſchrieb ſein Kollege Carrier aus Nantes. —

Daran dachte dieſe ſchöne, junge Frau. Wahrlich, dieſe Leute waren des geſtürzten Robespierre würdig, den ſie aufs Schafott geſchickt hatten — die Meute, die ſich gegen den Jägermeiſter empört —

Madame Tallien begrüßt Valèze mit beſonderer Liebenswürdigkeit.

„Sie bringen mir alſo nicht jene Scarabäen, die Sie mir verſprochen haben —?" rief ſie. „O, und ich hatte ſo feſt darauf gerechnet —"

Valèzes feines, geſchmeidiges Antlitz lächelt — er küßt die Hand der Allmächtigen.

„Es iſt nicht meine Schuld, Madame. Sie

wiſſen vielleicht nicht, daß die Auktion des Hotels Conti aufgeſchoben iſt. Ich hatte meinen Agenten hingeſchickt, um auf jene Scarabäen bieten zu laſſen, die Ihnen ſo am Herzen liegen — aber an der Thür fanden ſie eine Affiche: Verkauf ſuspendiert —"

„Und die Emigrierten, deren Zurückberufung Sie wünſchen?" ſpricht Madame Tallien etwas ſpöttiſch.

Valèze beginnt ihr eindringlich die Bitte darzulegen, die er an ſie hat. Er nennt zehn bis zwölf Namen der alten Ariſtokratie, für deren Zurückberufung man ſich an ihn gewandt hat . . . Es iſt ja nicht die erſte derartige Bitte, die man an ſie richtet. Beim Anblick des lebhaften intereſſierten Geſichts des Bankiers meint ſie lächelnd:

„Man ſollte glauben, Bürger Valèze, Ihre Speſen hierbei müßten ſehr hoch ſein!"

Der Geſchäftsmann beißt ſich auf die Lippen, unwillig darüber, ſich etwas verraten zu haben. Er murmelt etliche unverſtändliche Worte. —

Er darf nicht zeigen, ein wie großes Intereſſe er an der Zurückberufung der von ihm genannten

Emigranten hat — was für Pläne er dabei verfolgt, wie sehr ihm daran liegt, daß alle diese fanatischen Royalisten und ergebenen Anhänger der Bourbons an einem bestimmten Tage in Paris sind.

„Ich halte Wort, Madame," spricht er am Schluß, als sie ihm die Gewährung seiner Bitte zugesagt hat, „ich verschaffe Ihnen anstatt der Scarabäen etwas anderes, etwas, was keine Pariserin trägt, was Sie von neuem zur Herrscherin der Mode machen wird, — Ihnen das Scepter geben wird, dessen nur Sie würdig sind!"

Sie lächelt, halb zerstreut, halb geschmeichelt — O, dieser junge skeptische Menschenkenner weiß ganz gut, womit man Aspasia gewinnt! Ihre Eitelkeit an der richtigen Stelle fassen, ihr die Bewunderung von tout-Paris verschaffen, dies Gefühl nicht einschlummern lassen, daß man von ihr sprechen müsse, sprechen um jeden Preis — und müßte man das mit einem wahnsinnigen Luxus, mit einer noch so extravaganten Tollheit erkaufen —

Héloise von Savigny hat das ganze Gespräch von fern mit etwas spöttischem Lächeln verfolgt.

Und dies Lächeln verschwindet auch nicht aus

ihrem Geſicht, als Valèze mit zärtlich unterwürfiger Miene, mit dem Lächeln eines Vertrauten an ſie herantritt und ein Geſpräch mit ihr anknüpft, ein Geſpräch, bei dem ſeine Miene, ſein Ausdruck, ſeine Worte ſelbſt einen ganz anderen Klang haben als eben. Denn die anderen, das, was er mit Tallien, mit Barras verhandelt, das iſt Geſchäft, Politik — hier aber, zu dieſer jungen blonden Frau zieht ihn etwas ganz anderes, hier iſt er nicht der indifferente Spötter — hier iſt er der begehrende, bald leidenſchaftliche, bald zärtliche, aber bis jetzt noch immer nicht erhörte Liebhaber.

Sie kennen ſich ſchon ſehr lange, Héloiſe von Savigny und Gaſton Valèze. Er hat dem kleinen Edelfräulein oft Pfirſiche und Trauben von den Spalieren geholt, damals als ſeine Eltern noch Verwalter auf dem Gute ihres Onkels, des Marquis von Montmirail, in der Beauce waren.

Jetzt ſind der Marquis und ſeine Gemahlin tot, beide gefallen im Vendeerkriege, Gaſton hat das Gut ſeiner ehemaligen Herren aufgekauft, und als er nachher Héloiſe als Witwe in ziemlich beſchränkten Vermögens-

verhältniſſen in Paris wiedertraf, war er bereits ein reicher und vielvermögender Geſchäftsmann . . .

Das iſt der Lauf der Revolution. „Die Liquidation der Geſellſchaft“, wie der Bürger Saint-Juſt ſagte.

Und darum darf es dieſer Parvenu wagen, ſich offen um die ſchöne junge Witwe zu bewerben, die ihn kaum anhört, für die er in Gedanken immer noch der Untergebene von früher iſt, und die ſich ſeine Anbetung nur gefallen läßt, weil er ihr ſchon zahlreiche und wichtige Dienſte erwieſen hat.

„Ihr ſeid ſehr guter Laune heute, Bürger,“ beantwortete ſie mit leichtem Spott ſeine Komplimente, „ſollten die Aſſignaten wider Erwarten geſtiegen ſein?!“

„552 Livres ſteht der Goldlouis heute,“ rief er ſeufzend. „Und kein Abſehen, wie das enden wird —! Frankreich wird ertrinken in dieſer Papierflut — und wahrſcheinlich,“ fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „wird gegen Mitte des Monats der Louis in barem Gelde 1000 Livres koſten —“

„Warum das?“ fragt Héloiſe erſchreckt, die nervös wurde, wie jedermann damals, wenn man auf Geldſachen kam.

Valèze zuckte mit den Achseln. „Weil die Contrerevolution ausgeblieben ist, auf die man rechnete," sprach er halblaut, „das hätte das Papier gerettet — Und nun der Tod des jungen Louis vor etlichen Tagen! Das Land ist in Verzweiflung darüber. Es kann ja auch nicht mehr so weiter gehen —"

„Sie sagen das selbst?" bemerkt Madame Hamelin, indem sie ihn ansieht.

Valèze zuckt die Achseln. —

„Warum nicht? Sie wissen doch, was im Lande vorgeht —"

Er lächelt eigentümlich.

Madame Devaines, die hinzugetreten ist, entfaltet mit einer leichten Bewegung ihren Fächer; auf der Innenseite desselben, die mit Lilien ausgemalt ist, sieht man die Porträts des gemordeten Königspaares, Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens — das Zeichen, an dem die Royalisten sich damals erkannten.

Valèze hat unterdessen in seiner Brieftasche gesucht und zieht einen Brief hervor, den er mit Interesse überfliegt.

„Ah, meine Damen, ich habe da einen Bericht meines Korrespondenten aus Toulon," spricht er, „eine köstliche Geschichte in der That, wie sie jetzt da unten im Süden mit den Jakobinern umgehen —! Wenn es Sie interessiert, gebe ich Ihnen das Wichtigste daraus zum Besten —!"

„Ach ja, bitte, bitte!" — „Reizend, in der That!" — „Sie sind wirklich charmant, Bürger Valèze!"

„Hat man recht viele umgebracht?" fragt eine blonde, junge Frau mit zarten, beinahe ätherischen Zügen.

„Seien Sie unbesorgt, Bürgerin, Sie werden zufrieden sein," entgegnet Valèze ernsthaft.

Madame Tallien und Frau von Beauharnais sind auch hinzugetreten — es hat sich ein ganzer Kreis um ihn gebildet, der mit Aufmerksamkeit seinem Berichte zuhört.

Das übrige Gespräch stockt — Dies ist interessanter. Valèze erzählt, wie die „Sonnenbrüder", so nannten sich die royalistischen Banden, die gegen die Jakobiner wüteten, die Gefängnisse in Tarascon

und Nîmes erbrochen und die Gefangenen teils erſchoſſen, teils niedergeſäbelt hätten. Auf einige hätte man zur Beluſtigung der Bevölkerung eine Hetzjagd in den Straßen eröffnet. — In Aix waren zur Vergeltung für die „Noyaden“ Carriers dreihundert jakobiniſch „Verdächtige“ auf ein Schiff geladen und in die Rhone verſenkt worden —

„Das iſt reizend —!“

„Wenn man das hier nachahmen könnte —“

Das Umfaſſendſte war aber in Toulon ſelbſt geſchehen. Man hatte die Hafenbevölkerung und die Bagnoſklaven auf die Gefängniſſe losgelaſſen. Mehrere Hundert Gefangene ließ man in dieſen zurück, die anderen wurden nach den Hafenquais oder an die Uferklippen geſchleppt und dort unter dem Jubel der Bevölkerung ins Meer geworfen —

„Wie intereſſant!“ — „Ein kleines Bad, um den Eifer der Patrioten abzukühlen —!“

„Und was iſt aus den übrigen geworden?“ fragt Madame Devaines.

Valèze faltet lächelnd ſeinen Brief zuſammen.

„Die übrigen? Ich weiß es nicht —“

„Aber ich weiß es," entgegnet auf einmal eine Stimme, die seltsam tief, wie grollend klingt, hinter ihm.

Alle wenden sich um. —

Sie sehen einen hochgewachsenen jungen Mann mit blondem Haar und Schnurrbart, mit festen, energischen Zügen.

Sie kennen ihn nicht. Er ist eben in Begleitung des Volksrepräsentanten Fréron eingetreten.

Nur zwei Personen machen bei seinem Anblick eine unwillkürliche Bewegung.

Héloise erkennt in ihm den jungen Jakobiner, der sich nachts in ihr Landhaus flüchtete.

Valèze erkennt in ihm den Überbringer jenes Briefes aus Marseille.

Er hat sich sofort erhoben.

„Ihr sagtet, Bürger —?" fragt er mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

„Ich sage, daß ich weiß, was aus den Gefangenen geworden ist," entgegnete Theurille kalt. „Ich weiß es, denn ich war selbst dabei."

„Ihr?!"

„Jawohl, ich. Der Municipalbeamte entläßt uns aus dem Gefängniſſe, unter dem Vorwande, man wolle uns ein anderes anweiſen. Wir werden durch eine enge Gaſſe geführt, die am anderen Ende verbarrikadiert iſt. Der Zug ſtockt; da fängt man an, aus den Fenſtern auf uns zu ſchießen, von den Hausthüren über uns herzufallen. Es war eine Bande, die die Stadt, hört Ihr wohl, die Stadt! dort in den Hinterhalt gelegt hatte. Ich ſpringe beiſeite, ſtürze mich in das nächſte Haus. Zufällig wohnte dort ein früherer Bekannter, dem ich Wohlthaten erwieſen hatte. Er rettete mich. — Die anderen wurden ſämtlich niedergemetzelt, dank dem Verrat, der Niederträchtigkeit der Behörden und der Regierung.“ —

Er hatte das letztere mit vor Wut blitzenden Augen, mit Geſten, deren Erregung ſich immer mehr ſteigerte, ſeinem Gegenüber ins Geſicht geſchleudert.

Valèze ſteht noch immer lächelnd, mit dem vollendeten Ausdruck verächtlicher Geringſchätzung da.

„Ah, Ihr ſeid ein Jakobiner, Bürger?“

„Ein Jakobiner!?“

„Unerhört —! Und er wagt sich hierher —?“

Alles ist in Bewegung gekommen. Die seltsame Scene hat jedes andere Gespräch aufhören lassen.

André Theurille steht furchtlos, die Arme über der Brust gekreuzt, inmitten des Kreises. Er sieht, mit welchen Blicken man ihn von allen Seiten mustert.

Er hat sich nicht ohne Absicht von Fréron, dem Freunde Barras' und Talliens, hier einführen lassen. Er wollte das Terrain sondieren. —

Was er beobachtet hat, übertrifft seine schlimmsten Erwartungen.

Alle starren ihn an. Inmitten dieser glänzenden und eleganten Gesellschaft taucht dieser junge Mann plötzlich auf wie eine Mahnung an früher, an die Verbrechen, die sie begangen haben, wie einer, der von von all ihrem Glanz den Schleier herunterreißen kann.

Er weiß das, und das ist seine Stärke.

Aspasia faßt sich zuerst — sie geht mit Würde auf Theurille zu.

„Bürger, Ihr glaubt ohne Zweifel, daß Ihr auf diesem Terrain hier das fortsetzen könnt, was früher —“

Er unterbricht sie lächelnd.

„Wenn ich Sie an die Zeiten von früher erinnern darf, Madame!“ spricht er, „das war, glaube ich, in Bordeaux, wo wir uns sahen, nicht wahr? Ich war bei den Kommissären des Konvents —“

Madame Tallien verstummt. Sie ist blaß geworden. Noch jetzt darf sie niemand an diese schreckliche Zeit erinnern.

„Oder Euch, Bürger Valèze,“ fährt Theurille unerschütterlich fort, „der Bürger Saint-Just hinterließ mir interessante Notizen, in welcher Weise Ihr die belgischen Städte regeneriert habt?“

Valèze fährt drohend auf.

„Mein Herr!“

„Oder Euch, Bürger Barras,“ spricht der junge Mann weiter, sich an den Mächtigen selbst wagend, „ich weiß, als Ihr unter dem Namen ‚Léanor‘ die Sambre-Armee inspiziertet —“

„Léanor!“

Ein halblauter Schrei, den eine Frau ausstößt — Héloise von Savigny hat sich erhoben —

Barras, der die Stirn in Falten gezogen hat, ist einen Schritt näher getreten —

Theurille, der den Zusammenhang nicht begreift, sieht erstaunt von einem zur anderen —

„Es waret doch Ihr, Bürger, den die Ausschüsse beauftragt hatten, alle verdächtigen Offiziere zu überwachen, nicht wahr?“ fuhr er sarkastisch fort. „Zu solchen Zwecken braucht man ein Pseudonym —“

„Bürger Theurille —“ fällt ihm jetzt Fréron ernst ins Wort, „Du mißbrauchst die Geduld der Gesellschaft — Du weißt, daß wir nicht mehr in den Zeiten von früher leben —“

„Verzeih', die Erinnerung des mir Widerfahrenen hat mich fortgerissen —“

„Du solltest versuchen zu vergessen —“

Theurille zuckt mit den Achseln.

Während dieser ganzen Scene hat Héloise kein Auge von ihm verwandt. André Theurille machte einen seltsamen Eindruck auf sie —

Er erschien ihr größer, stärker als alle übrigen hier — das „Festgehärtete“ in seinem Charakter, in seinen Gesichtszügen hob sich seltsam ab von der weichlichen Eleganz, dem heuchlerischen Luxus der andern. — Und dann der Name „Léanor“. —

Wenn das wahr wäre, daß Barras selbst jene Denunziation eingereicht hätte — Barras, der schöne Barras, der Liebling der Damen — der Abgott jeder Gesellschaft, in der er verkehrte —

Die junge Frau stand da, mit fliegendem Atem, die Hände ineinander gepreßt, die Augen in einem tiefen Feuer erglühend —

Er, der Mörder, war also derselbe, der noch eben so liebenswürdig mit ihr geplaudert hatte — Er hatte jene Episode damals offenbar gänzlich vergessen. — Wie konnte man auch den einzelnen zählen in dieser Zeit der Fusilladen, der Noyaden, der großen „Lieferungen" —!

Héloise von Savigny warf einen wilden Blick um sich in diese lichterfüllten Räume. Sie mußte Gewißheit darüber haben. —

Währenddem hatte sich Theurille, der die Gesellschaft noch einmal mit der spöttischen Verachtung eines Richters, eines Anklägers überblickte, in den mittleren Saal zurückgezogen.

Er sah wohl, daß seines Bleibens hier nicht länger war.

Fréron, aufs peinlichſte berührt von der Scene, auf die er nicht vorbereitet war, redete lebhaft auf ihn ein.

„Bürger, Du wirſt Dir ſehr ſchaden — man wird Dir das nie vergeſſen —“

„Ich hoffe, Bürger Fréron, Ihr mutet dieſem Bürger nicht mehr zu, meinen Salon zu beſuchen —“ ſpricht Aspaſia, die an die Gruppe der beiden herantritt, mit ruhigem Hohn. „Die Reinheit ſeiner Grundſätze könnte darunter leiden —!“

André Theurille verneigt ſich ſtumm und wendet ſich dem Ausgang zu.

In dieſem Moment erhebt ſich Héloiſe. — In der Gruppe der Elegants um ſie herum hört ſie, wie man ſich noch viel unzweideutiger ausdrückt.

„Seht doch, dieſen kleinen Roten! Ein Degenſtich zwiſchen der ſechſten und ſiebenten Rippe wäre eine heilſame Lektion für ihn —“

„Der Degen für dies Geſindel —?! Der Stock iſt ſchon zu gut für ihn —“

„Den haben ſie mit Unrecht da unten in Toulon vergeſſen —!“

Barras und Valèze beteiligen ſich nicht an dem allgemein drohenden Aufruhr. Für ſie hat dieſer eigentümliche Interpellant einen andern Geſichtspunkt. Sie haben ſich in eine Niſche zurückgezogen und ſprechen ernſt und eindringlich miteinander wie Leute, die etwas ſehr Wichtiges verhandeln.

In der That, ſelbſt das Geſicht Barras' iſt ein anderes geworden; er ſieht unruhig und nervös aus, und ſeine Stirn hat ſich in Falten gelegt, während er zu Theurille hinüberſieht.

„Und Ihr ſeid nicht ſicher, daß —?“ murmelt er leiſe, mit der Hand ſeinen Schnurrbart ſtreichend und dabei beobachtende Blicke auf die Umgebung werfend.

Valèze zuckt die Achſeln. Ein ſardoniſches Lächeln umſpielt ſeine Lippen.

„Soweit ich den Mann in fünf Minuten beurteilen kann, glaube ich, er hat nichts geleſen!“ ſpricht er langſam, „aber wer kann dafür bürgen? Dieſer Theurille ſcheint mir ein hartnäckiger Charakter und zu allem fähig —“

„Theurille — Theurille — ich habe doch den Namen schon gehört!“ bemerkt Barras nachsinnend.

„Ein alter Bekannter Saint-Justs. Er soll dessen Papiere besitzen —“

„Es wäre ein verwünschter Streich, wenn er den Brief des Prinzen gelesen hätte, oder auch nur den Inhalt kennte,“ wiederholt Barras, sich auf die Lippen beißend, indem er das kleine, blau chiffrierte Papier, das er in der Hand hält, verstohlen betrachtet.

Und die edlen Republikaner würden in der That sehr überrascht sein, wenn sie die ersten Zeilen dieses Briefes lesen könnten:

„An den Sieur Paul Vicomte de Barras.“

„Ihr, dessen Ergebenheit für unsere Sache allen Eingeweihten längst bekannt ist . . .“

Dieser Brief war von niemand anders als von Seiner Majestät in partibus, Ludwig XVIII., dem Grafen von Provence, der sich damals in Italien aufhielt und der mit einer weitverzweigten Partei in Frankreich in Verbindung stand, welche die Wiederherstellung der Bourbons beabsichtigte.

Der Wortführer dieser Partei war Paul Barras.

Schon seit vier Monaten korrespondierte er mit dem Grafen von Provence durch Vermittelung der angeblichen jakobinischen Klubs im Süden, die in Wahrheit auch Brutstätten des Royalismus waren.

Ohne eine Ahnung davon zu haben, hatte Theurille den Brief des Prinzen an die Adresse des bourbonischen Agenten befördert . . . Daher die Besorgnis der beiden, die von ihm alles fürchten mußten.

Barras raffte sich schließlich mit einem energischen Ruck auf.

Er geht langsam auf die Gruppe der jungen Leute zu, die immer noch drohend André Theurille umringt, der sie mit verächtlicher Ruhe mustert.

Barras wendet sich an einen eleganten brünetten jungen Mann in der Kapitänsuniform der 21. Halbbrigade und flüstert ihm ein paar Worte ins Ohr.

Jener nickt, indem er den Jakobiner ansieht.

Als André sich wendet, um die Schwelle zu überschreiten, fühlt er auf einmal seine Hand ergriffen, einen heißen Atem dicht an seinem Gesicht, und eine Frauenstimme, die ihm zuflüstert:

„Kommen Sie Mittwoch abend um 6 Uhr nach der Statue Rousseaus auf der Terrasse der Feuillants. Ich muß Sie etwas fragen —“

Es ist Héloïse von Savigny, seine Retterin. Sie nickt ihm noch einmal flüchtig zu, während sie schon in der Thür verschwindet — er hat kaum Zeit, ihr mit einem tiefen, leuchtenden Blick zu danken.

Dann wendet er sich rasch, begrüßt noch einmal die Herrin des Hauses, die seinen Gruß nicht erwidert, und durcheilt den Vorsaal.

Er weiß jetzt, was er wissen will. Er ist sich im klaren über Valèze, Barras, Tallien, über die ganze Meute, die Robespierre gestürzt hat, die aber seine Allgewalt zu gern an sich reißen möchte.

In dem Moment, als er den ersten Fuß auf die Treppe setzt, die nach unten führt, sieht er einen jungen Mann in Offiziersuniform neben sich, der ihn mit höhnischem Lächeln mustert, indem er seinen Säbel über Theurilles Mantel streifen läßt.

„Pardi — es scheint, man kann sich heute niemals in anständiger Gesellschaft befinden,“ spricht er halblaut in schnarrendem Tone, wobei er mit dem

Handſchuh über den Säbelkorb fährt, als wollte er ihn reinigen.

Theurille fühlte ſein Blut aufwallen.

„Wiſſen Sie, daß Ihr Schnurrbart mir mißfällt, mein Herr?“ ſpricht er, an jenen herantretend.

„In der That?“ fragt der Offizier höhniſch.

„Und daß Ihre ganze Phyſiognomie mir mißfällt! — Vielleicht könnte ein kleiner Aderlaß Ihnen von Vorteil ſein.“

„Wenn Sie glauben — Ich ſtehe Ihnen zur Verfügung, mein Tapferer.“

„Ihr Name?“

„Kapitän Lanvers, von der 21. Halbbrigade in Grenelle. — Paßt es Ihnen morgen abend um acht im Weiler von Klein-Trianon?“

„Ich werde zur Stelle ſein — jeder von uns bringt ſeinen Sekundanten mit. Abgemacht.“

„Abgemacht!“

Die beiden Gegner grüßten ſich militäriſch, dann kehrte der Kapitän in den Salon zurück, wo Barras mit Befriedigung ſeinen Bericht anhörte.

Kapitän Lanvers war als Duellant berüchtigt;

wenn der junge Jakobiner kampfunfähig oder tot war, würde er den Leuten vom Thermidor keine Sorge mehr machen.

André Theurille ſtieg mit ungetrübter Gemütsruhe den Reſt der Treppe hinunter.

„Kaum acht Tage hier und bereits ein Duell und ein Rendezvous," ſprach er mit einem Anflug von Selbſtironie zu ſich, „und da ſagt man, daß die Heiterkeit ausgeſtorben ſei in Frankreich!"

Fünftes Kapitel.

Einer, den man vergessen hat.

Der ehemalige Freund Saint-Justs hatte gesehen, was er gleich bei seinem ersten Auftreten in Paris für einen Empfang gefunden hatte. Es stand alles wie eine allgemeine Meute gegen den Namen „Jakobiner“ auf.

Zunächst mußte er seine Angelegenheit mit dem Kapitän Lanvers abmachen. Es reizte ihn förmlich, diesem „Incroyable“ in Uniform mit seinen stutzerhaft brutalen Manieren alles das heimzuzahlen, was ihm in den letzten Tagen passiert war.

Sodann das seltsame Abenteuer mit Héloise von Savigny —

Aber daran durfte er erst später denken.

Als André Theurille am Nachmittag des folgenden Tages seine Wohnung verließ, um sich

nach Trianon zu begeben, fiel ihm auf einmal ein, daß es ihm schwer fallen würde, einen Sekundanten aufzutreiben. Seine früheren Bekannten waren fast sämtlich tot oder im Exil; der einzige, auf den er hätte rechnen können, Germain, befand sich in Arras. Und ein Duell ohne Sekundanten, das ging selbst gegen die republikanischen Gepflogenheiten.

Das Duell war zwar an sich eine aristokratische Institution, aber das Sansculottentum hatte es ebenso bereitwillig acceptiert wie die eingefleischtesten „rouges talons“ des alten Hofes. Zudem hielt der fortwährende Krieg diese militärische Gewohnheit aufrecht.

Theurille befand sich also in ziemlicher Verlegenheit. Da fiel ihm sein Bekannter vom Palais Royal ein, der General Bonaparte, den er im Café Gretry aufsuchen wollte. Dieser konnte ihm vielleicht als Sekundant dienen. Er machte sich also nach der Rue Feydeau auf den Weg.

Schon von weitem sah man hier das Schild des Cafés, auf dem der Bürger Delafosse „Vins — Cafés — Liqueurs“ seinen Mitbürgern anbot.

Sehr einladend ſah es da allerdings nicht gerade aus. Ein Ort, der offenbar hauptſächlich von Militärs beſucht war. An den Wänden hingen kurze Pfeifen neben Säbeltaſchen und Pallaſchen, die der Bequemlichkeit halber abgeſchnallt waren, und deren Inhaber Zeitung leſend oder rauchend an großen, runden Holztiſchen ſaßen. Auf dem Boden lagen Tabakreſte und Zeitungsfetzen auf der Schicht weißen Sandes, die der Patron zur Aufrechterhaltung der nötigen Eleganz hatte hinſtreuen laſſen. Längliche Gläſer mit trüben Reſten von Liqueur und Abſinth vervollſtändigten dies Bild einer etwas ſchäbigen Behaglichkeit, eines Aufenthaltsortes für Leute, die nicht allzu anſpruchsvoll waren.

An einem kleinen Tiſchchen, das in der Nähe der Thür ſtand, ſaßen drei Leute; einer davon im Vollbart, mit einer weißen Thonpfeife im Mund, in einer Dragoneruniform, deren Kragen er aufgeknöpft hatte, war etwa ſechsunddreißig Jahre alt — er führte im Augenblick das große Wort.

Der andere, ein junger Mann Ende der Zwanziger, mit regelmäßigen, lebhaften Zügen, hörte ihm mit

halb ſpöttiſcher, halb intereſſierter Miene zu. Er trug die ſauberſte Uniform von den dreien und war glücklicher Beſitzer von zwei ziemlich weißen Handſchuhen.

Der dritte war der General Bonaparte. Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſah finſter auf den Sprecher, der in dieſem Moment auf ihn einredete. Vor ihm ſtand eine Taſſe Chokolade, die einzige ſeit anderthalb Stunden.

Der Dragoner vor ihm ſchlug zur Bekräftigung ſeiner Anſichten mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Taſſen und Gläſer in die Höhe hüpften.

„Te — te! Gieb Dir keine Mühe, mein Alter — das wird Dir nichts helfen! Die bezahlen Dich da oben mit Blankobillets, die Du Dir nach Belieben ausfüllen kannſt —“

„Und durch ſolche Geſchichten wie Deinen Feldzugsplan für die Armee von Italien machſt Du Dich nur noch mehr mißliebig — Aubry kann Dich nun einmal nicht leiden,“ fiel der andere ein.

Der Dragoner ſtreckte mit einer majeſtätiſchen Gebärde den Arm aus.

„Junot, rede nicht, wenn ältere und erfahrene Leute ſprechen. Gieb mir lieber noch etwas Tabak für meine Pfeife.“

„Ich habe keinen mehr.“

„Sacrebleu, keinen Tabak mehr —! Die Zeiten werden immer ſchlechter.“

„Gewiß — Sogar die Pferde ſehen magerer aus als im Jahre 92!“ ſpottete Junot.

„92! Heiliges Jahr der Freiheit —“

„Und der Schulden —! Die Republik gleicht dem Poeten Régnier; ſie füttert ſich mit Begeiſterung, weil ſie kein Geld hat.“

„Geld? Sag', haſt Du noch etwas? Wollen wir eine Partie Domino ſpielen —? He, General, biſt Du dabei —?“

„Ich habe kein Geld zum Spielen,“ entgegnete Bonaparte trocken.

„Aus Dir iſt nie etwas herauszubekommen! Lieber Freund, Du biſt zu einfiſbig, Du fliehſt die Geſellſchaft zu ſehr — damit kommt man nicht vorwärts in Paris, hier heißt es, den Frauen den Hof machen und —“

Bonaparte erhob sich plötzlich, es flammte in seinen Augen auf — mit einer Bewegung des Zorns, der Wut beinahe, streckte er die Hand gegen den Sprecher aus.

„Ja, den Frauen den Hof machen! In der Gesellschaft Dummheiten schwatzen — Der Teufel hole sie, all diese parfümierten Stutzer, die man bei Barras und Fréron herumflanieren sieht, und die über die Armee und über Feldzüge schwatzen, als ob Turenne ein altes Weib gegen sie wäre — Und so etwas versperrt einem den Weg! Ha, ich könnte —!"

Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch — der Dragoner brachte eiligst die Flasche Beaune, die vor ihm stand, in Sicherheit.

„He, Freund —"

„Ins Gesicht möcht' ich ihnen werfen, was ich von ihnen halte," fuhr Bonaparte ingrimmig fort, ohne auf jenen zu achten. „Hungern, Entbehren, was ist das denn schließlich weiter? Aber zu wissen, daß man mehr im Kopf hat als all diese Leute, und es nicht durchsetzen kann — daß man das

beſſer weiß als all dieſe Hohlköpfe, die die Armeen zu Grunde richten, und die dabei weiterkommen als ich — das kann einen raſend machen!“

Er ſtand da, die Fäuſte geballt, bebend vor Erregung. Die anderen waren ernſt geworden.

„Hm — und alles das nur, weil Du Aubry nicht gefielſt — Du wärſt zu jung, behauptet der Pedant —“

„Nein, nein, es iſt die Geſchichte mit Toulon — da ſteckt der Thermidor dahinter —“

„Einerlei, ſie haben mich vergeſſen! — Aber ich vergeſſe ſie nicht,“ murmelte der junge Korſe, während ein düſterer Blitz in ſeinen Augen aufleuchtete.

Seine Zechgenoſſen ſuchten ihn in ihrer Weiſe zu tröſten.

„Komm her, trink ein Glas Wein, das wird Dich auf andere Gedanken bringen —“ ſprach Beauvilliers, der Dragoner-Colonel.

„Du weißt, ich trinke nicht gern Wein.“

„Das iſt wahr — Immer mit Deiner Chokolade.“

„Dabei ſitzeſt Du ganze Nächte im Café und diſputierſt über die wunderbarſten Themata der

Welt," lachte Junot. „Wie neulich im Café d'Orleans über Ehre und Liebe — Ein großartiges Verdammungsurteil der Liebe, Colonel, denkt Euch —"

„Hm, das wär' nun nicht mein Fall —"

„Beinahe wie in den Tragödien, die Du in Valence machteſt," fuhr Junot fort, „Du dichteſt doch jetzt nicht mehr?"

Bonaparte ſchüttelte mit einem bitteren Lächeln den Kopf.

„Ah, iſt das eine Miſere im Grunde!" ſprach er, düſter in die Ferne ſehend.

Er war wieder in ſeine ſchweigſame Melancholie zurückgefallen. Auf einmal hob er den Kopf.

„Sag', haſt Du jetzt das Geld von Hauſe bekommen, das Du erwarteteſt?" ſprach er halblaut zu Junot.

„Ja, brauchſt Du etwas?"

„Hm — eigentlich ja — Ich bin meiner Wirtin noch für die beiden letzten Monate ſchuldig. Und dann — Es ſind im ganzen 70 Livres, die ich brauche!" fügte er nach einigem Zögern hinzu.

„Sie ſind Dein, Cinna!" antwortete Junot

pathetiſch. „Bei mir fließt momentan zwar auch kein Paktolus —“

„O je —“ murmelte der Dragoner gedankenvoll, „giebt es eigentlich überhaupt noch Geld in Frankreich?“

„Eine zeitgemäße Frage! Aber, um beim Gelde zu bleiben, Du wohnſt zu teuer da in der Rue du Mail!“

Bonaparte zuckte mit den Achſeln.

„Was ſoll ich machen? Ich habe ſchon meinen Wagen verkauft, meinen Diener entlaſſen — ich muß wenigſtens eine anſtändige Wohnung behalten!“ ſprach er.

„Weißt Du noch, das famoſe Hotel de la Liberté in Montmartre, wo wir alle zuſammen für 72 Livres den ganzen Monat wohnten, Du und Dein Bruder, Marmont und ich?“

„Ja — das war aber auch eine Bude!“

„Und die ſchöne Zeit, als wir in den Trois-Bornes aßen, zu 1 Livre 10 Sous das Couvert, mit den ewig angebrannten Kotelettes —“

„Ja, das war 92 —“

In dieſem Moment betrat André Theurille das vordere „Salon“ genannte Zimmer des Cafés. Er ſah ſich raſch um und ſchritt auf Bonaparte zu, der bei ſeinem Anblick aufmerkſam emporgeblickt hatte.

„Guten Tag, Bürger General,“ ſprach er, ihn und ſeine Kameraden begrüßend, „würdet Ihr einem ehemaligen Montagnard, der bei der Armee von Italien lange genug den Säbel geführt hat, einen Dienſt erweiſen?“

„Um was handelt es ſich?“

„Eine Affaire mit einem Stutzer in ſchwarzen Schnüren, den ich bei Tallien traf. Er hielt meine Geſellſchaft für ſeiner nicht würdig, und um ihm zu beweiſen, daß er ſich irrt, wollte ich ihm in Trianon einen kleinen Aderlaß geben. Wollt Ihr mein Sekundant ſein?“

Die beiden Soldaten muſterten den Ankömmling forſchend von Kopf bis zu den Füßen. Sie mußten von der Muſterung befriedigt ſein, denn ſie ſahen ſich an und nickten gleichzeitig.

„Eine Affaire mit einem Muscadin —! Ihr

ſeid unſer Mann! He, Kellner!“ ſchrie Beauvilliers dem Garçon zu, „ein Glas!“

Er ſchob Theurille ein Glas zu. Dieſer ſtieß mit ihnen an und trank.

Bonaparte hatte ſich erhoben.

„Ich ſtehe Euch zu Dienſten, Bürger. Wo, ſagt Ihr, ſoll die Geſchichte ſein?“

„In Klein-Trianon, heute abend um acht. Ich wäre Euch zu großem Dank verpflichtet, wenn Ihr mir dieſen Dienſt leiſten wollt, ich habe ſonſt niemand.“

Jener holte ſchweigend ſeinen Säbel von der Wand herunter.

„Ihr habt keine Urſache, mir zu danken! Ihr macht mir den Eindruck eines anſtändigen Jungen — Und auf das Geſindel, das jetzt in den Straßen von Paris die erſte Rolle ſpielt, bin ich gerade ſo gut zu ſprechen wie Ihr!“

Bonaparte lächelte bei dieſen Worten.

„Ich werde Euch begleiten, Bürger,“ ſprach Beauvilliers, ſich ebenfalls fertig machend; „ein Duell nach einer guten Flaſche Wein, das iſt wie das

Souper nach einer Tragödie — es bekommt einem beſſer!“

Theurille dankte ihm mit einer ſtummen Verbeugung.

Junot, der für den Abend eingeladen war, verließ die kleine Geſellſchaft. Als ausgeſprochener Royaliſt liebte er auch vielleicht die Geſellſchaft des Jakobiners nicht.

„Welchen Weg nehmen wir?“ fragte Bonaparte, als ſie ſich auf der Straße befanden.

„Nicht den direkten natürlich.“

„Ich ſchlage vor, wir fahren mit der Poſt bis St. Cloud und gehen zu Fuß durch den Park von Verſailles bis Trianon,“ ſprach Theurille, „es iſt das ſicherſte in unſerem Falle.“

Man acceptierte.

Als man ſchon im Begriff war, am Point du Jour den nach St. Cloud führenden Wagen zu beſteigen, hielt Bonaparte inne.

„Ihr ſagtet das ſicherſte?“ fragte er, Theurille anſehend. „Glaubt Ihr, daß die Regierung —?“

Jener zuckte die Achſeln.

„Ich weiß nur, daß Barras mit im Spiel ist — und daß daher Vorsicht geboten ist! Man verabscheut niemals die Jakobiner so sehr, als wenn man selbst Jakobiner gewesen ist —!“ fügte er bitter hinzu.

Bonaparte hatte die Stirn in Falten gezogen.

„Sagt Ihr das in Beziehung auf mich?“

Theurille antwortete ihm mit einem Händedruck.

„Nein, General, ich zähle Euch nicht zu diesen Leuten, das wißt Ihr! Ich kenne die Briefe, die Ihr an Auguſtin Robespierre gerichtet habt; es spricht daraus die reinſte Ergebenheit für die Sache der Patrioten.“

Der junge Korſe wandte ſich haſtig um — er muſterte forſchend ſeinen Begleiter. Und er blieb einſilbig den ganzen Weg über.

„Was haſt Du, General?“ fragte ihn Beauvilliers, als man ausſtieg, „Du ſiehſt aus wie ein Sansculotte, den man zwingt, Meſſe zu hören.“

Jener antwortete nicht. Die Erwähnung dieſes Briefes an Robespierre hatte ſeltſam auf ihn gewirkt.

Von St. Cloud aus ging man zu Fuß durch

die jetzt schon ziemlich leeren Straßen des Ortes, durch den Park, der öde und verwüstet dalag, und sodann nach Ville d'Avray hinüber. Von hier aus führte ein Fußweg, der sich von der Landstraße abzweigte, an Versailles vorbei, durch den Park des Schlosses und nach den Schlössern von Groß- und Klein-Trianon.

In Gedanken versunken ging Bonaparte neben seinen Begleitern, die Hände in die Taschen seines Überrocks versenkt. Er schien wenig auf das zu achten, was um ihn vorging, und doch sind solche Momente, die die gewöhnliche Menge für Träumerei hält, oft die fruchtbarsten für den überlegenen Geist. Er verfolgt in ihnen das ungeheuer verschlungene Gewebe des Lebens, macht an seinen Mitmenschen Beobachtungen, die sie in Erstaunen setzen würden, und untersucht Ursache und Wirkung der Dinge, ein Spiel, bei dem er sich fortwährend schult und in dem seine Kraft wächst. Das ist das Träumen des Genies, um so gefährlicher, weil jedermann es für das hält, was es nicht ist.

Der Abend war still, nichts regte sich, und nur

ab und zu unterbrach das Bellen eines Hundes in den Dörfern, das Peitschenknallen eines Wagens, der verspätet heimkehrte, die Stille — ein ruhig atmender Sommerabend voll verklungener Melodien und verglühter Farben — die allgemeine Pause der vom Lebenskampf erschöpften Natur. Im Osten ging der Mond auf und warf gespenstig helle Streifen über den Rasen und über die weißen Gartenmauern.

Auf einmal fuhr Theurille zusammen; er sah erstaunt, fast verstört um sich her. Man hatte mehrere Hecken, Gartenthore und Mauern passiert, von denen Statuen herabgefallen, deren Schlösser zerstört, und deren Thürfüllungen eingebrochen waren. Das helle Mondlicht fiel auf einen ungeheuren Bau, der weithin wie ein Koloß durch die Nacht schimmerte, auf glitzernde Wasserflächen, weiße Marmorstatuen und dunkle Taxushecken, die sich endlos den Hügel des Schlosses hinabzogen.

Sie waren im Parke von Versailles.

Hier ist alles zerstört und verwüstet. Die Sündflut ist hier vorbeigekommen, und nichts ist übrig geblieben von den Göttern und Königen, von den

Prieſtern und Höflingen und den ſchönen Frauen, die hier gelebt, geliebt und geſündigt haben.

In Trümmern liegt die Marmorſtatue Diana von Poitiers', jener weißen, bezaubernden Schönen, deren Lächeln drei Königreiche erhellte, neben ihr liegen Apollo und Herkules und Mars am Boden — es iſt den Göttern nicht beſſer gegangen wie ihren Lieblingen auf Erden. Es iſt ihnen ſogar mitunter noch ſchlimmer gegangen, denn in der Orangerie ſteht eine Statue Ludwigs XIV., der man eine Freiheitsmütze aufgeſetzt hat — und der Sonnenkönig kann ſich jetzt nicht mehr wehren gegen dieſe Beſchimpfung des Pöbels.

In den Höfen des Schloſſes wächſt Gras; zwiſchen den Marmorflieſen ſproßt es hervor, in Mauern und Ecken drängt es ſich ein. Die Galerien ſtehen leer, das Mobiliar iſt verkauft, und all die Koſtbarkeiten, die hier waren, die Gemälde Raphaels, van Dyks, Veroneſes, die Tapiſſerien, Edelſteine, Kryſtalle, Goldſachen, alles iſt geraubt, zerſchlagen, zum Teil bereits im Ausland. Nur im Zimmer der Königin iſt noch eine Uhr ſtehen geblieben mit

Spielwerk, die tönt noch immer — ſie hat zu allen Stunden der Revolution geſchlagen.

Die Sündflut iſt gekommen und hat nichts übriggelaſſen.

Und ſo öde, ſo ſchauerlich ſtill iſt es an dieſer Stätte, wo einſt ſo viel Lichterglanz und Lärm und tobende Fröhlichkeit geherrſcht hat.

Man muß wohl glauben, daß jetzt nur Phantome hier hauſen können —

Die Baſſins ſind mit Schlamm überzogen, die Fenſter zerbrochen, die Spiegel in Trümmer, der Epheu hat die Mauern überwuchert — und beredter, nackter, furchtbarer als alles, das Wort, das proſaiſche Wort, das über dem Thor des Königsſchloſſes in Trianon ſteht:

Propriété à vendre.

Mit dieſem Worte iſt alles begraben, was Luxus und Glanz und Sünde, despotiſcher Übermut und göttergleicher Leichtſinn hieß —

In dieſem Park iſt eine Welt begraben.

Bonaparte bleibt einen Moment ſtehen und ſieht ſich um.

Es müßte gefährlich ſein, zu träumen unter dieſen Bäumen, wenn man dahingeht durch dieſe Welt von Verſailles — Durch dieſe erſtorbenen Gebüſche mit den Statuen weißer Nymphen und römiſcher Cäſaren, Rubensſcher Satyrn und Sonnengötter, die am Waſſer ſtehen und die Strahlen des großen Springbrunnens auffangen — die Hecken und Niſchen, wo man einſt Rondeaux und Madrigale gemacht hat auf die Lavaillère, die Montespan, die Chateauroux und die Dubarry — die Stufen von rotem Marmor, auf denen einſt der große König hinüberging in die Orangerie, um ſich zu erholen von den Lobſprüchen Racines und Despréaux'. — Dieſe ganze farbenſprühende, lebensdurſtige Welt, die jetzt vergeſſen und tot iſt. —

Und nicht einmal eine Grabſchrift hat man ihr gegönnt — Die Sündflut kam, und es ging alles viel zu ſchnell.

Eine Grabſchrift? Vielleicht doch. —

Jener Mann hat ſie vielleicht geſchrieben, der am Abend des 16. Oktober 1793 in ſeinem kahlen Bureau auf dem Friedhof der Madeleine bei ſeiner

dürftigen Öllampe saß, und dem man eine Leiche vom Revolutionsplatz brachte, eine Leiche ohne Kopf, die er zu beerdigen hatte . . . Er machte die erforderlichen Notizen und berechnete in seinem Register:

„Für den Sarg der Witwe Capet 7 Francs!"

Und das war die Grabschrift des ältesten Thrones Europas, das Ende der Erbin von vierundsechzig Königen . . .

Marie Antoinette, die schöne, strahlende Antoinette, die Göttin von Trianon, die lebensfrohe Wienerin, der man die Schätze des reichen Frankreichs gab, um sie zum Fenster hinauszuwerfen — dies junge, liebreizende Weib, das bei seiner Ankunft begrüßt wurde von dem Jubel von fünfundzwanzig Millionen Franzosen, der man das berühmte Lied sang „Chantons, célébrons notre reine" — sie fand niemand bei ihrem Ende, der eine Handvoll Erde für ihren Sarg, eine Thräne für ihr Grab übrig gehabt hätte. —

Für den Sarg der Witwe Capet 7 Francs. — Das war alles. Und am anderen Tage war sie vergessen. Es waren ja noch mehr Leute zu köpfen.

Der Wanderer, der hier ging, mochte sich wohl fragen, was Herrschermacht und Fürstengröße wert seien, wenn sie so endeten? Oder wenn er ein Skeptiker war, mochte er wohl die Achseln zucken über das sogenannte Walten der Vorsehung, die an Jugend und Schönheit büßen läßt, was die Korruption ganzer Geschlechter verschuldet hat —

Aber dieser kühle, klare Kopf denkt an nichts Derartiges. Er hat seinen eigenen Kampf mit dem Leben zu führen, der junge Mensch da mit dem mageren Gesicht und den dunklen, flammenden Augen. Und er hat nie zu den Leuten gehört, die sich allzuviel mit den Toten beschäftigen.

Bonaparte folgt langsam mit gesenktem Kopfe seinen Begleitern, welche die Allee hinabgehen, die auf Groß-Trianon zu führt. Es war ungefähr die Stunde des verabredeten Rendezvous.

Als er an den Fenstern des Schlosses vorbeigeht, wirft er einen flüchtigen Blick hinein. Auch hier alles zertrümmert, die Spiegel zerschlagen, die Konsolen herabgestürzt, die Statuen umgeworfen. — Und etwas wie eine nervöse, wütende Ungeduld be-

mächtigt ſich dieſes Mannes — er möchte aufatmen von all dieſen Grabphantomen, die ihn umgeben — er möchte ſeinen Fuß wo anders hinſetzen als auf Ruinen.

Aber iſt dies Frankreich von heute denn etwas anderes als eine einzige, große, ungeheure Ruine?

Bittere, qualvolle Gedanken zogen durch ſeine Seele — eine beklemmende Furcht, wie man ſie in der Dämmerung an dunklen Herbſttagen empfindet — man fühlt den Alp, der einen nicht mehr verläßt.

„Den Teufel, ich hoffe, unſere Gegner ſind ebenſo pünktlich wie wir," rief Beauvilliers, ſich umſehend. „Es iſt noch nicht die Zeit — wir werden warten müſſen."

Er lauſchte in der Richtung nach dem Pavillon français hin, wo man Lichter bemerkte und Stimmen hörte.

„Ihr wolltet Euch dort treffen? Dort —? Ich habe gehört, daß jetzt ein öffentlicher Ball in dieſem Pavillon iſt?" fragte Bonaparte, ſich zu Theurille wendend.

„Nicht beim Pavillon, ſondern in der Lichtung bei der Meierei daneben, die unbewohnt iſt. Ich

kenne das Terrain von früher her, es hat schon 92 unseren Absichten gedient — allerdings damals waren diese anderer Art —!“

„Eure Absichten — und welches sind eigentlich jetzt diese Eure Absichten —?“ fragte Bonaparte stehen bleibend, indem er die Arme kreuzte und jenen ansah.

Theurille bemerkte, daß er diese Pose liebte, wie überhaupt ein gewisses Hervorrecken der Schulter und breite Bewegungen der Arme, alles, was den Eindruck der Magerkeit und Schwäche mindern konnte, den seine Erscheinung sonst machte.

„Was wir wollen?“ rief er mit einem fast leidenschaftlichen Ausdruck, „die alten Anhänger der Demokratie sammeln — diese Regierung stürzen, die Frankreich ruiniert — die seit dem 9. Thermidor von den wahren Grundsätzen der Volksfreiheit abgewichen ist.“

Bonaparte lächelte.

„Das Volk ist ein Kind,“ sprach er ruhig, „ein Kind, mit dem man vielleicht etwas anfangen kann, das aber stets Zügel und Rute braucht.“

Theurille trat einen Schritt zurück; ſeine Stirn hatte ſich in Falten gezogen.

„Ihr ſeid ein Ariſtokrat, General, Ihr dünkt Euch erhaben über —“

Jener wandte ſich lebhaft um — ein raſcher Blick ſeiner Augen traf den Sprecher.

„Da irrt Ihr Euch, Bürger. Ich liebe das Volk, und ich ſetze mich gern zu ihm. — Aber ich glaube, daß es die Zucht und die Schule braucht, und das iſt's, was Frankreich vergeſſen hat! Und alle Leute des Bergs haben es viel zu ſehr verwöhnt mit Schmeicheleien und Komplimenten, die ſo oft wiederholt wurden, daß das Volk ſchließlich anfing, an ſeine eigene Vortrefflichkeit zu glauben — und daß jeder Schuſter und Bäcker ſich einbildete, er könne ebenſo gut regieren wie Turgot und Sully —“

Er ſchwieg plötzlich, indem er die Achſeln zuckte; er ſchien es zu bereuen, dieſem unwillkürlichen Erguß nachgegeben zu haben. —

„Da kommen unſere Leute!“ ſprach er plötzlich, in der Richtung nach Groß-Trianon hinüberzeigend.

In der That, aus einem Wagen, den sie in einiger Entfernung halten ließen, stiegen der Kapitän Lanvers, ein Artillerieoffizier, der Bonapartes Aufmerksamkeit erregte, den er aber nicht kannte, und ein Mann in bürgerlicher Capote und in einem grauen Mantel — der Arzt.

Der Kapitän grüßte mit spöttischer Grandezza.

„Zu Ihrer Verfügung, meine Herren —! Wir können jetzt unsere Unterhaltung von gestern fortsetzen," sprach er, Theurille ansehend.

„Blagueur!" murmelte Beauvilliers, der ihn genau musterte.

Man maß die Entfernungen ab, stellte die beiden Kämpfer auf, die sich, da das Duell auf Säbel stattfand, der Oberkleider entledigten und sich an ihren Standort begaben.

„Alles bereit — los!"

Es zeigte sich, daß der Kapitän zwar kräftiger, breiter, muskulöser gebaut wie Theurille, doch nicht daran denken konnte, gleich zur Offensive gegen diesen vorzugehen.

Der junge Jakobiner hatte die Führung des

Säbels im Feldlager gelernt und ſchlug mit einer blitzartigen Raſchheit, die durch die nervöſe Erregung, in der er auch jetzt noch war, geſteigert wurde. Er empfand keine Furcht, nur den Wunſch, ſich zu rächen, den Mann da drüben büßen zu laſſen für all die Niederträchtigkeiten und Feigheiten, die er in den letzten Tagen hatte bemerken müſſen.

„Attrapiert —! Er macht ſeine Paraden ſchlecht —! Aber ich möchte doch nicht mit ihm zu thun haben!“ murmelte Beauvilliers, zu Bonaparte gewandt.

Theurille blutete aus einer Terz, die über die Stirn gefahren war — aber ſein Auge und ſein Arm waren noch frei. Er bemerkte, daß Lanvers ſich zu einem entſcheidenden Schlage ſammelte. Raſch den Hieb ſeines Gegners parierend, ſchlug er demſelben mit einer glücklichen Wendung mitten auf den Unterarm, daß der Kapitän, einen Schmerzensſchrei ausſtoßend, die Waffe fahren ließ und zurücktaumelte.

Die Sekundanten ſprangen herbei.

„An Ihre Plätze, meine Herren!“

Es zeigte ſich, daß der Kapitän kampfunfähig war. Das Duell war ſomit zu Ende.

Theurille, erſchöpft, aufgeregt, ſich auf ſeine Waffe ſtützend, grüßte mit einer chevalereskeu Bewegung ſeinen Gegner —

„Ich hoffe, mein Herr, Sie ſind ſich jetzt klar darüber, daß ich Ihrer Geſellſchaft würdig bin — auch wenn Ihnen die Farbe meines Kragens nicht gefällt!“

Der Kapitän antwortete nicht — ein Schmerzensanfall zwang ihn, beim Arzt Hilfe zu ſuchen. Er grüßte nur ſtumm als Antwort, während man ihn in den Wagen ſchaffte, der ihn hinwegtrug.

Theurille wollte ſich zu ſeinen Sekundanten wenden, um dieſen zu danken, als Bonaparte, haſtiger als ſonſt, an ihn herantrat —

„Hört, ſeid Ihr gewiß, daß Ihr nicht verfolgt werdet?“

„Warum?“

„Ich ging, als ich das Terrain abmaß, ein wenig ſeitwärts nach den Wirtſchaftsgebäuden hinüber; ich glaubte da Schritte und Kommandoworte zu hören — Soldatenſchritte von einer Patrouille oder dergleichen —!“

Theurille, dem der Dragoner ſeine übrigens ziemlich geringfügige Wunde verband, fuhr auf.

„Wie? Glaubt Ihr, daß der Kapitän —?“

„Der Kapitän gerade nicht — aber vielleicht ſein Protektor.“

Der junge Jakobiner blickte aufmerkſam um ſich — Er glaubte in der That in einiger Entfernung im Mondlicht Gewehrläufe und grüne Uniformen blitzen zu ſehen.

„Bleibt einen Augenblick hier,“ ſprach Bonaparte, „ich will eben nach dem Pavillon hinüber — man kann da beſſer erkennen, was vorgeht.“

Jener nickte ſchweigend. Er ſah den Korſen über den Raſen davoneilen.

Bonaparte befand ſich nach wenigen Schritten bei dem ſogenannten Turm des Marlborough an den früheren Wirtſchaftsgebäuden der Königin. Der Schatten des vorſpringenden Daches deckte ihn vollſtändig, und er trat noch tiefer zurück, um nicht geſehen zu werden.

Eben ſchritten die Soldaten aus dem gegenüberliegenden Gebüſch. Es war ein Trupp der Jäger

von Vincennes, ſechs Mann, ein Unteroffizier an der Spitze. Sie machten einen Augenblick Halt und berieten ſich, dann gingen ſie langſam auf einem Seitenwege dem Pavillon français zu. Sie mußten an Bonaparte vorüber, der ſie leiſe miteinander ſprechen und diskutieren hörte.

Was er da gehört hatte, mußte wohl etwas für den Jakobiner ſehr Gravierendes ſein, denn Bonaparte winkte ihm, als er ihn wieder aus dem Boskett hervortreten ſah, lebhaft zu — ſeine Stirn hatte ſich in Falten gezogen, und ſein Auge glühte.

„Es handelt ſich um Euch,“ ſprach er in gedämpftem Tone zu Theurille, „ich habe eben gehört, was die Soldaten miteinander ſprachen; ſie haben Ordre, Euch unmittelbar nach dem Duell zu verhaften, unter beſonderer Bedeckung nach Paris zu ſchaffen und Euch unterwegs zu Thätlichkeiten zu reizen — um Euch in legaler Form aus der Welt ſchaffen zu können.“

Theurille ſah ihn einen Moment ſtarr an — ein Blitz ſchoß aus ſeinen Augen.

„Alſo das war es?“ ſtieß er faſt ziſchend hervor.

„Sie wollten ſich eine Sicherheit verſchaffen, wenn das Experiment mit dem Kapitän mißglückte!“

Bonaparte zuckte die Achſeln.

„Beeilt Euch,“ ſprach er, „Ihr ſeht, daß dieſe Leute ein dringendes Intereſſe daran haben, Euch verſchwinden zu laſſen — Geheimniſſe vom 9. Thermidor!“

Theurille raffte ſich auf. Er reichte ſeinen beiden Begleitern die Hand.

„Lebt wohl,“ ſprach er, „ich vergeſſe Euch Euren Dienſt nicht! Jetzt muß ich fort; ich finde vor dem Park, wenn ich hinausgelange, ein Pferd in einem Wirtshauſe, das ich kenne. — Und vergeßt das nicht, was ich Euch geſagt habe!“

Damit eilte er fort, und die beiden ſahen ihn zwiſchen den Bäumen verſchwinden.

Beauvilliers blickte ihm achſelzuckend nach.

„Und wir?“ ſprach er zu ſeinem Gefährten.

Bonaparte überlegte einen Moment. Vielleicht waren die Gärten umſtellt und die Ausgänge beſetzt — es war daher am klügſten, um keinen Verdacht zu erregen, daß man nicht ebenfalls die Flucht ergriff, ſondern blieb, wo man war.

„Laß uns nach dem Pavillon gehen," ſprach er. „In dem Gedränge dort iſt man am eheſten unbemerkt."

Sie ſchritten auf den Pavillon français zu, durch deſſen offene Fenſter man Ballmuſik und den Lärm von Tanzenden hörte.

Wenn man ſie hier im Gedränge dieſes volkstümlichen Vergnügungslokals traf, würde man ſie nicht beargwöhnen.

Der junge Korſe hatte eine ſeltſame Empfindung, als er eintrat. Mehrere Male, ſeit er in Paris war, hatte er ſchon derartige Amüſements aufgeſucht, und immer noch war er das beklemmende Gefühl des Provinzialen nicht los geworden, dem dieſe lärmenden, geräuſchvollen Hauptſtädter eigentlich zuwider ſind.

Man trat ein. Die Atmoſphäre von Lichtern, von wehenden Kleidern, die den Staub aufwirbelten, ſchmetternder Muſik, ſchreienden, geſtikulierenden Menſchen betäubte ihn einen Moment. Das Orcheſter ſaß auf einer kleinen Eſtrade am Ende des Saales, (unmittelbar daneben war ein Café), ringsum an

den Wänden, oben auf der Galerie, waren Tiſche, wo man Wein trank, zechte, ſpielte, mit den Weibern pouſſierte, die in phantaſtiſchen Toiletten, ſich Luft fächelnd, in der Hitze der Sommernacht auf und ab gingen.

Hier amüſierte man ſich doch noch — Oder es ſchien wenigſtens ſo.

„Ah, Euch trifft man hier, General? Cato auf den Wegen Epikurs — das iſt in der That ein ſeltenes Ereignis!“

Ein junger Mann erhob ſich von einem Tiſche und trat auf Bonaparte zu.

„Talma — ſeid mir willkommen — ich fürchtete ſchon, hier ganz ohne Geſellſchaft zu bleiben.“

„Mich wundert, daß Ihr überhaupt hier bleibt!“ ſprach Talma lächelnd.

Bonaparte flüſterte ihm ein paar Worte ins Ohr, die Talma mit gerunzelter Stirn, mit einer etwas geringſchätzigen Geſte anhörte.

„Ah, ah — ein Duell, bei dem die Hexe Politik im Hintergrunde ſteht! Mein Freund, wer wie wir beide das Schwert des Mars oder die Larve des

Roscius führt, der sollte überhaupt nicht auf den Wegen Catilinas gehen.“

Bonaparte lächelte bitter.

Es war in der That der damals bereits bekannte Schauspieler Talma, den der junge General in einer Ecke des Ballsaals erspäht hatte. — Talma mit seinem mageren, gelben Gesicht, das dem des Korsen so ähnlich sieht, seinem Kopf von klassischer Häßlichkeit, aber mit jenen energischen Zügen und jenen „marmornen“ Gesten, die später die Bühne Frankreichs umgestalten sollten — Talma, der dem jungen unbemittelten Offizier Theaterbillets zuzustecken pflegte und der mit ihm zuweilen in den „Frères Provencaux“ zu Mittag aß, zu 2 Francs das Couvert.

„Ich bin mit einer Gesellschaft von der Stadt hergekommen,“ sprach er zu seinem Freunde, „jungen Leuten, die sich angeblich hier amüsieren wollten — aber ich sehe, sie haben sich schon zerstreut — chacun a sa chacune.“

„Und Ihr, Bürger, warum thut Ihr nicht ein Gleiches?“ sprach auf einmal ein blondes, junges Weib mit lachenden Augen und blitzenden weißen

Zähnen, an die beiden herantretend — sie schlug Talma, den sie kannte, mit dem Fächer auf die Schulter.

Der Schauspieler wandte sich überrascht um.

„Ah, Jeanne, die blonde Jeanne!“ rief er lachend. „Die Königin aller Debardeurs! Seit wann habt Ihr denn Eure ständige Residenz in Paphos und im Pavillon Hannover verlassen, holde Göttin? Dieser Olymp hier ist ziemlich irdisch — man trinkt hier weder Nektar noch Champagner —“

Jeanne Tergnac lachte übermütig.

„Bah — Abwechselung ist nötig! Seit die ‚Richards‘ die Preise in der Stadt verdorben haben, muß man schon hier herausgehen, um sich zu amüsieren —“

„Da könntest Du recht haben, weise Minerva! Die Kunst, sich zu amüsieren, wird immer seltener unter den Menschen,“ sprach Beauvilliers, seinen Schnurrbart streichend.

Talma, die blonde Schönheit ungeniert um die Taille fassend, wandte sich zu Bonaparte:

„Ich stelle Euch hiermit meine gute Freundin,

Jeanne Tergnac, vor — tanzt wie Euterpe, ſingt wie eine Philomele, trinkt wie Bacchus. Sie iſt beinahe eine hiſtoriſche Perſon, denn ſie hat einſt den Tyrannen von Verſailles in die Stadt geführt — und ſie hat am 10. Auguſt die Tuilerien mitgeſtürmt.“

Napoleon betrachtete aufmerkſam dies junge Weib mit dem hochaufgeſteckten blonden Haar, den prachtvollen nackten Armen und den Schultern einer Königin. Bei der Weiße ihres Teints, der Fülle ihrer ſtattlichen Geſtalt glich ſie einer Göttin von Rubens. Aber man mußte ſie ſprechen hören, ihren Gang, ihre Manieren ſehen, dann kam das Weib aus dem Volke zum Vorſchein, die Abenteurerin, die ein zügelloſes Leben durch alle Stadien der Revolution geſchleppt hat, die das furchtbare Drama mit einer höhniſchen Neugier angeſehen hat —

„Ich hab' noch mehr gethan!“ ſprach ſie auf Talmas Bemerkung, „ich hab' ihn ſterben ſehen —“

„Wen?“ fragte Bonaparte.

Sie ſtürzte haſtig ein Glas Wein hinunter.

„Den alten Veto. Ich ſtand an der Treppe

zum Schafott, als ſie ihn heraufführten. O, o, er fühlte ſich gar nicht wohl dabei, der arme dicke Veto! Er war blaß, und er zitterte — er hatte wohl immer noch gemeint, er würde davonkommen —"

Sie lachte, indem ſie einer ihrer Freundinnen winkte, die bei der Eſtrade ſtand.

„Und Ihr hättet ihm nicht geholfen?" fragte Bonaparte lächelnd.

Sie ſah ihn an.

„Dem? Nicht mit einem Finger. Bah, man hat genug mit ſeinen eigenen Dummheiten zu thun, ſoll man auch noch für die der anderen aufkommen?"

Und nach einer Pauſe zu Talma gewandt, ſprach ſie jäh, auf Napoleon zeigend:

„Sag, er iſt doch kein Ariſto, Dein Freund?"

„Nein, nein," verſicherte Talma lächelnd, „wie kommt Ihr darauf?"

„Bah, er hat ſo ein beſonderes Geſicht!" ſprach ſie, jenen ungeniert muſternd, „und ſie laufen jetzt wieder ſo viel herum, die Ariſtos."

Bonaparte warf einen aufmerkſamen Blick durch die Fenſter des Saales — er ſah da die Soldaten

durch den Garten kommen. Vielleicht würden sie eine Visitation des Saales vornehmen, um nach Verdächtigen zu suchen, denn offenbar hatten sie nichts mehr vorgefunden.

Talma verfolgte immer noch Jeanne Tergnac mit bewundernden Blicken, die sich in die Mitte des Saales begeben hatte.

„Sie soll die illegitime Tochter eines Offiziers vom Hofe gewesen sein," erklärte er seinem Freunde, „aber im Volke aufgewachsen. Eine Art Degenerierung der Rasse — erst im Kloster gewesen, dann entflohen, Geliebte eines Parlamentsrats, eines Abbés, was weiß ich? Schließlich mit einem Lieutenant nach dem Elsaß gegangen, dann, als der Sturm ausbrach, zurück, bei allen Klubversammlungen, bei allen Tumulten beteiligt — die hat etwas mitgemacht."

„Das sieht man," murmelte Bonaparte, „aber sie ist schön — und sie weiß das."

„O, das ist ein Weib!" sprach der Schauspieler leise durch die Zähne, mit jener unbewußten Anbetung, die der Künstler der freien Kraft gegenüber fühlt. „Ein Weib —! Die Bacchantin und die

Tigerkatze zugleich, voll heißer, begehrender Kräfte, zuſammenſchnürend in ihren Umarmungen, was ihr widerſtehen will! Sie hat Momente — Das hebt ſie hinweg über das, was ſie iſt, über die Sphäre, aus der ſie ſtammt —"

„Ihr kennt ſie?" fragte Bonaparte.

Der Schauſpieler lächelte — in dieſem Lächeln lag die Bedeutung des Wortes „kennen".

„Und Ihr, möchtet Ihr ſie nicht kennen?" fragte er, den jungen Militär anſehend.

Napoleon antwortete nicht — ſeine glühenden Augen hefteten ſich feſt auf Jeanne.

Er war in dieſem Alter, wo man zuerſt das Weib anpochen fühlt an die Pforte ſeiner Seele, wo das Blut ſtürmiſcher klopft beim Anblick einer weißen Schulter. Und wie alle jungen Leute liebte er es, ſich in dieſer Hinſicht einen Anſtrich größerer Erfahrung zu geben, als er thatſächlich hatte — er, der in Wahrheit noch ziemlich Neophyt war.

Indeſſen ſprach man am anderen Ende des Saales auch von ihm.

„Den da? Den Kleinen, Mageren?" fragte die

Brünette, Jeannes Freundin, geringschätzig die Lippe hebend. „Bah, den möcht' ich nicht —"

„Aber sieh' nur seine Augen — Er sieht einen sonderbar an," beharrte Jeanne, der dieser eigentümliche weiche Glanz in den Augen des jungen Offiziers aufgefallen war. —

Das heißt, schön fand sie ihn auch nicht.

„Ah, er wird Dir keine zwei Korsetts geben können, verlaß Dich darauf!"

„Korsett" nannte man damals die Assignate von 100 Sous. Jeanne lachte, dann trat sie in die Quadrille, die sich in diesem Moment bei ihr bildete — die Musik begann von neuem.

„Wie schwül das hier ist —!" sprach Bonaparte halblaut zu seinem Freunde, „und wie erhitzt das alles — Diese Weiber, wie die Gesichter glühen — und die jungen Leute, mit welcher Hast die da drüben trinken — als ob sie nicht genug bekommen könnten!"

„Bah, was wollt Ihr? Man hat sich so lange nicht amüsiert!" Talmas Gesicht nahm eine ernste, ungewohnte Miene an, während er das sprach. „Begreift doch, daß 'alle diese Menschen einen wahn-

ſinnigen Durſt haben, zu genießen — daß ſie ſich wie vom Tode auferſtanden fühlen — Denn wer das durchgemacht hat, was wir gelitten haben in den letzten Jahren, für den kann die Hölle nichts Neues mehr bieten! — Man hatte uns ja alles genommen, erſt den Gott und den König, dann das Leben, die Sonne, die Heiterkeit ſelbſt — Und nun iſt das wie ein allgemeiner Schrei nach dieſem Leben, nach Farben, nach Muſik —"

In dieſem Moment, während der Schauſpieler noch ſprach, wurde die Thür des Saales geöffnet — man ſah einen Sergeanten eintreten und dahinter die Mützen und Köpfe von Soldaten.

„Ah, bravo!" rief Jeanne, den Eintretenden das Glas entgegenſchwenkend. „Laßt die Grünen nur herein — ſie wollen uns Geſellſchaft leiſten — Vive la joie!"

„Sei vorſichtig, Bürgerin," mahnte ſpöttiſch ein junger Muscadin in ihrer Nähe, „ſie nehmen Deinen blonden Kopf ebenſo gern wie unſeren —"

„Wer hat Luſt zu einem Spaziergang nach der Barrière?" ſchrie ein anderer unter allgemeinem Gelächter.

An der Barrière du trône renversé (des umgestürzten Throns) stand damals die vom Revolutionsplatz verbannte Guillotine.

Alle schrieen und sprachen durcheinander.

Die Soldaten begnügten sich indessen mit einer oberflächlichen Erfüllung ihrer Pflicht. Sie visitierten den Saal, belästigten aber das Publikum nicht weiter — zumal der Anblick mehrerer Uniformen sie zurückhielt. Sie wußten schon, daß Theurille ihnen entgangen war.

Jeanne sah ihnen mit geringschätziger Miene zu.

„Hier sind keine Verdächtigen, Bürger Sergeant," rief sie, „hier sind lauter gute Patrioten! Laßt uns ein Lied singen, wenn Ihr nicht tanzen wollt, ein Lied, das die Toten hier hören werden!"

Und tief aufatmend, die Hände verschränkt auf der Brüstung der Estrade, begann sie die Marseillaise zu singen. Sie goß den roten Wein über den Tisch, daß es darüber hinsickerte wie Blut, und dann sang sie das furchtbare Lied, bei dem die Köpfe der Aristokraten gefallen und die Throne gestürzt waren. Sie sang es mit mächtiger, immer mehr anschwellender Stimme. In ihren Augen glühte es wie Feuer des

Kriegsgottes, und dann wieder wie die rasende Leidenschaft einer Bacchantin. — Der Körper bewegte sich leise im Takte der dämonischen Hymne, und je mehr die Stimme anschwoll und brauste, desto mehr schien sich die Erregung allen hier, dem ganzen Saale, dem Hause selbst, den schweigenden Wäldern und Gärten ringsum mitzuteilen.

Dies blonde, junge Weib, das da stand, mit einem wilden Lächeln die Marseillaise singend an dieser Stätte, das war das Volk selbst, das in den Palästen der Könige seinen Sitz genommen hat und das Sturmlied seiner Rache singt über die Sünde und Schande, die einst hier gehaust hat —

Und alle sangen es mit, Soldaten und Stutzer, Frauen und Zecher, Hetären und Arbeiter — sie alle waren das Volk, das dies Lied gezeugt hatte, das dämonische Geschlecht der Revolution.

Auch der junge Korse, der ihr zuhörte, schweigend, mit flammenden Augen, den Kopf in die Hand gestützt — und der sich sagte, daß, so lange dies Lied gesungen würde in diesem Lande, die Toten keine Ruhe und die Lebenden kein Glück finden würden.

Sechstes Kapitel.

Tödliche Liebe.

Theurille hatte die paar Worte nicht vergeſſen, die ihm Héloiſe von Savigny zugeflüſtert hatte, als er den Salon Aspaſias verließ. — Mit der Ungeduld eines Liebenden, der die große Turmuhr der Tuilerien nicht mehr aus den Augen verlor, fand er ſich am beſtimmten Tage bereits eine halbe Stunde früher als verabredet auf der Terraſſe der Feuillants ein.

Seine unbedeutende Wunde war vernarbt, und er befand ſich in der ganzen gehobenen Stimmung eines jungen Mannes, der einer jungen und ſchönen Frau als glücklicher Duellant gegenübertreten kann.

Man ſah an dieſer Stelle wenig Spaziergänger, der Platz war ziemlich verlaſſen — wie denn die Tuilerien überhaupt damals noch keineswegs die be-

liebte Promenade waren, die ſie zwanzig oder dreißig Jahre ſpäter wurden. Auch für Verſchönerung war hier noch wenig gethan. Erſt der Bürger Robespierre hatte veranlaßt, daß in der Umgebung des alten Schloſſes etwas mehr Grün gepflanzt, ſowie etliche Statuen von Bronze und Marmor geſetzt würden — ohne Zweifel, um die Luft von dem verabſcheuungswürdigen Andenken des Königtums zu reinigen.

Desgleichen ſtand hier auf der nördlichen Terraſſe eine Statue Rouſſeaus. Der Philoſoph ſaß mit runder Perücke nachdenklich da, in der Hand eine Statuette der Natur haltend. Er mochte es oft angeſehen haben, dies Bildnis Rouſſeaus, der große Maximilian Robespierre, und wahrſcheinlich hatte er dieſelben Fragen an die Natur gerichtet wie jener. Dieſer Rouſſeau-Kultus gehörte zu ſeinem Weſen, wie ſein ſchlechtes Advokatenpathos, ſein ſauberes Spitzenjabot und ſein himmelblauer Frack.

Seine Schüler und Anhänger hatten dieſe Verehrung Rouſſeaus geerbt.

Theurilles Blicke ließen das erkennen, die öfters

das Bildwerk nachdenklich ſtreiften. Er wollte Offenbarungen leſen aus dieſem Sphinxantlitz, das ihm nichts ſagte — nur ſeine eigenen Gedanken ſchlugen ihm wie verſengende Flammen daraus zurück.

Aber er ſah und hörte auch noch andere Dinge.

Der Platz war heute in der That ungewöhnlich verlaſſen. Selbſt auf dem Revolutionsplatz ſah man nur wenige Paſſanten. Die Geſchäftsleute ſtanden mit unruhiger Miene vor den Thüren und ſchwatzten, die Cafés ſchienen noch lärmender und aufgeregter als ſonſt.

Es war drückende Luft in Paris.

Vor zwei Tagen war es zu Tumulten im Hofe des Louvre gekommen, als die Wache des Konvents aufzog, die man zwingen wollte, den „Réveil du peuple“ zu ſpielen. Letzterer galt als Geſang der royaliſtiſchen und gemäßigten Elemente, wogegen die Marſeillaiſe als terroriſtiſch in Mißkredit gekommen war. Man hatte es dem Konvent ſehr verübelt, daß er bei der Feier des 14. Juli die berüchtigte Hymne ſtehend geſungen hatte. Noch mehr verübelte man ihm das Wahlgeſetz für das neue

Parlament, den Rat der Fünfhundert, der im Oktober zusammentreten sollte, und wonach, wie es hieß, der Konvent ein Drittel seiner Mitglieder in die neue Versammlung wählen sollte. Das hatte gewaltig böses Blut gemacht. Man befürchtete eine Erneuerung des Terrorismus, der Zwangsanleihen, des allgemeinen Elends. —

Plötzlich fuhr Theurille zusammen, und in seinen Augen leuchtete es auf. Er sah Héloise kommen; sie stieg aus einem Wagen, der an dem Wege von den Quais her Halt machte. Und er merkte, wie das Herz ihm anfing zu klopfen — seine Gedanken flogen ihr bereits entgegen.

„Heute brauche ich Ihren Schutz vielleicht!“ sprach sie nach den ersten hastigen Begrüßungsworten, „es sieht unruhig aus in den Straßen —“

„Wir gehen nach dem Pontneuf hinüber, wenn es not thut — dort pflegt sich der Lärm meistens zu verziehen!“

„Der Lärm, den Ihre Freunde machen —?“ fragte Héloise.

Ein aufmerksamer Blick traf den jungen Mann.

„Das ſind nicht meine Freunde. Wir warten unſere Zeit ab. Aber es geht gegen Leute, die wir gemeinſam haſſen —“

„Haſſen —!“ murmelte die junge Frau, indem ſie den Schleier zurückſchlug und ſich umſah, „o, wie oft man das Wort heute hört!“

Theurille zuckte zuſammen. Ein ungewohnter Ausdruck, etwas wie Gram, wie Sehnſucht lag um ihren feingeſchnittenen energiſchen Mund.

„Ihr habt recht!“ ſprach er halblaut, „vielleicht ſind wir beſtimmt, kein Glück und keine Ruhe mehr zu finden —!“

„Glück! Giebt es denn das noch? Wir alle müſſen büßen für den Abfall von Gott, vom Königtum — von allem, was heilig war —“

Theurille lächelte.

„Ihr habt Euren Glauben, ich den meinigen. Wir alle müſſen arbeiten, daß die Menſchen glücklich werden — das iſt unſere That! Und vor allem die Niederträchtigen und Verräter beſtrafen, die ſich an denen verſündigt haben, welche zuerſt das neue Evangelium verkündigten — Ihr kennt ſie —“

Héloiſe ſah ihn an; die ſtolze Energie, die in ſeinen Augen aufflammte, dies dunkle machtvolle Bewußtſein ſeiner ſelbſt und ſeiner Aufgabe — das übte einen ſeltſamen Einfluß auf ſie. Sie vergaß beinahe, warum ſie gekommen war.

Da ſah ſie eine Schar Menſchen aus der Gegend vom Tuilerienhofe herſtürzen — man zeigte nach dem Palais Royal hin — auch an den Quais wurden auf einmal Anſammlungen bemerkbar.

Die Vorübergehenden blieben ſtehen, man ſah, wie Fuhrwerke und Wagen ſich da unten gegen eine größere Menſchenmenge ſtauten —

„O mein Gott," rief Héloiſe, „Ihr ſeht, es beginnt von neuem —"

Sie war blaß geworden und hielt krampfhaft die Hand ihres Begleiters umſpannt.

Theurille ſah aufmerkſam nach dem Schauplatze des Tumultes hin. Er bemerkte keine Soldaten, Piken oder die Mützen und Uniformen von Beamten. Es war alſo wohl nichts Ernſteres — Wahrſcheinlich eine einfache Zuſammenrottung, ein Haufe Muscadins, die einen Jakobiner mit ihren Knotenſtöcken bearbeiteten

oder Royaliſten, die in einem Café die Büſte Marats zertrümmerten — etwas Alltägliches alſo.

„Beruhigt Euch, Bürgerin,“ ſprach er zu ſeiner Begleiterin, „es wird nichts geben. Wir gehen nach dem Louvre hinüber, der Lärm wird ſich dort verziehen. Ihr wolltet mich um etwas fragen?“

Er ſah ſie an bei dieſen Worten.

Héloiſe atmete tief auf.

„Ja — eine Frage, die den Namen Léanor betrifft, den Ihr neulich nanntet — eine Frage, die mich ſehr nahe angeht —“

Sie erzählte die Geſchichte ihres Bruders, die Theurille aufmerkſam anhörte.

„Aber das iſt doch ſehr einfach,“ ſprach er ſarkaſtiſch, als ſie geendet hatte, „Barras hat ſich mehrfach zu ſolchen Dienſten hergegeben. Der Wohlfahrtsausſchuß ernannte ſolche Überwachungsbeamte bei den Armeen, deren Name und deren Miſſion geheim blieben. Und Barras hatte es damals nötig, ſich bei Robespierre beliebt zu machen, denn er war in Ungnade gefallen infolge ſeiner Erpreſſungen in der Provence —“

Héloïse sah ihn starr an —

Der Ausdruck des tiefsten Abscheus, des Ekels beinahe prägte sich auf ihrem Gesicht aus.

„Also Mörder aus Feigheit — aus Angst vor der Guillotine —!“ stieß sie hervor.

Der junge Mann warf ihr einen kalten Blick zu. „Was haben Sie denn geglaubt, daß die ganze Bande wert ist, die den 9. Thermidor gemacht hat —? Ich könnte Ihnen Dinge erzählen —“

„Mein Gott — der Lärm kommt zurück —“

In der That, diesmal wurden die beiden jungen Leute von dem Menschenstrom fortgerissen, der sich vom Louvre her schreiend und rufend nach der Rue St. Antoine zu wälzte. Héloïse, von dem Arm ihres Begleiters kräftig umfaßt, schloß einen Moment wie betäubt die Augen. Diese Gesichter, die sie um sich sah, die drohend emporgestreckten Arme, der Atem dieser erregten lärmenden Menge, das alles benahm ihr fast den Atem.

Endlich gelangten sie hinaus aus dem Gewühl und Gedränge — sie stürzten in eine Sackgasse, die vor eine Kirche führte. Héloïse schlug vor, dort zu

bleiben, bis der Tumult vorüber wäre. Atemlos, mit klopfenden Pulsen, die Augen fiebernd vor Erregung, sahen sie sich an.

Diese Erregung kam noch von etwas anderem als von dem Lärm des Moments, der Flucht vor der Volksmasse, die durch die Straßen brauste —

Theurille blickte ihr in die Augen.

„Ihr habt Euch gefürchtet?“ fragte er mit leiser, eigentümlich bewegter Stimme, „Ihr seht blaß aus —“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich fühlte mich sicher bei Euch! Nein, ich empfand einen Augenblick ein seltsames Mitleid mit dieser Menge — die heute hierhin, morgen dorthin strömt, von einem Elend, von einem Unglück ins andere.“

Theurille blieb oben an den Stufen der Kirche stehen. „Ja, seht sie Euch an, diese Menge!“ rief er laut, fast drohend, indem er die Hand ausstreckte, „das ist wohl wert, daß Ihr Euch das ansieht. Das ist das Volk, das hungert und schreit und sich nicht zu helfen weiß in seinem Elend — das heute dem die Fenster einwirft und morgen dem — das von

ſeinen Regierenden verraten und betrogen und ausgenutzt wird — und das bei alledem ſo groß, ſo gut, ſo menſchlich edel iſt, daß die Wolluſt eines Gottes darin liegt, ihm zu helfen, es emporzureißen —"

Héloiſe ſuchte ſeine Blicke, ihre Augen flammten in ſtolzer Erregung.

„Und Ihr — Ihr könnt das? Ihr wollt das?"

Er ſprach, ſie ſtarr anſehend, in dem wilden, verbiſſenen Tone des Fanatikers:

„So wahr das Wort iſt, für das Saint-Juſt auf der Guillotine geſtorben iſt, ſo wahr will ich ſein Werk fortſetzen, und ſollte ich ſelbſt darüber zu Grunde gehen. — Und Ihr," fuhr er fort, ihre Hand ergreifend, ſie ſchüttelnd beinahe, als wollte er den Glutatem, der ihn verzehrte, auch ihr einhauchen, „Ihr werdet mir helfen dabei, denn auch in Euren Augen habe ich es heute geleſen, dies heilige Mitleid mit dem Volke — und hier in dem zerſtörten Tempel eines Gottes, der tot iſt, laßt uns den Bund ſchließen, der uns vereint —"

Er zog ſie in ſeiner Erregung fort in das Innere der Kirche — ſie folgte ihm zuſammen-

ſchauernd, willenlos, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Die Kirche war verlaſſen und öde, wie damals alle Kirchen von Paris. Das Chriſtentum war ja abgeſchafft vom Staate, es gab keine Prieſter mehr, es gab keinen Gottesdienſt mehr, und es gab keine Gläubigen mehr. Da niemand ſich mehr trauen ließ, und niemand mehr kirchlich beerdigt wurde, war die Kirche auch überflüſſig geworden.

Über dem Portal hing die dreifarbige Fahne, und ſtanden die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Der junge Mann und das blaſſe Weib an ſeiner Seite, ſie fühlten die Schauer einer ganzen verfluchten Generation in ſich, als ſie eintraten in dieſe Halle eines geſtorbenen Gottes, eines toten Glaubens.

Die Statuen in den Niſchen und über dem Portal waren herabgeſtürzt und lagen in Trümmern auf der Erde. Der Fußboden, ſchon lange nicht mehr gefegt, war mit Schmutz und Staub und den Überreſten all der Mahlzeiten bedeckt, die die Arbeiter der nahen Bauſtätten hier abgehalten hatten. Bunte Vaſen, in denen einſt verwelkte Blumen geſtanden

hatten, lagen noch hier und da auf dem Boden — der Hochaltar, nackt und kahl und alles Schmuckes entkleidet, starrte wie ein steinernes Grab aus dem Dunkel herauf.

Und da, dort grinste an der Wand die Inschrift, jene höhnisch-tolle Ausgeburt des menschlichen Wahnsinns, der eine Zeitlang Paris regiert hatte — halb ausgelöscht bereits und undeutlich geworden, aber noch sichtbar:

Déesse de la Raison —

„Die Göttin Vernunft!" Ihre eigene Vernunft hatten die Menschen auf den Altar gehoben!

Überall ein Grauen, eine Öde hier, eine kalte, dumpfe Verlassenheit, die wie ein Gespenst im Dunkeln umherging. — Es war, als ob tausend Stimmen da riefen, daß man Millionen ihren Trost, ihre Hilfe, ihre einzige Sonne im Leben genommen habe, als die klugen Leute den „verhaßten Aberglauben" zerschlugen.

Die Sündflut war vorbeigebraust, und das, was sie in den Seelen übrig gelassen hatte, war Hohn und Verzweiflung.

Die beiden fühlten das — in den erſten Sturm ihrer erwachenden Liebe miſchte es ſich wie Wehmut, wie Furcht beinahe — ein ſeltſamer Druck lag auf ihrer Seele, als ob der entthronte Gott hier ſich noch an ihnen rächen würde, als ob ſie ſich kein Glück bringen würden, ſondern unſelig, friedlos bleiben müßten für immer.

„Héloiſe!“

„André!“

Er preßte ſie an ſich mit der trotzigen Kraft der Jugend, die ihr Recht, ihr Glück erringen will. — Und in ſeinen Armen liegend, erſchauernd, die Augen ſchließend, ſog ſie den Strom ſeiner Leidenſchaft in ſich ein, empfand ſie zum erſten Mal wieder ſeit langer Zeit, was Glück und Seligkeit war.

„Mein, alſo mein für immer! — Ich laſſe Dich jetzt nicht mehr!“

„Du liebſt mich alſo? O, ſag' es mir noch einmal, Geliebter! Sag' es mir, damit ich mich nicht fürchte hier!“

„Du brauchſt Dich jetzt nicht mehr zu fürchten!

Ich ſtehe für Dich ein, und Du biſt nun nicht mehr ſchutzlos.“

Héloiſe umſchlang ihn, den Kopf an ſeiner Schulter verbergend, wirre unzuſammenhängende Worte dazwiſchen ſprechend.

„O, Du liebſt mich! — André, mein Held, mein Abgott! Und ich, die ich Dich erſt ſo gefürchtet hatte —“

Er bedeckte ihr Geſicht, ihre Lippen, ihre Augen mit Küſſen.

„Mein ſchönes, geliebtes Weib! Jetzt ſoll Dich mir niemand mehr entreißen. Wir wollen zuſammen von neuem leben, ein Leben, in das Glück und Frieden einkehren werden.“

Die junge Frau fuhr zuſammen, ihr Geſicht war totenblaß.

„O, ſprich mir nichts von Glück,“ rief ſie faſt ſchreiend, die Hand vor die Augen legend, „ich ſehe es wieder da, das Blut — all dies Elend — und das Volk in den Straßen! Komm, umarme mich, küſſe mich — daß ich das vergeſſe, komm!“

Sie gab ſich ihm von neuem hin mit der

ganzen ſtürmiſchen Leidenſchaft der wiedererwachenden Jugend — in ſeinen Armen wollte ſie Vergeſſenheit ſuchen. Und auch bei ihm ſchlug das wie eine Flamme, rieſenhoch, allgewaltig empor, das Bewußtſein des Elends, das um ihn her war, das er in der eigenen Bruſt fühlte, und dem er entgehen wollte in dieſer Liebe.

Sie waren wie ganz andere Weſen einen Moment. Schluchzende Sehnſucht nach Glück, nach ſeliger Ruhe, die von Paradieſen träumt, miſchte ſich in das Geſtändnis dieſer tödlichen, ſtammelnden Liebe — Mund an Mund gepreßt, ſich anklammernd aneinander, war es ihnen, als ob eine Stimme hinter ihnen riefe, als ob etwas ſie verfolge wie ein graues, höhniſches Phantom. — So unſelig, ſo abgehetzt, ſo todmüde war man geworden in dieſer furchtbaren Zeit, daß man nicht mehr glaubte an Glück, daß man nur davon träumen konnte wie von einem Märchen.

Es war André und Héloiſe, als ob ſie ſchon eine Ewigkeit hier ſäßen, einſam in der verfallenen Kirche und ſich erzählten von dieſem Märchen ihrer Liebe, von dieſer Flut von Glück, die auf ſie herabrauſchte.

Draußen hörte man noch immer die Volksmaſſen ſchreien und wogen.

Sie fuhren empor aus ihrem Traume.

„Komm, wir müſſen weg hier —! man könnte kommen.“

„Bah — es kommt niemand hierher — und wenn auch, mag man uns ſehen!“

„Aber Deine Freunde?!“ Héloiſe lächelte bei ihren Worten. „Weißt Du, daß ich imſtande bin, Dich zu kompromittieren — ich, die Ariſtokratin!“

„Und ich Dich! Wir ſtanden uns ja gegenüber wie zwei Todfeinde — wir ſollten es eigentlich jetzt noch ſein!“ Die Miene des jungen Mannes hatte ſich verdüſtert, während er ſprach. „Aber ſei ruhig — es ſoll aufhören, dies Gemetzel von Brüdern und Freunden untereinander — wenn dies neue Frankreich erſt geſchaffen iſt, an dem wir arbeiten wollen, dann laß uns unſere Toten vergeſſen — wir tragen jeder unſeren Teil daran!“

„Die Toten!“ murmelte die blaſſe junge Frau, „und biſt Du ſicher, daß die Toten uns vergeſſen?“

Theurille ſchwieg, er hielt den Blick ſtarr auf das Wort da drüben an der Wand gerichtet:

„Freiheit — Gleichheit.“

Das zog und lockte und züngelte ihm entgegen wie mit magiſchen Flammen.

Das furchtbare Wort, das da ſtand, das mit Blut geſchrieben und mit dem Beil verkündet war, es mußte vollzogen werden. —

Sie gingen ſchweigend durch den Chor der Kirche. Als ſie vor dem Ausgang ſtanden und die Schwelle überſchreiten wollten, hielt Theurille die Hand ſeiner Begleiterin feſt.

„Höre mich an, Héloiſe — es iſt noch Zeit. Ich weiß nicht, welchen Weg ich Dich führen werde, aber er wird Dir vielleicht viel Not und Elend und Kummer bringen. Wenn Du Dich an mich bindeſt, wirſt Du Dich mit all Deinen Freunden und Angehörigen verfeinden, Du wirſt auf vieles verzichten müſſen — und ich weiß nicht, ob ich Dir je ein geſichertes Heim werde bieten können. Überlege das alles, die Straße, die ich gehen muß, iſt eine furchtbare — ſie führt zur Unſterblichkeit — oder zum Schafott!“

Statt aller Antwort küßte Héloiſe ihn auf den Mund, als wollte ſie ihm die Worte, die er ſprach, abſchneiden.

„Wozu das alles?“ ſprach ſie, „Du weißt, daß wir nicht mehr weiter leben können ſo! Wir haben unſere Toten, die wir rächen, und unſer Glück, das wir gründen wollen! — Und wenn unſere Liebe einſt nicht das Glück krönen wird, ſo wird ſie dazu dienen, unſer Grab zu ſchmücken — und auch das heißt nicht umſonſt gelebt!“

Siebentes Kapitel.

Ein Testament.

André Theurille fand in den nächsten Tagen alle Hände voll zu thun. Es war seine Absicht gewesen, über die unerhörten Scenen, die er im Süden miterlebt hatte, im Konvent Bericht zu erstatten und eine Bewegung in der Öffentlichkeit zu Gunsten des verfolgten Jakobinertums herbeizuführen.

Sein Mandat als außerordentlicher Kommissär des Konvents, das die Unterschrift Carnots und Paches trug, lief bis zum Oktober 1795, das heißt bis zum Auseinandergehen der Versammlung. Er konnte also als Berichterstatter den Sitzungen beiwohnen.

Aber schon bei seinem ersten Auftreten sah er, wie sich der allgemeine Sturm gegen ihn entfesselte.

Zunächst bestritt man die Gültigkeit des Mandats. Es wurde schließlich durch die Unterstützung der wenigen noch im Konvent sitzenden Jakobiner und besonders Santerres als richtig anerkannt.

Der Bericht, den er verlesen wollte, wurde vom Konvent nicht angehört. Man verwies ihn an eine Kommission, die ihn einfach nicht las, und die Versammlung ging zur Tagesordnung über.

Theurille sah, daß man ihn nicht aufkommen lassen wollte. Er mußte also zu anderen Mitteln greifen.

Als im Sommer 1792 die jakobinische Eroberung begann, das heißt als die Organisation des Jakobinerklubs anfing, sich aller Verwaltungsstellen, Behörden und Polizeipräfekturen des alten in Auflösung begriffenen Frankreichs zu bemächtigen — da war der Weg, den man einschlug, gewöhnlich der: man brachte seine Anhänger aus den Klubs in die Sektionen, von den Sektionen in den Municipalrat, vom Municipalrat in die Landesvertretung.

Als der 9. Thermidor vorbei war, war es daher eine der eifrigsten Bemühungen der Gegner,

die drei ersten Instanzen sämtlich aufzulösen. Damit waren sie indes noch nicht fertig.

Der heimkehrende Jakobiner, der im Konvent jeden Weg verrannt sah, beschloß, sich an seine Sektion zu wenden.

Die Sektion Contrat-Social war, wenn auch nicht eine der ältesten, so doch zahlreichsten und mächtigsten von Paris. Sie gehörte zu den wenigen, die noch jetzt als ganz „rot" galten, die den Todestag Marats begingen und in feierlicher Prozession auf dem Felde der Föderierten seine Büste bekränzten. Die royalistische Gärung, die in diesem Sommer unter den Sektionen von Paris herrschte, ließ sie daher gänzlich kalt.

Es war an einem der ersten Tage des Fructidor, als ihr eine geheime Anfrage der übrigen Sektionen zuging, ob sie sich dem bewaffneten Widerstande anschließen würde, dem man dem Konvent entgegensetzen wolle.

Der Präsident der Sektion beschloß, sogleich die Mitglieder zu berufen und darüber zu beraten.

Es war das an demselben Tage, an dem André

Theurille ſich vornahm, in der Sektionsverſammlung zur Befreiung Babeufs und der übrigen ſeit dem Prairial gefangenen Jakobiner aufzufordern.

Bevor wir ihm indes dahin folgen, iſt es vielleicht an der Zeit, einen Blick auf unſeren Helden und auf den Boden, aus dem er ſtammte, zu werfen.

Der Vater André Theurilles war Kaufmann und der ſtädtiſchen Ariſtokratie von Le Havre angehörig — er war Stadtrat daſelbſt, hatte ſich lange in Amerika und England aufgehalten, und von da die Ideen mitgebracht, die Jahrzehnte vor dem Ausbruch Frankreich für die Revolution reif machten — Ideen, die er auch ſpäter auf ſeinen Sohn verpflanzte. André, der im Jahre 1767 in Rouen geboren wurde, wo die Familie ſich damals aufhielt, ergriff die juriſtiſche Carriere, teils aus Neigung, teils aus jenem unklaren Machtinſtinkt der jungen Leute von damals, die die große Kataſtrophe nahen fühlten, und die ſich irgend einen Zugang zur Gewalt ſchaffen wollten. Schon in ſeiner Jugend war er mit Robespierre, wenn auch oberflächlich, bekannt, der damals noch ſeine Praxis als Rechtsanwalt in

Arras hatte. Der junge André ging dann nach Paris, ward Clerc in der Kanzlei des Prokurators Deſſalles, und kaufte ſich, als die erforderlichen Jahre verfloſſen waren, die Charge eines Advokaten „aux conseils du roi“, wie es im amtlichen Stil hieß. Er bezahlte ſie mit 60 000 Livres, wie es damals üblich war, wobei er die Praxis zuerwarb. In dieſer Zeit ſtarb ſein Vater, kurz nach dem Ausbruch der Revolution, in deren Strudel ſich der junge, vermögende Advokat mit ziemlicher Vernachläſſigung ſeiner Praxis ſofort ſtürzte. Er ließ ſich in die Legislative wählen, wo er ſich ſofort der äußerſten Linken anſchloß, mit Robespierre Verkehr pflegte und ſich beſonders an den um ein Jahr jüngeren Saint-Juſt hielt, der damals nach Paris kam. — Als die Legislative ſich auflöſte, und der Konvent die Regierung übernahm, widmete ſich André Theurille faſt völlig der Partei, der er auch in ſeiner Eigenſchaft als Offizier der Nationalgarde angehörte. — Sein väterliches Vermögen, durch die Handelskriſen der Zeit allerdings beträchtlich reduziert, verſchaffte ihm eine unabhängige Stellung und ein gewiſſes

Ansehen unter den Jakobinern — er wurde zu einflußreichen Missionen verwandt, begleitete die Armeen als Konventskommissär und war bei den berüchtigten Requisitionen nach der Einnahme Lyons angestellt. Übrigens nahm er keinen Sou mehr als in seinen Befugnissen lag . . . Die Manier Fouchés und Talliens lag seinem Charakter fern. Er hätte sich keinen Augenblick besonnen, hundert Köpfe fallen zu lassen, wenn die Situation das erforderte, aber er verabscheute die vandalische Plünderung ganzer Provinzen, in denen der Reichtum künftiger Generationen lag.

Als die große Krise nahte, der Kampf zwischen Robespierre und den Regierungsausschüssen, in denen bekanntlich der erstere am 9. Thermidor 1794 unterlag, war André Theurille im Süden, bei der Militäruntersuchungskommission angestellt, die in der unterworfenen Provence schaltete. Einen Augenblick dachte er an Flucht — Ihm ahnte, wenn er nach Paris ginge, würde die sofort losbrechende Reaktion gegen das Jakobinertum auch ihn vernichten. Er verbarg sich bei Freunden, zog sich gänzlich zurück; es schien ihm, als ob alle seine und seiner Partei Aussichten mit

einem Schlage abgeſchnitten wären. Erſt nach zehn Monaten wagte er es, nach der Hauptſtadt zurückzukehren, und fand Paris ebenſo unruhig wie früher, die Regierung ohnmächtig und diskrediert, das Volk unter der Anarchie der revolutionären Zuſtände noch viel mehr leidend, als unter dem Regimente Robespierres ....

André Theurille ſah, daß nicht alle Hoffnung für die Demokratie verloren war, die Herrſchaft wiederzugewinnen. Er gehörte zu jener hartnäckigen, blonden und zähen Raſſe, die in gewiſſen Gegenden des nördlichen Frankreichs zu Hauſe iſt, und die einen Tropfen vlämiſchen oder normänniſchen Blutes in den Adern hat. — Nicht leicht in Bewegung zu ſetzen, werden dieſe Leute, einmal aufgebracht, furchtbar durch den Fanatismus ihrer Logik und die Unbeugſamkeit ihres Willens. Eine hochgewachſene, ſchlanke Figur mit knochigem Geſicht und brennenden ſtahlblauen Augen glich André in der That einem der normänniſchen Condottiere des Mittelalters, einer Geſtalt, wie ſie Wace beſungen, und das ſächſiſche England gefürchtet hat. Er hatte ſechs Jahre im Fieber der Revolution verbracht, und er war während

all dieſer Zeit nur härter, unduldſamer, ſtählerner in ſeinen Leidenſchaften und Meinungen geworden. Zwiſchen beiden beſtand ein eigentümlicher Zwieſpalt, den er ſich nicht klar machte, deſſen Vorhandenſein ihn aber zuweilen quälte. Er gehörte zu den Leuten, die ihre Mitmenſchen befreien und ihnen alles Gute verſchaffen wollen, die aber im gewöhnlichen Leben und zu ihrer Umgebung hart und tyranniſch ſind — die ſelbſt bei ihren beſten Abſichten ſtets Egoiſten bleiben, weil ſie Menſchen und Dinge nach der Schablone beurteilen und auf den Einzelwillen keine Rückſicht nehmen. Infolgedeſſen kennen ſie das Leben und die Dinge, mit denen ſie jahrelang vertraut ſind, doch nur höchſt oberflächlich, und das war auch bei Theurille der Fall. Dazu kam, daß man ihm, wie allen jungen Leuten damals, bei ſeiner Erziehung zu viel Philoſophie und ſchöne Litteratur in den Kopf gebracht hatte, ohne an wirklich praktiſche Kenntniſſe zu denken — das Gehirn dieſer Leute glich einem Rahmen, auf dem die Namen Voltaire, Rouſſeau und die erhabenſten Geſtalten des klaſſiſchen Altertums ſtanden, und in dieſen Rahmen verſuchten

ſie alles hineinzubringen, was ſie in ihrem eigenen Vaterlande ſahen.

Das war der Mann, der damals die Hoffnung hegte, die unterdrückte und decimierte Partei des Bergs wieder zu ſammeln und ihr Werk endgültig zu vollenden — dies Werk, das am 9. Thermidor unterbrochen war.

Als André Theurille an dieſem warmen Sommermorgen in den Sitzungsſaal ſeiner Sektion trat, fand er denſelben ſchon ziemlich gefüllt. Es herrſchte eine lärmende Unruhe; die Botſchaft der übrigen meiſt royaliſtiſch geſinnten Sektionen war bereits bekannt und hatte lebhafte Entrüſtung hervorgerufen.

Und in der That, der Royalismus hätte ſich in dieſem Raume ſonderbar ausgenommen.

Ein ziemlich großes rechteckiges Zimmer mit dem undefinierbaren Bureau-Geruch, der eine Miſchung aus Tinte, Leder und Tabaksausdünſtungen zu ſein ſcheint — an der Wand die Büſten Marats und Robespierres mit der Freiheitsmütze auf dem Kopf, gegenüber Rouſſeau, der ein dreifarbiges Band um

die Bruſt trug — längliche mit Leder überzogene Bänke an den Wänden, ein großer Tiſch in der Mitte, auf dem Akten, Stempelpapier, Mappen lagen — davor Beamte, die in ihren Papieren wühlen, Sansculotten mit der Tabakspfeife, in der Carmagnole, etliche ſogar mit Holzſchuhen, die ihnen zuſehen — der Präſident mit der Schärpe und dem federgeſchmückten Hut, an der Thür etliche Huiſſiers, mit Säbel und Bajonett bewaffnet — das war der Anblick, der ſich dem Eintretenden darbot.

Der Präſident ging André Theurille, als er kam, ein paar Schritte entgegen.

„Sei uns willkommen, Bürger! Du biſt zur rechten Zeit gekommen, wir brauchen jetzt eine Kraft wie die Deinige.“

„Ich danke Dir, Bürger Präſident. Du weißt, daß ich nicht zu denen gehöre, die ſich in der Stunde des Glückes zeigen, um in der Stunde der Gefahr zu verſchwinden.“

„Wir wiſſen, was Du im Konvent gethan haſt,“ fuhr der Präſident fort, „aber ich rate Dir, auf ihn

nicht zu rechnen — er ist von Verrätern umlagert —"

„Ich weiß es," sprach der junge Mann mit einem sarkastischen Lächeln, „im Konvent hat man mich niedergeschrieen — Auf den Straßen hat man mich ermorden wollen — Das ist der Empfang, den ich gefunden habe."

„Die schlimmsten Verräter sitzen in den Sektionen selbst," schrie ein anderer, eine stämmige, untersetzte Figur, „man will offen die Contre-Revolution proklamieren — den Tyrannen zurückrufen —"

„Bürger Cincinnatus, ich bitte Dich —"

„Und das in einem Moment, wo Paris kein Brot hat, wo wir alle verhungern —!"

„Du bist also gegen den Aufstand der Sektionen?"

„Ich schwöre Dir, Bürger Plutarch, daß ich den Emissär Capets gesehen habe, der von London herübergekommen ist! Er wohnt im Hotel du Pavillon und verhandelt ganz offen mit den Deputierten. — Wir sind von allen Seiten verraten und verkauft —!"

„Zu den Waffen —! Laßt uns den glorreichen 31. Mai erneuern, den Tag, an dem der Berg den

Drachen der Gironde unter seine Füße trat —!" rief der Bürger Cincinnatus mit lauter Stimme und aufgeregten Gebärden.

Der Bürger Cincinnatus war zu gewöhnlichen Zeiten Ölhändler in der Rue Taitbout und hieß eigentlich Pierre Leroix. Er hatte sich, um seinen exaltierten Patriotismus zu beweisen, in dieser römischen Weise umtaufen lassen.

Der Präsident machte ein bedenkliches Gesicht. „Es ist eine Sache, die zu überlegen ist, Bürger. Der Konvent kann sich nicht mehr halten. Vielleicht wäre dann eine Gelegenheit, die alte Macht des Bergs zu erneuern —"

„Wir dürfen niemals mit den Royalisten gemeinsame Sache machen — auch nicht, wenn es gegen den Konvent geht!" sprach Theurille ernst.

„Bravo, Bürger," schrie der Bürger Plutarch, in die Hände klatschend. „Möchte die Reinheit Deiner Gesinnung unter so viel Verrätern und Abtrünnigen fruchtbringend wirken —!"

„Eh, eh — Indessen hat man den Bürger Theurille neulich mit einer Aristokratin gesehen!"

rief einer der Sektionssekretäre über den Tisch hinüber, der in Theurille etwas „Parfümiertes“, den Mann von guter Erziehung, witterte. Er nannte sich Aristide Egalité, den neuen Republikanismus auf diese Weise mit dem alten verbindend.

Theurille biß sich auf die Lippen. Man hatte ihn also neulich mit Héloise bemerkt —

„Es handelt sich um eine Aristokratin, die ich für die gute Sache gewonnen habe,“ rief er. „Im übrigen hoffe ich, daß mein Patriotismus niemand zweifelhaft ist —“

„Bürger, man kennt Dich und weiß, welche Dienste Du uns geleistet hast —!“

„Und ich bin nicht gekommen, um es im Konvent bei leeren Worten bewenden zu lassen,“ fuhr André fort, „wenn nicht auf diese Weise, dann auf eine andere — Schritt für Schritt muß der Boden wieder gewonnen werden, den wir verloren haben. — Das erste Ziel ist die Befreiung Babeufs —“

„Babeuf sitzt gefangen in La Force —“

„Laßt uns die Verlegenheiten des Konvents benutzen — während er sich mit den Royalisten

ſchlägt, bemächtigen wir uns des Stadthauſes und erneuern die Commune —“

„Und rächen den Tod des illuſtren Robespierre —“

„Der Konvent hat ſich unmöglich gemacht — Quiberon hat ihm den letzten Stoß gegeben.“

Während Theuriſſe den Journaliſten Buonarotti begrüßte, der eben eintrat, und der wie er ein Freund und Bekannter Babeufs war, erhitzte ſich die Debatte mehr und mehr.

Man ſprach von der Gärung in der Stadt — von der Unzufriedenheit, die im ganzen Lande herrſchte — und der Name Quiberon kehrte dabei häufig wieder.

Das Geſpräch des Tages war damals die Tragödie von Quiberon. Am 21. Juli hatte ſich, während des Krieges, der in der Vendee wütete, der Marquis von Sombreuil mit 10 000 Mann, Emigranten und Chouans, dem General Hoche ergeben müſſen. Die Kapitulation war auf Gnade und Ungnade geſchehen — der Konvent befahl dem General, ſich an das Geſetz über die Emigranten zu

halten, und ließ dieſelben decimieren und erſchießen. Dies trug dazu bei, den Verdacht des Terrorismus, den die Pariſer Bevölkerung von neuem gegen den Konvent faßte, zu verſtärken. Der auffallende Tod Ludwigs XVII. im Temple vor etwa vier Wochen hatte gleichfalls das Seinige gethan. Die Royaliſten erklärten ganz offen, er ſei an Gift geſtorben, weil Paris damals am Vorabend einer bourboniſchen Reaktion geſtanden habe. Die Pariſer ſelbſt hatten infolge des ſteigenden Elends in der Hauptſtadt bereits ſo viel von ihrer Sympathie für die Republik eingebüßt, daß der Schrei „Vive le roi“ überall gelegentlich in den Straßen gehört werden konnte. — Seit April hatte das angefangen. Am 15. April war die allgemeine Brotverteilung in den Sektionen — und von dieſer Brotverteilung lebte jetzt der größte Teil der Pariſer —! auf vier Unzen Brot, das heißt auf ein Viertelpfund feſtgeſetzt worden, für eine ganze Familie. Schon damals herrſchte allgemeine Erbitterung. Man konnte überall in Sektionen und Komitees den Ruf hören: „Sie würden die Republik zum Teufel ſchicken, wenn ſie ſie bei lebendigem Leibe

verhungern ließe!“ Am 25. April fiel die Ration auf zwei Unzen. Am 20. Mai brachte die grenzenloſe Not den Prairialaufſtand zuwege, der zurückgeſchlagen wurde, und der an dem allgemeinen Elend nichts änderte. Am 5. Juni betrug die tägliche Ration vier Unzen, am 11. Juni ſechs Unzen, fiel aber Ende Juni wieder auf fünf Unzen. Das Volk überwachte die Barrieren, um keinen Sack Getreide aus der Hauptſtadt hinausgehen zu laſſen. Die Regierung andererſeits konnte die Brot- und Mehllieferungen vom Lande nicht herbeiſchaffen, weil die Bauern die Aſſignaten, mit denen man ſie bezahlte, nicht nehmen wollten, und niemand ſie zwingen konnte. Die Provinz hungerte Paris auf dieſe Weiſe aus, und die Regierung, jedem Stoß der hauptſtädtiſchen Tumulte ausgeſetzt, ſchwankte von Tag zu Tage mehr.

Darum war das Intereſſe an den Wahlen für die neue Regierung ein allgemeines, beinahe fieberhaftes.

Der Konvent mußte im Oktober abdanken, und man hatte ihn im Verdacht, daß er den größten Teil ſeiner Mitglieder in die neue Legislative mit hinüber-

nehmen wolle, wogegen sich ein allgemeiner Sturm in Paris erhob.

Wie man sieht, hatten die großen Principien von 89 schon eine etwas weniger ideale Gestalt angenommen. Die Pariser schwärmten nicht mehr für Freiheit und Gleichheit; sie schwärmten einfach für das tägliche Brot, denn das hatten sie nicht immer.

Bei der allgemeinen Meinungsverschiedenheit um ihn her, ward es Theurille schwer, sich Geltung zu verschaffen. Er sah, daß die meisten, die noch aus der Zeit der Jakobinerherrschaft übrig waren, wohl ihre Prätensionen, aber keineswegs ihre Größe und ihre Energie bewahrt hatten.

Viele waren für den Anschluß an die übrigen Sektionen, wollten sich an dem Aufstand beteiligen, die rote Kokarde zunächst beiseite stecken.

„Was haben wir davon —?“ rief Buonarotti, „wenn die Royalisten siegen, decimiert man uns; wenn der Konvent siegt, wird man unsere Versammlungen schließen —“

„Zunächst werden wir uns an den Thermidorianern rächen —“

„Meiſter Samſon kann ſich neuen Speck anſchaffen, um die Guillotine zu ſchmieren," rief ein Sansculotte unter lautem Gelächter der übrigen.

„Rache für den Thermidor zunächſt —!"

„Ah, Thermidor — Bürger, Ihr waret nicht dabei! — Das muß man mit erlebt haben, das kann Euch keiner erzählen, der nicht dabei war!" ſprach düſter Duplay, der alte Genoſſe Robespierres, zu Theurille gewandt. „Thermidor — ich war auf den Galerien im Konvent als es losging. Wie die wilden Tiere ſchrieen und ſchlugen und heulten ſie gegeneinander los —! Sie mußten wohl, denn ſie wußten, wer jetzt verſpielte, auf den wartete der Henker vor der Thür — Und ich ſage Euch, wie die Geſichter bleich waren, und wie aus jedem Auge die Todesangſt ſah, gerade bei denen, die am lauteſten ſchrieen und brüllten. — Es handelte ſich einfach darum, den andern zu überſchreien! Ich habe nachher Tallien in einen Wagen ſteigen ſehen, wie alles vorüber und die Schlacht gewonnen war; er war bleich wie ein Toter und zitterte an allen Gliedern —"

„Robespierre ist nicht gerichtet, er ist gemordet worden!“ sprach Buonarotti, ihm kräftig die Hand drückend.

„Das Volk weiß das — es hat ihn nicht vergessen.“

„Ihn nicht, aber vielleicht seine Pläne.“

„Wir werden sie ausführen, sobald wir die Macht wieder haben,“ sprach Theurille in entschlossenem Tone.

Und in der Art, wie er das sagte, in dem kurzen Blitz seines Auges flammte etwas auf von der Präfekten-Allgewalt der früheren Konventskommissäre, welche die Länder geteilt, die Städte verbrannt und die vornehmsten Köpfe hatten in den Staub rollen lassen in jener wütenden Zeit, als das ganze Land im Kampfe lag mit der Hauptstadt.

„Aber wir könnten die Macht vielleicht wieder erlangen, wenn wir den Konvent zunächst stürzen helfen,“ rief ein ehemaliger Montagnard, der selbst Deputierter war.

„Überlaßt ihn sich selbst,“ mahnte Theurille, „in wenigen Monaten muß er sich ohnehin auf-

löſen — bis dahin haben wir noch viel Arbeit zu thun.“

„Du biſt alſo gegen den Anſchluß an die übrigen Sektionen?“ fragte der Präſident.

„Ich bin dagegen, weil wir uns nicht durch einen Bund mit den Royaliſten kompromittieren dürfen — weil wir nicht bloß unſere Rache haben wollen, ſondern weil wir auch ein Teſtament auszuführen haben —“

„Ein Teſtament?“

„Ja, das Teſtament Antoine St. Juſts, das er mir hinterlaſſen hat. Hört mich an, Freunde! Wir dürfen niemandes Hilfe ſuchen, weil wir niemandes Abſichten teilen. Wir müſſen ganz allein die Revolution vollenden, wie wir allein ſie angefangen haben.“

Er hielt inne.

In dieſem Moment hatten alle anderen aufgehört zu ſprechen — jedermann hing an ſeinen Lippen.

Nicht bloß, was man von dieſem Mann wußte, übte einen ſo zwingenden Einfluß auf die Verſammelten, ſondern auch das Wie ſeiner Worte, ſeiner Geſten, ſeiner gehaltenen, gleichſam dunklen

und grollenden Stimme. Er trat wie der letzte seines Geschlechts von Riesen unter die Zwerge.

André Theurille sprach langsam, und seine Worte schienen die Gegner gleichsam zu umfassen und zu zermalmen:

„Man hat unsere Freunde geächtet und ihre Köpfe auf der Guillotine zur Schau gestellt. — Man hat unseren Klub geschlossen und unsere Zeitungen verboten. — Man hat in ganz Frankreich eine Hetzjagd eröffnet auf alles, was Jakobiner hieß, und man hat uns alles Unglück der Vergangenheit zur Schuld gegeben. — Das alles hindert nicht, daß Maximilian Robespierre und Antoine St. Just schuldlos gestorben sind als Märtyrer für das arme Volk und für seine gerechte Sache —! daß der Krieg gegen die Reichen, gegen die Aufkäufer der Nationalgüter, gegen die neue Aristokratie, die auf den Trümmern der alten sich erhebt, fortgesetzt werden muß bis aufs Messer. Wir haben nicht den Edelmann verjagt, um den Bankier zum Herren zu haben. Wir haben nicht den König geköpft, um dem Fabrikherrn und Spekulanten zu frohnen. Bedenkt, daß unsere

Ziele andere, weitere, höhere ſind, und daß wir uns daher mit keiner Partei verbinden dürfen.“

Er ſchwieg; in dem letzten Klang ſeiner Stimme bebte noch etwas von der Erregung nach, die er empfand.

Die Mitglieder der Sektion wogten in lebhafter Unruhe durcheinander.

„Bürger Theurille,“ rief Cincinnatus, „Du haſt uns geſagt, was wir nicht thun ſollen — ſage uns jetzt, was wir thun ſollen.“

„Abwarten,“ ſprach Theurille ruhig, „das Volk iſt verführt. Die wahren Grundſätze der Freiheit und Gleichheit müſſen erſt wieder neu erweckt werden. Dann aber, wenn die Sektionen wirklich losbrechen ſollten —“

„Dann?“

„Dann bleiben wir unter Waffen, ſchließen uns dem Aufſtand nicht an, ſondern befreien Babeuf, beſetzen das Stadthaus und reißen jenen, wenn beide Parteien ſich genügend geſchwächt haben werden, den Sieg aus der Hand.“

Er ſagte das mit einer ſo einfachen Kühnheit,

einer so ruhigen Selbstverständlichkeit, daß alle sich davon fasciniert fühlten.

„Bürger Theurille, wenn das Vaterland gerettet wird, wird es einst Dir zu danken haben," rief der Präsident, ihn umarmend.

Die anderen stimmten mehr oder weniger in seinen Enthusiasmus ein.

Man umarmte sich damals ebenso leicht, als man sich gegenseitig die Hälse abschnitt.

Demgemäß wurde beschlossen. Die Sektion Contrat-Social schickte an die übrigen Sektionen eine Botschaft, worin sie ihre patriotische Entrüstung ausdrückte und erklärte, sie würde sich einem bewaffneten Vorgehen gegen den Konvent nicht anschließen. Etliche andere, gleichfalls jakobinische Sektionen, schlossen sich ihr an.

Die übrigen kümmerten sich nicht darum. Sie waren schon zu weit vorwärts gegangen, um jetzt noch rückwärts gehen zu können.

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft. (Setzerinnenschule des Lette-Vereins.)

Inhalt des erſten Bandes.

		Seite
Erſtes Kapitel.	Ein Jakobiner am unrechten Ort .	1
Zweites „	Medea oder Ariadne	19
Drittes „	Palais Gomorrha	41
Viertes „	Bei Aspaſia	79
Fünftes „	Einer, den man vergeſſen hat . . .	121
Sechſtes „	Tödliche Liebe	162
Siebentes „	Ein Teſtament	180

Nach der Sündflut.

Zweiter Band.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Myſing.
(O. Mora.)

Zweiter Band.

Das Recht der Überſetzung iſt vorbehalten.

Berlin 1896.

Verlag von Otto Janke.

Erſtes Kapitel.

Sturmboten.

„Und das wolltet Ihr wirklich thun, General? Nach dem Orient gehen —? Die Dienſte der Republik verlaſſen?“

Bonaparte lachte bitter auf.

„Es ſcheint, die Republik braucht meine Dienſte nicht mehr. Eigentlich ſollte ja die Zeit der Ariſtides' und Miltiades' vorüber ſein — Um undankbar zu ſein, dazu fühlt ſich aber der Konvent immer noch ſtark genug.“

„Ah, ah — Ihr meint wegen der Geſchichte mit Toulon! Aber, mon cher, das ſind zwei Jahre her — ſeitdem —“

„Seitdem iſt mancherlei paſſiert — ja, ja, da habt Ihr recht,“ ſprach der junge Korſe ungeduldig durch die Zähne, indem er ſich abwandte; „ſeht, darum

wundert Euch aber nicht, wenn ich eine günstige Gelegenheit, die sich mir in der Türkei oder in Rußland bietet, annehme."

„Ah, wirklich —?"

Der junge Incroyable, mit dem Bonaparte sprach, ein Bekannter Fréróns, sagte das ziemlich nachlässig, es interessierte ihn offenbar nicht weiter.

„Aber sagt, General, könntet Ihr mich nicht mit der reizenden Madame Permont bekannt machen, die bei Euch in de rLoge sitzt? Ihr seid zu beneiden, auf Ehre! Sie war anbetungswürdig neulich im Hotel Longueville!"

Zum Erstaunen des jungen Stutzers, der sich in der That für die liebenswürdige Korsin, die Landsmännin des Generals, interessierte, ward dieser einsilbig und gab nur widerwillige Antworten. Ein jeder andere, ein Pariser besonders, hätte mit seinem Glück, an der Seite der schönen Frau zu sitzen, wenigstens vor anderen paradiert — Aber dieser ungesellige Querkopf schien gar keinen Wert darauf zu legen.

Der Incroyable ging weg, mehr wie je davon überzeugt, daß dieser „Buonaparte" — was diese

Italiener doch für komiſche Namen haben! gar kein „Savoir vivre“ beſitze.

Bonaparte ließ ihn gehen. Er hatte ſich durchaus nicht in der Laune gefühlt, das Geſchwätz, weiter anzuhören.

Er war unruhig, zerſtreut, heute mehr als je.

Auf die Brüſtung im erſten Rang gelehnt, ſah er ſtarr in den Saal hinab, beobachtete bald die, bald die Gruppe — die Zähne gegen die Unterlippe gepreßt, mit jenem hochmütigen Zucken der Wimper, das allein lebende und ſelbſtbewußte Menſchen häufig haben. Seine Hände, dieſe klaſſiſch ſchönen Hände, die wie das Profil ſeines Kopfes an die Römerſtatuen des Vatikan erinnerten, ruhten auf der roten Sammetbrüſtung.

Man hätte glauben können, er warte auf etwas.

Unten in der Loge ſaß Madame Permont, die er heute auf ihr Bitten ins Theater Feydeau begleitet hatte. Er war deshalb auch weniger nachläſſig gekleidet als ſonſt, wenngleich ſeine Handſchuhe erkennen ließen, daß ſie bereits ein- oder zweimal in der Wäſche geweſen ſein mochten.

Die ſchöne Korſin ſah ſich vergebens nach ihm um. Von Bonapartes Unterhaltungstalent durfte ſie freilich nicht allzuviel erwarten. Er hatte dieſe Manier, daß er plötzlich ſeine Freunde im Stich ließ, und daß man ihn dann irgendwo in den oberen Rängen oder ſonſt im Theater auftauchen ſah, allein, vor ſich hinſtarrend, oder die Menge beobachtend.

Heute hatte Bonaparte übrigens einen beſonderen Grund, allein zu ſein und mit ſich zu Rate zu gehen. Er hatte heute morgen ein Billet von Theurille bekommen, mit einer Einladung, ſich im Café Chrétien bei einer Verſammlung der Terroriſten einzufinden und offen ſeinen Anſchluß zu erklären. Man hatte ihm in Ausſicht geſtellt, daß er den Poſten als Kommandant der zu reformierenden Nationalgarde bekommen werde — die Partei erinnere ſich ſeiner Dienſte von früher, und man werd eſie ihm nicht vergeſſen.

Übrigens hatte ihm ſchon Robespierre, als er noch vor Toulon lag, dieſen Poſten als Kommandant der Pariſer Nationalgarde angeboten. Hätte er ihn damals angenommen, wäre der 9. Thermidor wahrſcheinlich anders verlaufen.

Bonaparte zerknitterte erregt das Papier in der Hand.

Er ſah hier vielleicht den Ausweg aus der Miſère ſeiner Entbehrungen. Die anderen, der Konvent, Barras und Fréron, hatten ihn bisher immer mit leeren Verſprechungen abgeſpeiſt und ihm nichts gegeben. Vielleicht war mit dieſen Leuten etwas zu machen.

Er arbeitete zwar jetzt, ſeit Auguſt, in der topographiſchen Abteilung des Kriegsminiſteriums — ſeit Aubry abgetretenund Doulcet de Pontécoulant in das Komitee des Krieges getreten war, hatte er hier Arbeit, die ihm auch etwas Beſoldung brachte; aber von einer Wiedereinſetzung in ſeine ehemalige Stellung war keine Rede.

Dieſe Terroriſten — Und bei der Kriſis, in der Paris war —

Bonaparte fuhr aus ſeinem Sinnen empor; der Zuſchauerraum hatte ſich wieder mit Menſchen gefüllt man begann den zweiten Akt des Stückes.

Dies Stück mußte wohl allgemeine Aufmerkſamkeit erregen — denn die Mienen waren lebhaft und

gespannt, die Augen glänzend, das ganze Wesen der Zuschauer in animierter Stimmung.

Und eigentlich war das seltsam, wenn man bedachte, wozu diese Leute überhaupt ins Theater gingen. Nichts, was auf der Bühne vorging, konnte ihnen doch das bieten, was sie selbst erlebt, gesehen und durchgemacht hatten seit sechs Jahren. Ihre Nerven konnten auf diese erdichteten Theaterhelden und Theaterschrecknisse nicht mehr reagieren, nachdem sie so viel Tragödien hatten inscenieren sehen, die ihren täglichen Abschluß auf dem Revolutionsplatz fanden.

Trotzdem waren die Theater damals sehr besucht. Man lebte mit den Schauspielern, man nahm bei ihren Phrasen Partei für oder gegen die Machthaber des Tages, das war das Geheimnis ihrer Anziehungskraft.

Und dann dies Stück heute, der Erfolg des Tages, das Zugstück aller Theater von Paris seit kurzer Zeit! „Das Innere der revolutionären Komitees", wie es hieß, die Parodie des Jakobinismus, gegen den der allgemeine Hohn der Menge entfesselt wurde. Wie lachte man, wenn eine Figur

gezeigt wurde, deren Geſicht „verdächtig“ ſchien —! wenn Dufour, der Held des Stückes, erklärte, er ſtimme „pour la République nulle et invisible“, wenn er pathetiſch ausrief: „Man beſchuldigt mich des ‚Incivisme‘, mich, der ich eine Bewegung angezettelt habe gegen die zweiunddreißig Mitglieder der Zwölfer-Kommiſſion!“ Wie lachte man jetzt über dieſen ganzen Apparat des Schreckens, vor dem man noch vor ſechzehn Monaten gezittert hatte!

Bonaparte ſah, den Kopf in die Hand geſtützt, mit einem ſeltſamen Gefühl dieſer Menge zu, die ſich beweglich wie ein Rohr heute von der, morgen von der Empfindung treiben ließ.

Hatte man nicht ein Recht, ſie zu verachten? Und hatte es überhaupt einen Wert, ſich um ihre Meinung zu bemühen, nach ihrer Gunſt zu trachten —?

Dieſe da hungerten und waren elend, ſie hatten zu Hauſe nicht das tägliche Brot — der innere und äußere Krieg hatten ihnen faſt alles genommen, was ſie beſaßen, und doch berauſchten ſie ſich auf die paar Abendſtunden an den Worten eines deklamierenden Komödianten, der genau ſo elend war wie ſie.

Faſt jeder trug ſein Teil daran; er ſelbſt nicht zum wenigſten —

Er ſtützte den Kopf in die Hand und ſah finſter vor ſich hin.

Es war eine dieſer wüſten, zerriſſenen Stimmungen, wie er ſie in letzter Zeit ſo oft kannte. — Neulich hatte ihm ſeine Mutter wieder geſchrieben aus Marſeille; es war immer das alte, kein Geld, kein Brot, ſie müßten ſich ſo einſchränken. — Und er ſelbſt kam nicht vorwärts. Da ſaß man nun in Geſellſchaft, im Theater, unter Menſchen, die lachten, und die ſich zu amüſieren ſchienen, und an deren Amuſement er nicht teilnehmen konnte. Man mußte Geld ausgeben, das man im Grunde gar nicht hatte — Und überall dieſe Phraſen, auf der Bühne da wie unten im Parkett; hohltönende, nichtsſagende Redensarten, mit denen man die Komödie der Geſellſchaft weiterführte, während das Notwendigſte fehlte —

Wie lange würde das alles noch halten?

Seit Mai lungerte er nun in dieſem Paris umher, immer vergebens bemüht, ſeine Stellung in

der Armee wiederzuerlangen, bei den Mächtigen die Protektion zu finden, die er dazu brauchte.

Er ſah nochmals auf den Zettel in ſeiner Hand — dies Blatt Papier ſchien förmlich auf ihn zu warten.

Sich aufraffend, ohne zu einem Entſchluß kommen zu können, war er im Begriff, in den Saal hinabzuſteigen.

Da bemerkte er eine ungewöhnliche Bewegung im Zuſchauerraum, im Parterre, in den Gängen des erſten und zweiten Rangs. Die Leute ſtehen auf und eilen ins Foyer hinaus. — Die Programmverkäufer und Logenſchließerinnen ſuchen ſie vergebens zurückzuhalten, man hört nicht auf ſie — etliche ſpähen durch die mit Vorhängen verhüllten Fenſter auf die Straße hinaus.

Von da unten hört man lautes Geſchrei, einmal ſogar Trommelwirbel, der aber gleich wieder durch das Hin- und Herwogen einer größeren Menſchenmenge erſtickt wird.

Aber die Unruhe liegt in der Luft. Man hört gar nicht mehr auf die Worte der Schauſpieler; dieſelben ſpielen ihren zweiten Akt immer verwirrter

und einfilbiger, ſie ſehen, wie ihr Parkett ſich entleert —

Es muß irgend etwas vorgefallen ſein. Bonaparte eilt, Madame Permont aufzuſuchen, die bleich, unruhig, nachdem ſie einen Mantel umgeworfen hat, in ihrer Loge ſteht.

„Gut, daß Sie kommen, lieber Freund! Ich habe mich ſchon entſetzlich gefürchtet — Man ſpricht von einem Aufſtand, die Sektionen ſollen im Anmarſch gegen die Tuilerien ſein, Menous Truppen haben ihn im Stich gelaſſen —“

Bonaparte horcht auf.

„Beunruhigen Sie ſich nicht, teure Freundin,“ ſagt er, „das wird leeres Geſchwätz ſein. Ich will ſelbſt nachſehen.“

„Aber man hat ja die Truppen vorbeikommen ſehen. In Montmartre wird der Generalmarſch geſchlagen. — Da hören Sie nur —!“

In der That vernimmt man jetzt wie aus weiter Ferne herübergrollend in regelmäßigen Zwiſchenräumen das Wirbeln von Trommeln — die Signale des Aufruhrs.

Das ganze Theater iſt voll flüchtiger, durcheinanderlaufender Menſchen. Kein Menſch hat mehr Intereſſe für das „Innere des revolutionären Komitees“ — die Wirklichkeit tritt ſelbſt auf die Bühne, und man muß zugeſtehen, das iſt ungleich intereſſanter.

Auf den Treppen, in den Korridoren, unter dem Portal drängt ſich's, eine ſchreiende, erregte Menge, die jeden Paſſanten anhält, nach ihren Wagen ruft, und ſich umſieht, ob die Flintenkugeln nicht ſchon in ihre Reihen ſchlagen. Es iſt kühl, ein friſcher angenehmer Oktoberabend, bei dem man die Sterne ſieht; am Himmel einzelne weiße Wolken, die der Herbſtwind vorüberjagt.

Die Straßen ſind trocken; es hat zwar den Tag über geregnet, aber der Wind hat alles raſch wieder aufgetrocknet. Und man weiß, das iſt beſonders gefährlich bei Revolutionen, wenn die Straßen trocken ſind — ſelbſt der glühendſte Patriotismus hält oft nicht vor einem Platzregen ſtand.

Bonaparte hat mit Mühe ſeine Landsmännin in ihrem Wagen untergebracht — dann überlegt er ſich, was er ſelbſt anfangen ſolle —

Um ihn heult und drängt sich die Menge.

„Zum Konvent! Zum Konvent!“ schreien einige. „Nieder mit den Chouans!“

„A bas Menou! A bas le traître!“

„Die Truppen sind übergegangen — der Konvent ist verloren —!“

„Vive le roi!“

Man stürzte sich auf die, die diesen Ruf ausgestoßen hatten, aber sie waren unter der Menge verschwunden —

„Was ist das alles?“ fragte sich der junge General, „ein Handstreich der Royalisten? Eine Empörung der Vorstädte? Und vor allem, was ist es mit Menou und den Truppen?“

Er mochte fragen, wen er wollte — keiner wußte sichere Auskunft. Plötzlich sah er eine bekannte Gestalt, den Säbel an der Seite, eine Pistole in der Hand, eine andere im Gürtel, eilig die Rue Feydeau herabkommen — es war André Theuille.

Er erkannte den General und blieb stehen.

„Kommt mit uns, Bürger General,“ drängte er, „wir sind in Montmartre versammelt. Der

Sturm gegen den Konvent bricht los, alle Sektionen stehen unter Waffen. — Schließt Euch uns an, und wenn die Aufrührer die Tuilerien genommen haben, besetzen wir das Stadthaus und berufen die Commune von neuem zur Herrschaft —"

„Die Tuilerien genommen? Ist es denn —?"

„Der Konvent ist verloren — Menou hat ihn im Stich gelassen —"

Und in fliegender Eile erzählte Theurille, was inzwischen geschehen war.

Die lange gärende Unzufriedenheit der Pariser mit dem Konvent war endlich ausgebrochen. Man wollte das neue Wahlgesetz nicht zur Durchführung kommen lassen. Die Sektionen von Paris, das heißt die royalistische Jugend, die in ihnen dominierte, organisierten sich, und von ihnen gab die Sektion Lepelletier das Signal zum Aufruhr. Am 11. Vendémiaire, dem 3. Oktober, berief sie aus eigener Machtvollkommenheit die Wähler aller 48 Sektionen von Paris auf den folgenden Tag ein. Der Konvent befahl ihnen, im Gegenteil sich aufzulösen.

Wurde dieſem Befehl nicht gehorcht, ſo war der Bürgerkrieg da.

Das Konventsdekret, das am Nachmittag — es war ein Sonnabend — abgefaßt war, wurde am Abend in der üblichen Weiſe veröffentlicht, das heißt Reiter mit den offiziellen Schärpen und Federbüſchen ritten durch die Straßen, vor ihnen her Trompeter, und dann wurde das Dekret an den hauptſächlichſten Straßenecken verleſen. Das war während der ganzen Revolution Praxis, und das ſouveräne Volk konnte ſich wenigſtens nicht beklagen, daß es an Öffentlichkeit fehle.

Jenes Konventsdekret vom 3. Oktober wurde abends bei Fackellicht vor dem Théâtre français verleſen, wo eine Anzahl von den Sektionen einberufene Wähler verſammelt waren. Dieſe ſtürzten heraus, ſahen die Regierungsbeamten und hörten den Befehl, den man ihnen gab, ſich aufzulöſen.

Während man noch ſchweigend und murrend ſich gegenüberſtand, ſtürzte auf einmal von den Stufen eines Portals ein Mann, den Degen in der Hand, mit einer ſchwarzen Sammetmaske, wie ſie zur

Zeit des alten Hofes üblich war, auf den Fackelträger zu, riß ihm das Dekret aus der Hand, warf ihn ſelbſt zu Boden und rief, das Papier zerfetzend:

„Nieder mit dem Konvent! Nieder mit den Blutſaugern!“

Dieſer Mann war Gaſton Valèze — Er ſah, es war eine jener Situationen, wo ein Windhauch die Lawine ins Rollen bringt.

Und er hatte den Stoß gegeben —

Die Menge ſtürzte über die Reiter her, vertrieb ſie unter Steinwürfen und Hieben und erklärte laut, vom Konvent keine Befehle annehmen zu wollen.

Damit war die Inſurrektion da.

Die Sektionen, dreiundvierzig von den ſämtlichen achtundvierzig Pariſer Sektionen, ſchickten nun ihrerſeits ihre Trompeter umher mit der Aufforderung an die Pariſer, ſich zum Widerſtand gegen den Konvent zu organiſieren.

Gaſton Valèze, der im Sitzungszimmer der Sektion Bonnets-rouges ſein Quartier genommen hatte, war in fieberhafter Thätigkeit. Jetzt galt es, den Aufſtand in die Wege zu ſchleudern, die er wollte

— die zahlreichen Emigranten, die er seit Monaten in die Stadt hatte kommen lassen, zu verteilen, und wenn der voraussichtliche Sieg erfochten war, für die Bourbons in geeigneter Weise Stimmung zu machen. Die große Mine, die er seit Monaten gegraben hat, fliegt jetzt auf.

Dies alles war am Abend des 3. Oktober gewesen. Am Abend des 4. Oktober hatte sich die Situation für den Konvent bedeutend verschlimmert, und zwar durch das ausgezeichnet ungeschickte Benehmen des Generals Menou. Man schickte diesen General, da der Wohlfahrtsausschuß am Nachmittag des 4. den Beschluß faßte, die Sektion Lepelletier zu entwaffnen, aus, um diesen Befehl auszuführen. Menou rückte mit seinen Truppen um acht Uhr abends vor den Sitzungssaal der Sektion, der sich im Kloster des Filles de St. Thomas befand, ungefähr da, wo jetzt die Börse ist. —

Die Sektionäre standen in vollen Waffen vor dem Portal.

Anstatt nun anzugreifen und den Eingang nötigen Falls mit Gewalt zu erzwingen, begann Menou,

der ſich wie alle Pariſer Generale vor der zeitgenöſſiſchen Phraſe fürchtete, „das Blut des Volkes zu vergießen“, zu unterhandeln, und zog ſich ſchließlich mit dem vagen Verſprechen zurück, daß die Sektionäre ſich zerſtreuen würden — ein Verſprechen, das natürlich nicht gehalten wurde.

Dies war die Nachricht, die ſpät abends ins Theater Feydeau gelangte, und die dort befindliche Menge auseinanderjagte. Man glaubte den Konvent hilflos, ſeine Truppen unzuverläſſig und die Sektionen bereits Sieger.

Nirgends genügt ſo ſehr wie in Paris das geringſte Zeichen von Schwäche, um eine Regierung vollkommen in den Augen des Volkes zu diskreditieren.

„Man wird die Tuilerien ſtürmen! Auf zum Konvent —“

„Nieder mit den Bonnets-rouges!“ ſchrie eine Gruppe, die für die Sektionen Stimmung zu machen glaubte.

„Kommen Sie mit uns! Sie wollen nicht? Gut, ich treffe Sie nachher, ſo oder ſo. — Einſtweilen habe ich Wichtigeres zu thun!“

Und Theurille eilte fort, ohne ſich um den General weiter zu bekümmern.

Bonaparte ſchloß ſich dem Strom an, der nach dem Konvent hin drängte.

Die Straßen waren überall voll von Menſchen. Als der General durch die Rue St. Thomas du Louvre kam, ſah er an der Nordfront der Tuilerien, auf der Terraſſe der Feuillants, Truppen, die die benachbarten Straßen abſperren ſollten.

Es war das ſogenannte „heilige Bataillon der Patrioten von 89", eine Bande, deren bürgerliche Vergangenheit ebenſo zweifelhaft war wie ihr Patriotismus, und die man bei allen Unruhen der letzten Jahre in „Thätigkeit" geſehen hatte. Der Konvent hatte ſie jetzt zu ſeinem Schutze herbeigerufen, und Barras hatte verſucht, ſie zu organiſieren.

Bonaparte zuckte, als er ſie bemerkte, mit den Achſeln.

„Wenn der Konvent keine andere Truppen zu ſeiner Verfügung hat, können die Rebellen morgen um ſechs Uhr früh in den Tuilerien ſein!" ſprach er zu ſich, „mit dieſen wird eine einzige gut geführte Batterie fertig."

Vor den Tuilerien herrſchte ein furchtbares Gedränge. Der Konvent hatte ſeine Sitzung in Permanenz erklärt und tagte hier ſeit acht Uhr. Auf den Treppen drängten ſich Eſtafetten, Volksvertreter, Soldaten, Pöbel, der ſich ungeniert den Eingang erzwängte — man ſah, es herrſchte eine allgemeine Verwirrung, keiner wußte mehr aus und ein, und die Deputierten erwarteten jede Minute die Armee der Sektionen vor den Fenſtern des Schloſſes erſcheinen zu ſehen.

„Te, te, Camille! Hier ſieht's wieder aus wie am 9. Thermidor," rief ein Deputierter der Gironde ſeinem Kollegen zu —

„Sagt, wie am 10. Auguſt, Bürger!" rief ein anderer, der das gehört hatte, indem er ſtehen blieb, „die Kanonen donnern wieder vor den Tuilerien —! und diesmal gegen den Konvent —"

„Ich flüchte nach Sedan! — Hier iſt doch alles verloren —!"

Bonaparte, als er die Treppe hinanſtieg, hörte einen Nationalgardiſten, der nach Barras fragte, die Meldung bringen, daß in der Rue Richelieu

Barrikaden errichtet würden, daß Danican, der bekannte Royaliſt, von Rouen herbeigekommen ſei, und daß die Inſurgenten davon ſprächen, ſie würden bei Tagesanbruch Zuzug vom Lande bekommen.

„Und was thut man hier eigentlich?“

Das war die Frage, die ſich der junge Korſe vorlegte, als er ſich endlich auf die Zuſchauertribüne durchgedrängt hatte. Er hatte nicht die große Freitreppe benutzt, ſondern war auf Wegen, die ihm bekannt waren, durch den Pavillon de l'Horloge und durch die ehemaligen Zimmer der Königin in den Saal gelangt, in dem der Konvent „tagte“.

Der Konvent —

Rembrandt oder Ribeira hätten das Bild dieſer Verſammlung entwerfen müſſen in dieſer Nacht des 12. Vendémiaire — dieſer Verſammlung von Königsmördern, die zitterten vor der plötzlichen Sturmflut des Royalismus — dieſen Senatoren des neuen Frankreichs, denen dasſelbe Schickſal drohte wie ihren römiſchen Kollegen beim Anſturm der Gallier — dieſen Repräſentanten der Freiheit, die ſo oft hatten den Henker zur Thür hereintreten und ihre „unver-

letzlichen“ Kollegen aus ihrer Mitte herausholen ſehen — ſie, die den 31. Mai, den 9. Thermidor, den 20. Prairial durchgemacht hatten, die nach einer furchtbaren Laufbahn von drei Jahren jetzt von der Bühne abtreten ſollten — ſie ſahen noch einmal die Hyder der Revolution ſich vor ihnen aufbäumen, und Köpfe, neue Köpfe verlangen. —

Bonaparte konnte zuerſt ſehr ſchlecht ſehen; die Beleuchtung des großen Kronleuchters, der von der Decke herabhing und der zu nahe war, war nicht günſtig. Er hörte nur ein dumpfes Brauſen und Wogen da unten, die ſchrille Stimme einzelner Redner, die Glocke des Präſidenten, das heftige Zuwerfen von Thüren, worauf ſich dann alle Welt umwandte, wie in Erwartung einer neuen Unheilsbotſchaft, Leute in Schärpen und Federbüſchen, die mit Briefen und Depeſchen in der Hand fortgingen, wiederkamen, leiſe Worte mit den Huiſſiers ſprachen, die Bewegung, die ſie mitbrachten, kreisartig fortpflanzten, das war das nächſte, was man bemerkte. Die Redner wurden alle Augenblicke unterbrochen durch lautes Geſchrei, durch Ausrufe, ſelbſt durch Drohungen — die ganze

Verſammlung war wie im Fieber und ſchien für nichts mehr Geduld zu haben.

Die Tribünen waren am unruhigſten. Man ſah Frauen, die ſchon ſeit mehreren Stunden hier waren, blaß, aufgeregt, erſchöpft, aber am lauteſten ſchreiend und lärmend, den „Kopf Menous“ verlangend, gegen die Chouans wütend — ſo wie ſie am 9. Thermidor gegen Robespierre gewütet hatten.

„Hört nur —! man will Boten an Hoche ſenden — die Armee ſteht noch in Nantes, ſie kann in drei Tagen hier ſein —“

„Parbleu — bei Marats Andenken, ich möchte jetzt nicht in der Haut von Barras ſtecken —!“

„A bas les chouans! Nieder mit Boiſſy d'Anglas —“ ſchrie ein anderer ganz laut, die Deputierten ſelbſt angreifend. „Dieſe Schwätzer haben uns die ganze Meute Charettes von neuem auf den Hals gezogen!“

„Still doch! Wer iſt denn das da —? Ruhe! Man verlieſt eine Botſchaft der Sektionen —“

Der Präſident bemühte ſich vergebens, den ganzen

Lärm zu beherrſchen. — Und eigentlich war er noch am ruhigſten in dieſem Hexenſabbath.

Es war Sieyès, der an dieſem Tage dem Konvent präſidierte — Sieyès mit ſeinem pedantiſchen Quäkerkopfe, ſeinem ruhigen, kühlen, etwas ſpöttiſchen Weſen, ſeinen gehaltenen Geſten, an denen man den früheren Mann der Kirche erkannte. — Während des Schreckens hatte er ſich wohlweislich ſehr ſtill verhalten. Am Vendémiaire imponierte er ſeinen Kollegen — Tallien war aufgeregt, unruhig wie immer — Barras ſteht mit einer Gruppe von Offizieren bei dem Tiſch der Miniſter; er wirft Zahlen auf ein Blatt Papier, ſpricht mit ſeinen Ordonnanzen, giebt bald dem, bald jenem Auskunft, der an ihn herantritt. Indeſſen findet er doch noch Zeit, ſeinen Schnurrbart zu ſtreichen und Blicke auf die Tribüne zu werfen, wo er jemand ſucht —

Dort ſieht man André Dumont, den Ankläger Davids, Santerre, den berüchtigten „General mousseux“, der mit ſeinem Einfluß auf die Vorſtädte prahlt, den er gar nicht mehr hatte, Vadier, den ehemaligen Satelliten Robespierres, den „Mann mit

den ſechzig Jahren unbefleckter Tugend", wie ihn die Journale ſpottweiſe nannten — ſie alle ſprachen, debattierten, redeten haſtig hin und her, in dem Gefühl, daß alle ihre Reden an der Sache eigentlich nichts helfen können.

„Parbleu! Die Pariſer wollen einen König —!"

„Man hätte die Armee von Caen hereinziehen müſſen, ſchon im Auguſt —"

Barras ſieht auf das Stück Papier, das er in der Hand hält. Da fehlt ein Name. Der Name desjenigen, den man zum General an Menous Stelle ernennen will. Da liegt die Sache — Hierzu den geeigneten Mann zu finden, und zwar raſch, ſehr raſch, daran hängt in dieſer Nacht die ganze Republik.

Er ſelbſt will ſich wohl hüten, das Kommando zu übernehmen — Das iſt nicht mehr ſo einfach wie am 9. Thermidor, wo er das Stadthaus eroberte, weil kein Menſch da war, der es verteidigte. Heute ſtehen die Sektionen von Paris, 20000 Mann ſtark, unter Waffen, und der Konvent weiß nicht einmal, ob er Kugeln für ſeine Geſchütze und Cartouchen für ſeine Soldaten hat.

Man macht ihm allerlei Vorſchläge — man ſpricht von Carteaux. Aber der hat ſich ungeſchickt gezeigt bei der Alpenarmee — Von Dubois-Crancé — Der iſt unpopulär im höchſten Grade.

Und in all dieſem Wirrwarr, dieſen verſtörten, unruhigen Geſichtern eine Geſtalt, die, die Arme untergeſchlagen, mit höhniſchem Lächeln in den Strudel hineinſieht —

Es iſt André Theuille, der dieſe Verſammlung, die ihn nicht hat hören wollen, jetzt am Rande des Abgrundes ſieht.

„Das dauert noch vier bis fünf Stunden," ſpricht er zu ſeinem Nachbar, dem General Santerre; „ſobald es hell wird, ſind die Sektionäre auf dem Platze — und dann — Wißt Ihr, was das iſt, General?"

Santerre drückt ihm die Hand.

„Ja, ich weiß es —! Das iſt unſere Rache, die anfängt —! Die Rache für den Thermidor —"

Theuille ſieht bisweilen unruhig nach der Thür, er will ſich hier nicht länger aufhalten als nötig iſt — er muß nach ſeiner Sektion, um da die nötigen

Vorbereitungen zu treffen, wenn es ſoweit ſein ſollte.

Oben auf der Tribüne iſt die magere Geſtalt des jungen Korſen ſchon wieder verſchwunden.

Ein ſeltſames Gefühl, eine faſt fieberartig brennende Unruhe hat ihn plötzlich erfaßt, als ob er begriffe, wie in dieſem allgemeinen Chaos, das in dieſem Moment in den Tuilerien herrſcht, etwas Bedeutungsvolles auch für ihn vorgeht.

Er hat die Empfindung, als wolle ſein Schickſal zur Thür hereintreten.

Er will Barras ſprechen, aber er begreift, daß er in einem ſolchen Moment nur mit Mühe an ihn herandringen wird.

Er will ſeinen Gönner Doulcet de Pontécoulant aufſuchen, und er begiebt ſich nach dem Pavillon de Flore, wo aber ebenfalls ein allgemeiner Wirrwarr herrſcht, die Menſchen hin- und hergehen, und niemand auf ihn achtet. Man hatte aus dem Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuß, die hier ſonſt gewöhnlich reſidierten, ein Komitee von vierzig gebildet, welche in dieſer Kriſe die Geſchäfte führen ſollten. Dieſe,

an ſich ſchon nicht einig, werden noch fortwährend behindert durch Deputierte aus dem Konvent, die hinüber und herüber gehen, und die ihnen Vorſchläge zur Rettung des bedrohten Vaterlandes machen, wie ſie Rabelais' würdig wären.

Einer ſpricht davon, eine Deputation an die Sektionen hinauszuſenden, in weißen Gewändern, Ölzweige in den Händen. — Andere verlangen, der Konvent ſolle ſich in Perſon auf die Höhen von St. Cloud zurückziehen, „um mit der Armee des Weſtens Fühlung zu behalten".

Mit einer verzweifelten Geſte wirft Bonaparte die Thür hinter ſich zu und kehrt in den Sitzungsſaal zurück. —

Er hat Doulcet nicht finden können, vielleicht iſt er unten im Konvent. —

Eine geſpenſtige Dämmerung fängt da unten an ſich auszubreiten. — Die Lichter ſind herabgebrannt, die Saalbeamten beeilen ſich, neue aufzuſtecken. Zudem wird es ſchon Morgen, man ſieht einzelne graue Streifen durch die Fenſter.

Wie Geſpenſter blinkt das von den Wänden herab, die Embleme der Republik, die Liktorenbündel,

die Beile und Ruten, die römiſchen Schilde — alles, was in dem Dämmerlicht des großen Saales nur undeutlich zu erkennen iſt — die blaurotweißen Fahnen über der Tribüne, das Bild des ſterbenden Marat von David, da oben an der Wand — die Bronzefiguren Brutus' und Lykurgs, Numas und Platos, die im Dunkel ſich zu erheben und zu fragen ſcheinen, ob die Republik zu Grunde gehen ſolle in dieſer Nacht?

All dieſe bleichen, müden und angſtvollen Geſichter da auf den Bänken, die überwacht, überanſtrengt ſind, gepeinigt von der Furcht des Kommenden, die legen ſich dieſe Frage ſelbſt vor — und ſie wiſſen noch keine Antwort darauf.

Bonaparte iſt im Begriff, die Tribüne zu verlaſſen und die Treppe nach unten hinabzuſteigen.

Da hört er ſeinen Namen.

Man ruft ihn unten im Saale — am Tiſch der Miniſter, bei der Tribüne — dann unter den Deputierten —

Er bleibt ſtehen.

Von der Gruppe, die um Barras ſteht, iſt der

Name in den allgemeinen Wirrwarr hinausgeſchleudert — man hat ihn unter den Generalen genannt, die für das Kommando in Vorſchlag kommen.

Drei, vier Deputierte zugleich ſtürzen auf Barras zu, ergreifen ihn am Ärmel, ſchütteln ihn, fragen ihn.

Die anderen ſtecken ebenfalls die Köpfe zuſammen —

„Buona-Parté? Wer iſt das? Ein Italiener?“

„Nein — ein Spanier —!“

„Er hat Toulon genommen!“

„Einerlei — Wir wollen keinen Jakobiner!“

„Weg mit den Satelliten von Barras!“

Bonaparte hört kein Wort mehr — er ſtürzt die Treppe hinab, in den Saal — er fühlte, jetzt mußte ſich's entſcheiden mit ihm —

Ihm war zu Mute, wie jemand, der, aus einem Gefängniſſe erlöſt, ſich plötzlich dem Licht gegenüberſieht, der Welt, der Sonne, die er vergeſſen hatte, an die er ſchon nicht mehr glaubte. Sein ganzes Weſen hatte in dieſen wenigen Minuten einen plötzlichen, ungeheuren Stoß empfangen. Das Schickſal rief ihn heraus aus den Reihen der Verlorenen, der

Deklaſſierten — heraus endlich aus der Dunkelheit der Miſère, der Entbehrungen —

Unten im Saal ließ man ihn bei Nennung ſeines Namens ein.

Barras ſah ihn und ging ein paar Schritte auf ihn zu.

„Ah, da ſeid Ihr, mein Lieber — es war von Euch die Rede eben —“

Bonaparte verbeugt ſich in ſeiner haſtig linkiſchen Art. Die Deputierten, die ihn größtenteils zum erſten Male ſehen, ſtecken auf den vorderen Bänken die Köpfe vor, machen laut ihre Bemerkungen.

„Te —! Das iſt er —!

„Pardi —! Er ſieht aus wie Marat!“

Dasſelbe, was ſchon Madame Permont ihrem jungen Landsmann geſagt hat: „Mein Lieber, Sie haben ganz den Kopf von Marat. Hüten Sie ſich, daß Sie auch ſeine Miene zeigen!“

„Buonaparte — welch drolliger Name —!“

Die korſiſchen Abgeordneten begrüßen den jungen General mit der landesüblichen Überſchwenglichkeit — ſie waren es hauptſächlich, die für ſeine Wahl

geſchrieen und gerufen haben — und dann Fréron — Fréron, der in die ſchöne Pauline Bonaparte verliebt iſt, die er in Marſeille kennen gelernt hat —!

Boiſſy d'Anglas, dem man von fern Bonaparte zeigte, ſagt in ſeiner langſam pomphaften Weiſe, indem er den Kopf ſchüttelt:

„Pah — er ſieht nicht aus wie ein Mann dieſes Landes!“

Dies Wort macht bald die Runde.

Inzwiſchen hat Barras den jungen General in eine Ecke gezogen.

„General, wir haben nicht viel Zeit — Sie wiſſen, um was es ſich handelt. Wenn wir uns nicht beeilen, kann die Armee der Sektionen um ſechs Uhr auf dem Karuſſell ſtehen. Getrauen Sie ſich das Kommando an Menous Stelle zu übernehmen und den Konvent zu retten?“

Und mit ungeduldiger Erwartung, die nicht frei iſt von einer gewiſſen neugierigen Ironie, ſieht er dem jungen Manne ins Geſicht. — Er wahrt ſelbſt jetzt die nachläſſige Poſe des Hazardſpielers, der im Grunde darthun will, daß ihn die Sache kalt läßt

— der aber neugierig iſt, wie ſich die anderen daraus ziehen —

Bonapartes Augen blitzen auf.

„Über wieviel Mann können Sie verfügen?“ fragt er kurz.

Barras macht eine Bewegung mit der Hand.

„Kaum viertauſend,“ antwortete er halblaut. „Jetzt überlegen Sie — ich gebe Ihnen drei Minuten Zeit!“

Er zieht die Uhr heraus und muſtert anſcheinend höchſt gleichgültig die grüne Draperie über ſeinem Haupte, mit der hier die Wände von gelbem geädertem Marmor bekleidet ſind.

„Wenn die Sache mißlingt,“ denkt er, „wenn dieſer junge Menſch, den ich übrigens für einen ganz talentvollen Kopf halte, kein Glück hat dabei, ſo handelt es ſich übermorgen um dieſen ſeinen eigenen Kopf — während ich immer noch Mittel finde, mich aus der Sache zu ziehen.“

Bonaparte hat aber gar nicht die drei Minuten gebraucht.

„Ich nehme an, General,“ ſpricht er raſch,

„aber unter der Bedingung, daß ich allein kommandiere — daß mir der Konvent keine Kommiſſäre beigiebt —“

Barras ſieht ihn an.

„Ich verſtehe Euch. Das wird allerdings Schwierigkeiten machen. Aber verlaßt Euch darauf, die Sache wird arrangiert werden — Und dann —“

„Wieviel Uhr habt Ihr jetzt?“ fragt Bonaparte, ihn ohne Umſtände unterbrechend.

Barras hat die ſeine noch in der Hand. Es iſt in dieſem Moment drei Uhr zwanzig Minuten, der Morgen des 13. Vendémiaire —

Sie vergleichen beide —

„Gut!“ fuhr Bonaparte fort, „es muß jetzt jede Stunde, jede Minute ausgenutzt werden! Sorgen Sie vor allem dafür, daß das Dekret möglichſt raſch ausgefertigt wird. — Und dann laſſen Sie ſofort bei allen Kommandos, die noch in Ihrer Gewalt ſind, meine Ernennung bekannt machen — Schicken Sie nach Sablons und nach Meudon hinaus, wo die Fabriken ſind, das ſcheint mir jetzt die Hauptſache — Aber vor allem das Dekret —“

Etwas betroffen ſieht Barras ihm nach, als er ſich entfernt. Dieſer junge Menſch kommt ihm ganz anders vor — ſein Auge, ſein Geſicht, das iſt gar nicht mehr wie vor zehn Minuten.

Die Augen des Korſen glühen in einem Feuer wie die Vulkaninſeln ſeines heimatlichen Meeres — tief, unheimlich, je näher man kommt.

Er atmet weit ausholend auf.

Jetzt wird er Platz, Raum um ſich haben — Sein Gehirn hat ſchon angefangen zu arbeiten; während die Deputierten noch um ſeine Ernennung ſtreiten, macht er ſchon Pläne und entwirft Anordnungen —

Auf dieſe Stunde hat er gewartet, all die elenden, kümmerlichen Monate hindurch.

Jetzt iſt ſie gekommen, ſeine Stunde.

Um vier Uhr morgens wird das Konventsdekret verleſen, wonach Barras zum oberſten Kommandierenden der Streitkräfte des Konvents ernannt wird und ihm der General Bonaparte mit unbeſchränkten Vollmachten beigegeben wird. Der formelle Standpunkt war damit gewahrt.

„Thun Sie alles, was Sie wollen," ſagt Barras zu ſeinem ehemaligen Protégé in ſeiner nachläſſigen Weiſe, „ſchießen Sie meinetwegen dieſe ganze Canaille zu Brei — aber handeln Sie —"

Bonaparte begiebt ſich unverzüglich in das im zweiten Stock des Pavillons der Königin gelegene Kabinett, wo Menou interniert iſt.

Man hat den unglücklichen General ſofort verhaftet — man wird unterſuchen, wieviel an ſeinem Benehmen Ungeſchicklichkeit, und wieviel Verräterei iſt — und da in dieſen Zeiten ſchon aus viel geringfügigeren Urſachen Köpfe gefallen ſind, ſo iſt Menou, der ſich des ſeinigen keineswegs ſicher fühlt, in ziemlich unbehaglicher Stimmung.

Sein jugendlicher Nachfolger fragt ihn nach Zahl und Beſchaffenheit der Inſurgenten, ihren Stellungen und ihren mutmaßlichen Abſichten. Dann macht er ihm in kurzen Worten Vorwürfe über ſeine Handlungsweiſe, die den Konvent in ſolche Gefahr gebracht habe.

„Ich ſcheute mich, auf das Volk zu ſchießen," entgegnete Menou.

Bonaparte zuckt die Achſeln.

„Ihr habt unrecht gethan. — Bei großen Kriſen darf man weder mit ſich noch mit anderen Mitleid haben," ſpricht er.

Anderthalb Stunden ſpäter, nachdem ſich in dem raſch gebildeten Bureau der Stab des Generals, die Behörden, die benachrichtigt ſind, die Kollegen, die ihm für dieſen Tag untergeordnet ſind, eingefunden haben, ſteigt er nur in Begleitung eines Adjutanten mit einem Fernrohr bewaffnet in die höchſte Etage des Pavillon de Flore hinauf, wo man eine umfaſſende Ausſicht über die benachbarten Stadtteile hat, und wo er ſich über den Zuſtand der Stadt einen Überblick verſchaffen will.

Das erſte Brauſen und Wogen des erwachenden Paris empfing ihn. Es ging wie ein Meer da unten, dieſe Geräuſche dumpf und undeutlich, die in regelmäßiger Wiederkehr an ſein Ohr ſchlugen. In allen Quartieren wurde Generalmarſch geſchlagen. Das Rollen fahrender Kanonen drang ab und zu, ſcharf und deutlich erkennbar, in die Höhe hinauf. — Nach der Gegend der Madeleine zu ſchienen größere

Menſchenmaſſen in Bewegung, aber die Aktion hatte noch nirgends begonnen; man hörte weder Schüſſe noch größere Detonationen. Auf einzelnen Türmen waren Fahnen aufgezogen, aber man konnte ſie nicht deutlich erkennen — ein grauer, flatternder Nebel zog vor der Sonne einher und ſchien ſich wie ein Leichentuch über die Stadt auszubreiten — das Leichentuch derer, die heute ſterben würden. —

Und er begriff, daß es dieſe ganze ungeheure Stadt ſelbſt war, mit der er in den Kampf gehen wollte.

Als Bonaparte wieder hinabſtieg, begegnete er auf der Treppe ſeinem ehemaligen Vorgeſetzten Doulcet, der ihm die Hand drückte und ihm zu ſeiner Ernennung Glück wünſchte —

„Und vor allem, General, laſſen Sie ſich in keinerlei Unterhandlungen mehr ein — Hören Sie keine Vorſchläge der Rebellen an —!“

„Ich mache keine Phraſen!“ entgegnete Bonaparte kalt.

Und er hielt Wort.

Zweites Kapitel.

Der Vulkan öffnet sich.

André Theurille hatte sich in der ersten Morgendämmerung auf dem Sitzungssaal seiner Sektion eingefunden. Er fand dort alles voll Lärm und Bewegung, den Hof voll bewaffneter Nationalgardisten — aber gemäß der getroffenen Vereinbarung wollte man warten, bis etwas Entscheidendes geschehen sei.

Der junge Jakobiner, der seine eigenen Absichten verfolgte, beschloß, selbst Erkundigungen über den Stand der Dinge einzuziehen.

Unter dem Vorwand einer Nachricht, die an die Sektion des Théâtre français zu hinterbringen sei, drang er durch die Rue Vivienne, am „Perron", an der Börse vorbei bis in die Nähe des Theaters und auf den Place Egalité vor. Diese Straßen,

die ſämtlich in der Gewalt der aufſtändiſchen Sektionen waren, waren voll Truppen, und wie es ſchien gut beſetzt — man hatte ſtellenweiſe ſogar das Pflaſter aufgeriſſen, um Barrikaden zu errichten.

Was Theurille auffiel, war, daß man unter den Truppen der Aufrührer ſehr viele Geſtalten offenbar gedienter Militärs ſah, verkappte Emigranten und Chouans, die ſchon ſeit Monaten in der Stadt waren. Sie trugen ganz offen ihre mit Lilien beſtickten Achſelſtücke auf ihren Uniformen, und der Jakobiner, der Luſt hatte, ſie ihnen herabzuſchlagen, mußte ſeinen Grimm darüber verbeißen — hatten ſie doch in dieſem Moment einen gemeinſamen Feind, den Konvent, den es zu bewältigen galt.

„Laſſen wir das heute — Wir werden nachher abrechnen," ſagte er ſich.

Zu ſeinem Erſtaunen traf er eine Abteilung ehemaliger Truppen der alten Garde Santerres, und ſämtlich fanatiſcher Anhänger des Berges, die in der Nähe des Théâtre français auf ihn warten wollten, nicht an ihrer Stelle. Entweder hatte Santerre, der immer noch Anhänger der alten Demokratie

war, nicht Wort halten können, oder die Royaliſten, die heute das entſcheidende Wort führten, hatten dieſe Truppe beiſeite geſchoben.

Auch ſonſt vermißte er verſchiedene Leute, die ihr Eintreffen bei den Sektionären zugeſagt hatten.

Am Place Vendôme ſah er am Eckpfeiler eines Weinladens eine bunte Affiche, eine Proklamation des Konvents, die Inſurgenten herabgeriſſen hatten. Er hob ſie auf — ſie enthielt eine letzte Aufforderung an die Sektionen, ſich aufzulöſen — zugleich war darin die Ernennung des Generals Bonaparte zum Kommandanten neben Barras bekannt gemacht.

Theurille las dieſe Zeilen zweimal — ſo betroffen war er beim Anblick des Namens, der ihm daraus entgegenblickte.

„Alſo er — Und er hat die Ernennung angenommen —! Er wird alſo gegen uns fechten heute! — Bah,“ fügte er nach kurzer Weile mit einer nicht ganz philoſophiſchen Reſignation hinzu, „wie oft hat man ſich ſchon von den Leuten füſilieren laſſen müſſen, mit denen man am Abend vorher diniert hat!“

Daß Bonaparte dieſe Ernennung angenommen habe, das fiel ihm ſchließlich nicht weiter auf; was ſie dem Konvent nützen werde, ſchien ihm einſtweilen noch zweifelhaft — für einen Hannibal oder Cäſar mochte er ſeinen neuen Bekannten nicht halten.

Bei ſeiner Sektion, zu der er, ſobald er konnte, zurückkehrte, wurden nicht weniger Bemerkungen gemacht über den neuen General des Konvents, den kein Menſch kannte.

„Bonaparte! Man ſtolpert ja, wenn man den Namen ausſpricht —“

„Laß ihn! Es wird ſchon leichter gehen, wenn wir ihn um einen Kopf kürzer gemacht haben!“ ſchrie einer der Soldaten unter lautem Gelächter.

„Ventre-saint-gris! Der Teufel hole dieſen mageren, gelbhäutigen Italiener, den uns der Konvent da auf den Hals ſchickt — ihn und ſeine fünfhundert Deputierten dazu!“

„Wir werden morgen eine Karikatur von ihm haben —! Ich hab' ihn geſehen — er ſieht aus wie ein Knirps und trägt ein Büſchel Haare auf

dem Kopf, zerrauft wie ein Rübenbeet, das man umgetreten hat —“

„Um so nötiger, daß wir ihn rasieren!“ erklärte ein dritter, mit der Hand die Geste des Halsabschneidens machend, unter brüllendem Beifall der übrigen.

Es war klar, daß die Pariser sich von dem neuen General noch nicht imponieren lassen wollten. —

Theurille traf im Sitzungssaal der Mairie, wo er Posto faßte, seine Gesinnungsgenossen und Verbündeten Germain und Darthé. Sie waren, wie er, in Uniform, und ihre Kompagnie stand marschfertig im Hofe — als Beamte der Sektion hatten sie indes Sitz und Stimme bei den Beratungen, und sie waren ebenfalls seiner Meinung, sich nicht zu rühren, bis etwas Entscheidendes geschehen sei.

„Bis die Tuilerien genommen sind, dann fangen wir an —“

„Sowie der Eilbote mit dieser Nachricht auf dem Place de la Nation eintrifft, setzen sich die Leute aus dem Faubourg St. Antoine in Bewegung, die wir bestellt haben —!“

„Und vor allem vergeßt nicht, nach la Force,

um Babeuf zu befreien," fügte Theurille in gedämpftem Tone hinzu, „das iſt das nächſte. — Und dann in Maſſe nach dem Stadthaus — Die anderen werden ſich bei den Tuilerien und mit der Plünderung aufhalten, und wir haben dann freien Raum —"

„Aber einen Probetrunk aus dem Keller des Konvents werden wir doch abhalten, Bürger Theurille," rief ein kleiner Weinkaufmann des Viertels, der unter den Sektionären ſtand und als eifriger Jakobiner bekannt war. „Ihr glaubt nicht, was dieſe Verräter für Sorten trinken —"

„Du haſt ſie wohl ſelbſt geliefert, Bürger?" rief ſpöttiſch ſein Nebenmann.

Jener errötete.

„Nicht doch! Es iſt wahr, ich habe früher Wein in die Tuilerien geliefert, aber als der Tyrann da noch wohnte —"

„Edler Patriot! Er hat ihn vergiften wollen! Und Dir hat man keine Bürgerkrone geſtiftet!" rief Germain mit ſeinem breiten Huſarenlachen unter allgemeinem Beifall, während der Weinhändler wütend wurde und heftig auf ihn loszog.

Theurille beruhigte die erregten Gemüter und ſchickte die einzelnen an ihre Poſten. Er genoß hier nicht bloß die Autorität einer Kapitänsſtelle, die er wieder angetreten hatte — Man wußte, in welcher Beziehung er zu den Häuptern des Berges geſtanden hatte, und Robespierre, Saint-Juſt und ihre Genoſſen waren jetzt bereits zu einer Art ſagenhaften Heiligen geworden, die ihre Legenden und ihren Kultus hatten.

Der ehemalige Advokat hatte alſo alles vorbereitet, um, wenn es ſo weit ſein würde, den entſcheidenden Schlag zu führen. Da die Sektionen wahrſcheinlich Sieger blieben, hieß es für die Terroriſten, doppelt wachſam auf ihren Poſten zu ſein. Sie konnten auf die Mannſchaften Roſſignols, Santerres, Carteaux' und verſchiedener anderer ehemaliger Matadore des Schreckens zählen, die ihnen zufallen würden, ſowie ſie den geringſten Erfolg hatten, und ſowie die Bevölkerung die mindeſte Neigung zeigte, die alte Herrſchaft des Bergs wieder aufzurichten. Theurille wußte, wo alle dieſe Truppenteile ſtanden, und hatte Emiſſäre, die im gegebenen Moment losbrechen würden.

Der Konvent war ratlos, Paris im Aufstand, die Republik offenbar am Rande des Abgrundes — der Augenblick schien nie günstiger.

Er wunderte sich nur, daß der Kampf noch nicht begonnen hatte. Es war jetzt elf Uhr morgens . . . Die Ansammlung der Sektionäre von den entlegenen Stadtteilen und Vorstädten her dauerte immer noch fort.

Um neun Uhr war ein Parlamentär, der „die Forderungen des Volkes von Paris" vor den Konvent bringen sollte, abgeschickt worden. Er war mit verbundenen Augen vor den Vierziger-Ausschuß im Pavillon de Flore geführt worden — man hatte aber seine Anträge kurzerhand abgelehnt. Sieyès hatte erklärt, daß er das Volk in den Rebellen, die sich bewaffnet vor dem Palast einfänden, nicht anerkenne und hatte ihm befohlen, sich zu entfernen.

Diese Sprache erregte im Hauptquartier der Insurrektion nicht geringe Erbitterung.

„Wir wollen ihm die Antwort, mit 30 000 Bajonetten geschrieben, überbringen!" schrie Danican, der Führer der Rebellen.

„Und die Pike Férauds, um dem meineidigen

Prieſter zur Stütze zu dienen!“ fügte Lebois, der Präſident der führenden Sektion, mit einer blutigen Anſpielung auf den 1. Prairial hinzu, wo man den Deputierten Féraud mitten im Konvent ermordet und ſein Haupt auf einer Pike umhergetragen hatte.

An gutem Willen zur Ausführung dieſer löblichen Abſichten fehlte es nicht . . .

Danican hatte in einer in der Rue Richelieu gelegenen Mairie ſein Hauptquartier aufgeſchlagen. Hier hatte ſich Richer-Serigny, der Redakteur des „Accusateur public“, der Abbé Morellet, Laharpe, Lafond, der eifrige Royaliſt, und Lebois, der Präſident der Sektion des Théâtre français, eingefunden. Sie alle, teils alte Feinde der Republik, wie Danican und Lafond, teils Angehörige der im Konvent geſtürzten Parteien, brannten vor Begierde, mit einer Regierung ein Ende zu machen, von der ſie wußten, daß ſie bei den Pariſern höchſt unpopulär war. Und unter der Nationalgarde der Sektionen, die ſie 20—30 000 Mann ſtark aufgebracht hatten, waren es beſonders die zahlreichen Handwerker und Arbeiter, die auf den Konvent erbittert waren, deſſen drückende

und wechſelvolle Herrſchaft für die arbeitenden Klaſſen am ſchlimmſten geweſen war.

Darauf zählten Danican und ſeine Genoſſen. Sie wollten in zwei Zügen, vom Faubourg St. Honoré und von der Kirche St. Roch her, ſowie von der Rue Vivienne herab die Tuilerien umklammern; außerdem ſollte eine Kolonne, die noch Zuzug von Studenten aus dem Quartier Latin erwartete, vom Quai Voltaire her angreifen, und da der Konvent ſeine Streitkräfte, ſchon ihrer geringen Zahl wegen, auf einen kleinen Raum konzentrieren würde, mußte ſich die Sache in kurzem entſcheiden.

Kurz vor elf Uhr kam Gaſton Valèze in das Hauptquartier der Rue Richelieu. Er meldete, daß die Spitzen der erſten Kolonnen, ohne Widerſtand zu finden, bis auf den Karuſſellplatz gelangt ſeien, daß man alſo mit dem Angriff auf die Tuilerien beginnen könne.

Da man aber noch keine Nachricht von Lafond hatte, der auf dem linken Ufer ſeine Operationen begonnen hatte, ſo beſchloß man, noch zu warten.

„Es kann uns ja heute am Ende gleichgültig

ſein, wann man uns das Diner in den Tuilerien ſerviert!“ ſprach Valèze mit ſeinem hochmütigen Lächeln, indem er auf ſeine Uhr ſah.

Die Verbündeten rechneten ſehr ſicher auf ihren Sieg . . .

Wenigſtens die Pariſer thun nichts, um ihnen ihre Hoffnungen zu benehmen. Die Sektionäre werden überall mit jubelnden Zurufen empfangen, die Weinkaufleute, die „Aubergistes“ an den Ecken, bieten den Truppen Stärkungen an; rote Kokarden werden mit Füßen getreten, und man ſtößt an auf den „Untergang der Blutſauger, der Kannibalen des Wohlfahrtsausſchuſſes“.

Wenn man ſich ſo ſchlecht verteidigt, wie der Konvent, und außerdem eine ſo anrüchige Vergangenheit hat, wie dieſe Verſammlung von Geſetzgebern, kann man auf keine große Popularität mehr rechnen.

Übrigens thun die Pariſer, was ſie immer bei ſolchen Gelegenheiten thun — ſie bereiten ſich auf den beginnenden Straßenkampf vor, ſchließen ihre Fenſter und Thüren und treffen allerhand Vorſichts-

maßregeln — mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, die ſie in den ſechs Jahren unaufhörlicher Unruhen gelernt haben.

Die Straßen haben ſchon ſeit geſtern abend ihr Ausſehen total verändert. Man hat die vielen Schilde, Embleme und Zeichen eingezogen, die über das Pflaſter hinaushängen, die Fenſteröffnungen ſind mit ſchweren Möbeln verbarrikadiert, um vor einſchlagenden Kugeln ſicher zu ſein. Die meiſten Hausbewohner haben ſich überhaupt in die Hinterzimmer zurückgezogen, hier und da gewahrt man an den Dachluken und auf den Böden Wachtpoſten, die von Zeit zu Zeit über den Stand der Sache Auskunft geben . . . Fuhrwerke fahren nicht mehr; ſie würden ſich hüten, denn ſie wiſſen, daß man ſie ſogleich als willkommenes Material für Barrikaden in Beſchlag nimmt. Die vielen Buden und Läden, die ſonſt nach der Straße zu offen lagen, haben ſchleunigſt ihren Inhalt in das Innere der Häuſer gerettet. Patrioten oder nicht Patrioten — die Uneigennützigkeit Catos iſt eine republikaniſche Tugend, die immer Aufſehen macht, ſo ſelten findet ſie ſich.

Wer jetzt noch ausgehen muß, dem rät man, sich in der Mitte der Straße zu halten, weil die Kugeln gewöhnlich an beiden Häuserwänden einschlagen.

Auf den Straßen sind Stein- und Balkenmassen aufgehäuft, um jeden Augenblick zur Errichtung von Barrikaden schreiten zu können. Und man schleppt noch neues Material herbei, mit einer Wut und mit einem Eifer, als wollte man sich hier gegen Armeen verteidigen.

Denn das ist das wahre Schlachtfeld des Pariſers in ſolchen Zeiten, die Straße. Sie verändert sich mit einem Schlage, sowie diese lärmenden mit Blusen und roten Mützen bekleideten Gestalten sie betreten. Sie zeigt dann Tiefen, Winkel, Abgründe, an die kein Mensch vorher gedacht hatte; sie verschlingt den Unkundigen, wie der unterwühlte Boden eines Vulkans den Wanderer verschlingt. Es scheint dann, als ob sie selbst teilnimmt an dem Kampfe, sie erfaßt, umklammert ihre Gegner, wechselt unaufhörlich ihre Taktik, zeigt beständig neue Angriffsfronten und Ausfallspforten. Sie hat ihre

eigene Strategie, die noch jeder der großen Gewaltherren gefürchtet hat, die über Paris geherrſcht haben.

Am Vendémiaire zeigt die Pariſer Bevölkerung zum letzten Mal dieſe große ſyſtematiſche Kunſt der Straßenſchlacht. Bis zu den Boulevards hinauf ſtarrte alles von Waffen, kroch's wie eine rieſige gepanzerte Schlange durch alle Straßenzüge auf den Karuſſellplatz und die Tuilerien zu, die bald einer von allen Seiten umrannten Feſtung glichen. Überall hörte man das Wirbeln der Trommeln, Kommandoworte, donnernde Rufe: „Vive la république!“ und das gehackte, dumpfe Poltern der Kanonen, die über das Pflaſter raſſelten.

Einem Zuge derſelben, die dem Transporte entgegengehen ſollten, den man von Neuilly aus erwartete, ſchloß ſich André Theurille an — er hoffte in ein bis zwei Stunden wieder bei ſeiner Sektion zurück zu ſein. Der Transport ging über die Champs Elyſées, und André wollte nicht verſäumen, Héloiſe von Savigny, wenn auch nur auf ein paar Minuten, zu ſprechen — er hatte ihr zugeſagt, an

dieſem Tage nicht in den Kampf zu gehen, ohne ſie vorher geſehen zu haben.

Sie flog ihm ſchon auf der Treppe ihres Landhauſes entgegen, während die Dienerin beim Anblick der Soldatenkolonne erſchreckt in der Thür ſtehen blieb.

„André, ich ſehe von allen Seiten die Truppen vorbeiziehen — in der Stadt hat man geläutet — Hat der Kampf ſchon begonnen?“ fragte ſie mit mehr Erwartung als Beſorgnis.

„Nein, Geliebte, es iſt noch nicht entſchieden —!“ Er drückte ihr beruhigend die Hand, während ſie in ihr Zimmer traten, „die Truppen ſammeln ſich, aber Du kannſt jeden Augenblick das Signal zum Angriff hören.“

„Mir iſt, als ob Dir Gefahr drohte,“ murmelte die junge Frau, „ich habe einen ſeltſamen Traum gehabt in dieſer Nacht —“

Theurille lächelte.

„Ah, ein Traum —“

„Höre mich an. Mir war es, als ob dieſer Tag für Dich, für uns alle verhängnisvoll werden

müßte. Mir träumte, ein Drache, der lange verborgen in der Tiefe geſchlummert hatte, würde heute emporſteigen und uns alle bedrohen — er wuchs immer größer, gewaltiger an, ſein Schatten ging ſchließlich über ganz Frankreich —"

Wiederum lächelte Theurille.

„Vielleicht geht Dein Traum auf unſer Vorhaben! Der Drache, das iſt die alte Herrſchaft des Bergs —"

„Nein, nein, das iſt es nicht —"

„Ich glaube, Du fühlſt Dich hier bedrückt und geängſtigt, Héloiſe. — Und Du haſt recht. — Sollte ſich der Straßenkampf hierherziehen, giebt es hier keine Sicherheit mehr für Dich. Ich werde etliche von meinen Freunden hierher ſchicken, die Dein Haus mit bewachen können —"

„Nein, laß nur — ich fürchte mich nicht. Und wer weiß?" fügte ſie mit einem ſchwermütigen Lächeln hinzu, „am Ende müßteſt Du mich gegen Deine Freunde beſchützen —?"

„Héloiſe!"

„Verzeih — Du ſiehſt, ich bin erregt — Du

biſt ja der einzige, dem ich vertraue, dem ich alles gebe, was ich bin, was ich kann —“

Sie legte den Kopf an ſeine Schulter und ſchlang den Arm um ſeinen Nacken. Es war, als wollte ſie ihn bei ſich behalten, ihn feſthalten, damit er ſie nicht auch betrüge und hintergehe wie die übrigen.

Der junge Mann fühlte ſich ſeltſam bewegt. Er wollte antworten, die Lippen öffnen —

In dieſem Moment ſtürzte, die Thür des Vorſaals heftig anfreißend, an der erſchreckten Jeanette vorbei, die ihn vergebens aufzuhalten ſuchte, ein Mann herein, der eine weiße Schärpe umgebunden hatte, in der zwei Piſtolen ſteckten; an der Seite trug er einen Säbel.

Es war Gaſton Valèze.

Er hielt jetzt die Zeit für gekommen, Héloiſe zu einem entſcheidenden Schritte fortzureißen.

Als er das Paar bemerkte, die junge Frau in den Armen ſeines Nebenbuhlers, blieb er, das Geſicht von Wut und Haß verzerrt, neben der Thür ſtehen. Er begriff im Nu, daß hier alle ſeine Abſichten ſcheitern würden.

„Ah, ah, Madame —! Es ſcheint, Sie haben noch Zeit, ein Idyll aufzuführen, während ganz Paris in Waffen ſteht —“

„Was wünſchen Sie von mir, mein Herr?“ entgegnete Héloiſe kalt, die Zeit gefunden hatte, ſich zu ſammeln.

„Ich wollte Sie zu Ihren Freunden führen — Ihnen eine Zuflucht in meinem Hauſe anbieten — Sie denen zuführen, zu denen Sie gehören, Madame!“ ſprach er mit Betonung, indem er auf Theurille einen haßerfüllten Blick ſchleuderte.

Dieſer legte die Hand auf die Waffe, die er an der Seite trug.

„Mit Ihnen habe ich noch ein Wort zu reden!“ rief André Theurille mit vor Zorn faſt erſtickter Stimme.

Héloiſe legte die Hand auf ſeinen Arm.

„Überlaſſen Sie das mir und meiner eigenen Meinung!“ ſprach ſie zu Valèze in demſelben Tone, nur noch etwas ſchärfer. „Ich brauche Ihren Schutz nicht und habe Ihnen das ſchon einmal angedeutet. Ich ſehe alſo nicht ein, weshalb —“

Sie blickte nach der Thür.

„Und hier iſt eine Waffe, um Überflüſſige zu entfernen,“ rief Theurille drohend, „Überflüſſige, die bei allen Parteien Verräter heißen, Bürger Valèze —“

Er that einen Schritt auf den royaliſtiſchen Agenten zu, der vor ihm zurückwich.

„Mit Ihnen, Anbeter Marats und Robespierres, wird man nachher ſprechen!“ ſprach Valèze.

Dann ſich nochmals an Héloiſe wendend, rief er: „Es iſt das letzte Mal, daß ich zu Ihnen ſpreche, Madame — Ich fordere Sie auf, mir zu folgen, im Namen unſerer Partei, im Namen Ihrer Familie, im Namen der Dienſte, die ich Ihnen geleiſtet habe —“

„Gehen Sie, mein Herr,“ ſprach Héloiſe verächtlich. „Ich weiß ſehr wohl, warum Sie mir und meiner Familie Dienſte erwieſen haben — Sie haben kein Recht, davon zu ſprechen —! Und hier,“ fügte ſie hocherregt, mit flammenden Augen hinzu, indem ſie die Hand auf Theurilles Arm legte, „hier iſt der einzige, von dem ich Schutz verlange — dem ich ein Recht über mich zugeſtehe.“

„Und der Ihnen gebietet, ſich zu entfernen —

ſofort und auf der Stelle," rief André, ſeinen Säbel aus der Scheide ziehend.

Valèze ſtieß einen dumpfen Schrei der Wut und der getäuſchten Erwartung aus.

„Ah, Sie werden das bereuen, Madame —"

Er riß gleichfalls den Säbel heraus und war im Begriff, ſich auf Theurille zu werfen.

Die Dienerin ſchrie laut auf — Héloiſe wich totenbleich bis an die Wand zurück, beim Anblick dieſer beiden Männer, die ſich mit gezückter Waffe gegenüberſtanden, bereit, ſich um ihretwillen zu zerfleiſchen —

In dieſem Moment rief vom Garten her eine laute Stimme durch das offene Fenſter herauf:

„Bürger Valèze, man ruft Sie! Der Kampf hat begonnen — Die Sektionen rücken vor!"

Es war der Nationalgardiſt, den Valèze mitgenommen und für alle Fälle auf Poſten ausgeſtellt hatte.

In der Ferne vernahm man erſt ein dumpfes Knattern, dann langſames Rollen von Kanonenſchlägen.

Valèze lauſchte eine Sekunde.

Es war kein Zweifel, der Kampf begann — Er war jetzt an anderer Stelle nötig.

Mit den Worten: „Wir treffen uns noch, mein Herr!“ stürzte er die Treppe hinunter, ohne sich um Theurille weiter zu kümmern, der ihn unverfolgt ließ bei dem Gedanken, daß er sich gleichfalls schleunigst bei den Seinigen einfinden müsse.

Er nahm hastigen Abschied von Héloise, die ihm mit klopfendem Herzen, die Hand gegen die Stirn gepreßt, noch lange am Fenster nachsah.

Als Theurille auf die Straße trat, sah er, unten nach dem Faubourg St. Honoré zu, Rauchwolken in die Höhe steigen, hörte er von neuem das Rollen der Kanonenschläge, das Knattern der Flinten, sah er eilende Truppen, die nach ihren Standorten wollten, vorbeiziehen.

Die Straßenschlacht hatte begonnen. Die Präliminarien waren beendet.

Es mußte sich jetzt zeigen, wer stärker war, der Konvent oder seine Gegner.

Drittes Kapitel.

Der Mann, der keine Phraſen macht.

Bei Tagesanbruch hatte Bonaparte in dem kleinen Bureauzimmer der Tuilerien neben dem Sitzungsſaale, wo er ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, folgende Befehle erlaſſen:

„Dreihundert Mann vom 21. Jägerregiment zu Pferd, unter dem Befehle des Eskadronchefs Murat, holen die in der Ebene von Sablons ſtehenden Batterien in die Stadt herein.“

„Zweihundert Mann von der Polizeilegion begeben ſich nach Meudon, um die nötigen Cartouchen aus der dortigen Fabrik zu holen.“

„General Delord beſetzt mit drei Batterien die Terraſſe der Feuillants, um die Rue St. Honoré beſtreichen zu können. Außerdem werden drei Mörſer

auf dem Karuſſellplatze aufgeſtellt, um die Häuſer, von denen aus man auf den Konvent ſchießen könne, angreifen zu können.“

„General Beruyer und General Cartaux beſetzen die Ausgänge aller Straßen, die auf die Tuilerien zu führen, ſowie den Pont Royal, den Pont National, die Rue de Rohan und die Sackgaſſe St. Dauphin.“

„General Montchoiſy hält mit der Reſerve vor der Rue St. Thomas du Louvre, bereit, die Rebellen über den Place Vendôme zu umfaſſen, wenn ſie die geringſte rückgängige Bewegung machen.“

Alle dieſe Bewegungen werden mit Schnelligkeit und Präciſion ausgeführt. Die Hauptſchwierigkeit waren die Kanonen, welche Murat in die Stadt bringen ſollte. Es gelang, und Bonaparte hatte jetzt über 40 Stück Geſchütz zu verfügen, womit er den Inſurgenten bedeutend überlegen war.

Auch die Beſchaffung der Munition hatte ihre Schwierigkeit. Die ſtädtiſchen Magazine waren in der Gewalt der Sektionäre. Der General atmete auf, als die Sendung von Meudon anlangte. Er ließ ſogleich von einer Kompagnie handfeſter National-

gardiſten 800 Flinten nebſt Munition in den Saal des Konvents ſchaffen und an die Deputierten verteilen, damit dieſe im Notfall ſich ſelbſt verteidigen könnten.

Das Verfahren war ungewöhnlich, aber die Geſetzgeber acceptierten es. Sie ahnten wohl, daß ſie ihren Willen heute unter den dieſes „kleinen drolligen Kerls mit dem zerrauften Haar“ unterordnen mußten, der verſprochen hatte, ſie zu retten.

Er arbeitete fieberhaft, Befehle über Befehle ausfertigend, Eſtafetten hierhin und dorthin ſchickend, und das alles in ſeiner raſchen, kurzen Art, die keinen Widerſpruch duldete, in einer Sprache, bei der kein Wort zu viel war — mit Geſten, bei denen er ſich bald durch ſein Haar fuhr, das wie immer unordentlich herabhing, bald an ſeiner ſchmutzigen Halsbinde rückte. Sie war ſchon ziemlich abgetragen, dieſe Halsbinde, ebenſo wie die Uniform, die er trug, und deren oberſten Knopf er aufgeknöpft hatte — aber darauf hatte jetzt niemand Zeit zu achten — und übrigens hätte er auch vorläufig keine zweite gehabt, um ſie zu wechſeln.

Etliche glaubten ihm die Müdigkeit der durchwachten Nacht anzumerken, in den hohlen Wangen, in dem flackernden, unsteten Feuer der Augen.

Aber sie irrten sich. Es war das Fieber des Thatmenschen, das in diesen Augen brannte, der weiß, daß seine Stunde gekommen ist, und daß er sie nicht versäumen darf, diese Stunde —

In dieser verwirrten, angstvollen, auseinanderfallenden Gesellschaft durfte dieser Mensch allein keine Minute Müdigkeit oder Schwäche zeigen.

Es war schon gegen Mittag, als Bonaparte seine Vorbereitungen beendigt hatte. Er ließ sich ein Pferd kommen und ritt die Truppen entlang, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei.

In dem Moment, als er den Hof der Tuilerien verließ, wirbelten die Trommeln, und aus tausend Kehlen gellte es in die Höhe: „Vive la république!“

Bonaparte strich sich tief aufatmend das Haar aus der Stirn.

Da drüben, diese unübersehbaren Menschenmassen, diese blauroten Farbenklecke, die in langen Linien übereinanderstanden, die alle Ausgänge der

Straßen, alle Häuſerfronten, die Fenſter, die Stufen der Kirchen, die Dächer der Rue St. Honoré bedeckten — das war der Feind. —

Zahllos wie Sand am Meer —!

Grell ſchimmerte die kalte Oktoberſonne darüber hin, hier und da aufblitzend an einem Uniformknopf, an dem bronzenen Lauf eines Geſchützes, an den Bajonetten der Nationalgarde.

Ein ſeltſames Wetter heute — hell und ſonnig, aber doch eine ſchwüle, matte Luft, viel Wind, der die weißen Wolken über den Himmel treibt — ein kalter, unheimlich toter Glanz, der nicht frei atmen läßt, der ſchon vom Sterben der Natur ſpricht. —

Man wird lange von ihm reden, von dieſem Vendémiaire.

Wenn die Republik heute fällt, ziehen morgen die Bourbons wieder ein in Paris, ſind dieſe ſechs Jahre voll blutiger Frevel und unvergänglichen Heroismus umſonſt geweſen.

Bonapartes Blick fliegt die Reihen der Rebellen entlang — ſein düſteres, hartes und knochiges Geſicht

zieht ſich zuſammen, ein verächtliches Lächeln kräuſelt einen Augenblick die zuſammengepreßten Lippen.

Der Artilleriſt regte ſich in ihm. Er ſieht die paar Stücke Geſchütz, über die die Inſurgenten verfügen, und er bekommt beinahe ein Gefühl der Geringſchätzung gegen dieſen Feind, der ſich einbildet, eine ſolche Sache mit ſo wenig Artillerie durchzuführen.

Im übrigen ſind dieſe Leute da drüben nicht bloß zahlreich, ſondern auch an den Krieg gewöhnt. Unter den blauroten Uniformen ſieht man auch dunkle, grüne und ſchwarze — wie ſie die königlichen Truppen in der Vendee tragen.

Die Sektionäre werden, da die Konventstruppen einſtweilen unbeweglich, Gewehr bei Fuß, in ihren Reihen ſtehen, immer kühner. Einzelne ihrer Tambours trommeln mit einer echt pariſeriſchen gaminartigen Frechheit mitten auf dem Karuſſellplatz, zwiſchen Tuilerien und Louvre, vor den Mündungen der feindlichen Geſchütze.

Ihre Führer treten, ohne Waffen, den Hut auf der Spitze ihres Degens ſchwingend, vor die Reihen und fordern die Soldaten auf, ſich ihnen anzuſchließen.

Bonaparte ſieht, daß er nicht länger zögern darf.

Er ſprengt auf die Terraſſe der Feuillants zu, wo er den Schauplatz am beſten überſehen kann.

„An die Geſchütze, Kanoniere!“

Es raſchelt durch die Reihen — ein Rücken, Blitzen, Klirren wie von tauſend ſprungbereiten mordgierigen Dämonen des Todes —

Der General hebt den Degen —

Ein betäubendes Krachen, weiße Wolken, die ſich die Mauern des Schloſſes, durch die Kaſtanienbäume des Gartens entlang wälzen, ſchreiende, fallende, zuckende Menſchen, Maſſen, die ſich wie in gichtiſchen Krämpfen hin- und herſchieben — der Tod beginnt ſein Spiel —

Von drüben antworten die Kanonen der Inſurgenten, man ſchießt von den Dächern des Louvre, wo der Konvent ſeine Verteidiger, von der Kirche St. Germain l'Auxerrois, wo die Sektionen die Ihrigen hin poſtiert haben — die Kugeln fliegen ſtäubend und krachend auf die Mauern der Tuilerien und reißen da neue Löcher neben die alten vom 10. Auguſt.

Am wirkſamſten ſpielt die Batterie auf der Terraſſe der Feuillants. Sie reißt tiefe Lücken in die Reihen der Inſurgenten, die vergebens das Feuer ihrer wenigen Geſchütze konzentrieren, um ſich hier Luft zu machen. Vom Hotel de Noailles her, wo ſich Haufen von Emigranten und Chouans zuſammengeballt haben, wird ein wahres Heckenfeuer von Schüſſen auf das unglückſelige Denkmal Rouſſeaus gerichtet, das die Terraſſe ſchmückt — als ob das Königtum ſich bei dieſer Gelegenheit rächen wollte an den Philoſophen, die es zu Grunde gerichtet haben. —

Bonaparte ſagt ſich, daß dieſe Pariſer Straßenkämpfe doch viel weniger zu überſehen und viel weniger zu „brüskieren“ ſeien als die Öſterreicher und Engländer, mit denen er da unten im Süden zu thun gehabt hat. —

Es wird ihm ein Pferd unter dem Leibe getötet — einer ſeiner Adjutanten bietet ihm das ſeinige. — Während er es beſteigt, hört er zwei Kanoniere in ſeiner Nähe halblaut miteinander ſprechen.

„Weißt Du, daß ſich die Muscadins ganz gut ſchlagen, Jacques? Man ſollte dieſen Pflaſtertretern

nicht zutrauen, daß ſie ſo gut mit blauen Bohnen Beſcheid wiſſen —“

Der andere, ein ſtämmiger Auvergnat mit dunklem Teint und kleiner unterſetzter Figur, ſchüttelt langſam den Kopf — er iſt offenbar nicht der Anſicht ſeines Kameraden.

Endlich antwortet er bedächtig:

„Mag ſein, daß Du recht haſt, Guillaume, aber ſiehſt Du, das iſt nichts — Ich habe den 10. Auguſt und den 31. Mai mitgemacht, ich habe die Baſtille mit geſtürmt — Heute ſieht's mir aber aus, als ob die drüben alles verlernt hätten — die ſtehen ja ſo dicht zuſammen, daß man ſie wie Gras mähen kann —“

Der General wirft ihm einen flüchtigen Blick zu. In der That, die Beobachtung hat er auch gemacht. Die Pariſer ſcheinen wirklich von ihrer Praxis etwas verlernt zu haben. Das iſt nicht mehr die geſchickte Tirailleurmanier Weſtermanns und Lacroix', mit der man am 10. Auguſt operiert hat.

Die Muscadins „ſtopfen“ ſich zu ſehr, wie der Pariſer Vorſtädter ſagt.

In der Rue Rohan und vor dem Cul-de-ſac Dauphin ſind ſie ſchon genötigt zu weichen.

In dieſem Moment erfolgt der Hauptangriff vom linken Ufer her. Lafond rückt mit ſeiner Kolonne, 4 bis 5 Bataillone ſtark, unter Trommelwirbel und betäubendem Geſchrei gegen den Pontneuf vor. Zu gleicher Zeit ſetzt ſich vom Odeum, alſo ebenfalls von Süden her, eine andere Kolonne in Bewegung. Dieſer kombinierte Angriff ſoll denen, die auf dem Karuſſell- und dem Revolutionsplatz ſtehen, Luft machen.

Der General Carteaux, der mit 400 Mann den Pontneuf verteidigen ſollte, fühlt ſich nicht ſtark genug, und zieht ſich unter die Mauern des Louvre zurück, indem er Bonaparte um Verſtärkung bitten läßt.

Dieſer ſchickt ſchleunigſt Reſerven an die bedrohte Stelle.

Lafond, als er ſieht, daß er hier nicht durchbringen kann, rückt ſeitwärts am Quai Voltaire entlang und verſucht den Eingang über den Pont Royal zu erzwingen, womit er gerade auf die Tuilerien losrücken würde.

Aber hier gerät er in das Feuer der Geſchütze,

die Bonaparte auf dem Quai aufgeſtellt hat, und die von ſo mörderiſcher Wirkung ſind, daß in einer halben Stunde ſeine Kolonne zerſprengt und auseinandergetrieben iſt.

Und nun tritt die entſcheidende Wendung ein. Die Rebellen, als ſie das ſehen, geraten ins Wanken. Schon ſtürzen einzelne Haufen durch die Rue St. Thomas du Louvre und durch die Rue St. Roch nach der Gegend des Palais Egalité hinauf, wo ſie noch in dichten Maſſen ſtehen.

Das Feuer ihrer Geſchütze wird ſchwächer, man hört Geſchrei, verwirrte Ausrufe, ein Hin- und Herwogen ihrer langen Linien, die immer mehr auseinandergeriſſen werden.

Als die Konventstruppen ihrerſeits zum Angriff übergehen, iſt kein Halten mehr.

Vor dem Portal des Hotels Tourville ſieht man einen Mann mit weißer Schärpe, den Degen ſchwingend, der vergebens die Flüchtigen zurückzuhalten ſucht.

Es iſt Valèze —

Vergebens ruft er ihnen zu:

„Haltet ſtand, Freunde —! Wir bekommen Verſtärkung vom Jardin Egalité her — der ganze Faubourg Montmartre ſetzt ſich für uns in Bewegung —!“

Vergebens! Man hört ihn nicht — man rennt an ihm vorbei, zuckt die Achſeln, ſchreit; jeder ſucht nur ſich in Sicherheit zu bringen. —

Raſend, ſchäumend vor Wut wird er ſchließlich in die allgemeine Flucht mitgeriſſen.

Er hat auf den Abfall der Konventstruppen, auf die Unbeweglichkeit der Generale gerechnet, auf den allgemeinen Verrat der Deputierten, von denen mindeſtens ein Drittel königliches Geld in den Händen hat.

All dieſe Berechnungen hat der kleine Korſe mit den dunklen, ſchweigenden Augen zu Schanden gemacht.

Kaum anderthalb Stunden, daß der Kampf begewonnen hat, iſt der Revolutions- und der Karuſſellplatz geräumt, die Straßen nach den Tuilerien ſind frei.

Die Maſſe der Inſurgenten wirft ſich jetzt in drei Bollwerke, die Kirche St. Roch, das Théâtre français, das Palais Egalité.

Der General läßt auf allen Seiten vorrücken,

um ſie aus dieſen drei Punkten zu vertreiben. General Cartaux rückt durch die Straße St. Thomas du Louvre auf den Platz und den Garten Egalité vor, wo die Inſurgenten noch in dichten Haufen herumſchwärmen und ſtandhalten.

Vor und auf den Galerien und den Stockwerken des Theaters haben ſich Hunderte feſtgeſetzt, die ein wohlgezieltes Feuer auf die Heranbringenden unterhalten.

Bonaparte läßt Bomben auf das Dach des Theaters werfen, die, Balken und Mauerwerk auseinanderreißend, die Rebellen bald zwingen, dieſen gefährlichen Standort zu verlaſſen. Die Offiziere, die um ihn ſind, ſehen ſich an beim Anblick dieſer Zerſtörung. Der Straßenkrieg hat ſie doch noch nicht ſo weit abgehärtet, daß ſie dieſe Zerſtörung der Monumente, die der General anordnet, nicht empfänden.

Aber der hat ihnen ja geſagt, daß er keine Phraſen macht . . .

Am hartnäckigſten iſt der Kampf vor St. Roch. Das iſt eine jetzt beinahe altertümlich ausſehende

Barock-Kirche, unter Ludwig XIV. gebaut, in breitem ausgeſchweiftem Jeſuitenſtil, mit großen Halbſäulen vor dem Eingang und einer mächtigen Freitreppe.

Auf dieſer Treppe wimmelt es jetzt von Menſchen. Die Rebellen verſuchen ihr Äußerſtes — ſie formieren ſich auf den Stufen, hinter dem Gitter, vor den Kirchenthüren, ſie ſchießen aus Luken und Dachfenſtern.

Drüben, vom Ausgang der Straße St. Roch her, erſcheint eine Batterie des Konvents und giebt auf die auf der Treppe zuſammengedrängten Menſchen eine Salve ab. Die Wirkung iſt ſchrecklich; durch die weißen Wolken durch, die im Nu die ganze Straße erfüllten, ſieht man die Treppe mit Toten und Verwundeten bedeckt, mit zuckenden Menſchen, die die Stufen hinabrollen, ſich vergebens anzuklammern ſuchen und von ihren flüchtenden Genoſſen zertreten werden, die oben unter dem Portal Schutz ſuchen.

Einer der Inſurgenten, als er ſieht, daß die Kugeln auf das Dach des Gebäudes fliegen und von den Statuen der Heiligen da oben Stücke abſchlagen,

ruft mit lauter Stimme unter dem Gelächter der Umſtehenden:

„Nehmt Euch in acht, daß der liebe Gott keinen Naſenſtüber abbekommt —! Sonſt tritt er auf unſere Seite —!“

In dieſem Moment wirft ihn eine Kanonenkugel nieder, die ihn mitten vor die Bruſt trifft.

Ein älterer Mann neben ihm, mit finſterem, ſtiernackigem Kopf, in dem breiten Hut und mit der langſamen, gurgelnden Ausſprache der Bretagner, beugt ſich flüchtig zu ihm herab und ſagt zu ſeinem Nachbar:

„Frag' doch jetzt dieſen Pariſer Schwätzer, ob er genug hat!“

Der Sterbende hebt noch einmal den Kopf — es ſieht aus, als ob er den Mund zu einer letzten Läſterung öffnen wolle —

In dieſem Moment trifft eine zweite Salve Bonapartes die ſchon gelichteten Reihen der Inſurgenten. Sie flüchten in das Innere der Kirche — die Treppe wird geſtürmt, zwiſchen den Säulen und

den Kirchenthüren häufen ſich die Toten und Verwundeten.

Die ganze Straße iſt voll von Soldaten. Bonaparte, der befohlen hat, daß nur noch blind geſchoſſen werde, da die Rebellen in voller Flucht ſind, erſcheint, den Degen in der Hand, vor St. Roch.

Er hat ſoeben erfahren, daß Lafond und Lebois, der Präſident der Sektion des Théâtre français, gefangen ſind, daß Danican bereits auf der Flucht außerhalb der Stadt ſein ſoll.

Der Sieg des Konvents iſt entſchieden.

Langſam ſteigt der General die Stufen der Kirche hinan. Er wirft einen Blick auf die Toten unter ſeinen Füßen, einen breiten, ruhigen Blick — wie auf etwas, das man erwartet hat auf ſeinem Wege zu finden, das einen weiter nichts angeht.

Er muß jetzt weitere Befehle geben, verhindern, daß die Inſurgenten ſich in Montmartre feſtſetzen — dieſe Treppen- und Hügelſtadt iſt immer höchſt gefährlich bei ſolchen Geſchichten. —

General Brune ſoll die Börſe beſetzen und

Kanonen auf der Rue Vivienne aufpflanzen, damit man dort keine Barrikaden baue.

Während er noch mit den Ordonnanzen ſpricht, kommt ein Trupp Soldaten, von zwei Offizieren geführt, die einen Gefangenen in ihrer Mitte transportieren, auf ihn zu.

„Was bringt Ihr da?“

„Einen Emigranten, mein General. Er hat vom Hofe aus auf unſere Leute geſchoſſen. Wir hatten ihm Gnade angeboten, aber er hat aus dem Hinterhalt drei von den Unſerigen niedergeſchoſſen.“

Bonaparte ſah den Gefangenen an. Es war ein ſchmächtiger junger Menſch mit blondem Haar — ein blaſſes, feines Geſicht, kleine Hände und Füße, ein Ariſtokrat, der ſich nicht verleugnen konnte — er zwang ſein Auge, ruhig zu erſcheinen, aber ſeine Bruſt ging krampfhaft.

„Wer ſeid Ihr?“

„René St. Faure, Lieutenant in der ehemaligen Marine des Königs, General,“ erwiderte jener ſtolz.

Bonaparte zuckt die Achſeln.

„Ihr wißt, was Ihr verwirkt habt —?“

Ein blaſſes, höhniſches Lächeln ging über das Geſicht des jungen Mannes.

„Hm — ich ſollte es wiſſen von Quiberon her!“

„Du wirſt ihn nicht töten, General. Ich will es nicht!“ rief auf einmal eine laute, gellende Stimme; man ſah eine Bewegung in der Gruppe der Soldaten, und ein Weib, das bis dahin mühſam zurückgehalten war, riß ſich plötzlich von den Umſtehenden los, ſprang die Stufen hinan und ſtellte ſich zwiſchen Bonaparte und den Gefangenen.

Der General erkannte mit Erſtaunen in ihr Jeanne Tergnac, ſeine ehemalige Bekanntſchaft aus dem Pavillon français. Sie war es, das blonde Haar hoch aufgeſteckt, eine rote Mütze auf dem Kopf, in kurzer Jacke, ein paar Piſtolen im Gürtel.

Er runzelte die Stirn — ſein Blick heftete ſich auf die verwegene Störerin.

„Was wollt Ihr hier? Hier iſt kein Platz für Euch!“

„Ich will nicht, daß Ihr René tötet!“ rief ſie leidenſchaftlich, ihre Arme um die Schultern des Verurteilten ſchlingend. „Ehe Ihr mir meinen René

nehmt, tötet mich ſelbſt — Du biſt es mir ſchuldig, General, von der Nacht her in Trianon. Freilich, da ſahſt Du nicht ſo ſtolz aus wie jetzt —"

Und zu dem jungen Lieutenant gewendet, der ſich vergebens ihrer Umſchlingung zu entziehen ſuchte:

„Tröſte Dich, Kleiner, ſie werden Dir nichts thun!"

Bonaparte ſah ſie an. Es zuckte geringſchätzig um ſeine Lippen.

Er wußte, wie ſehr dem Konvent daran lag, die ganze Emeute, als von Royaliſten und Emigranten angezettelt, darzuſtellen. Er durfte alſo dieſen nicht ſchonen.

Er erkundigte ſich nochmals bei dem Sergeanten nach dem Sachverhalt.

Dann ſprach er kurz, mit halblauter Stimme:

„Macht ein Ende!"

Man riß Jeanne weg, die ſich vergebens ſträubte und wehrte — ein paar Soldaten ſtellten den Verurteilten vor die Treppenmauer, die Schüſſe knallten, und er rollte, ohne einen Laut, einen Schrei auszu-

ſtoßen, die Stufen hinab — ein Toter zu den Toten, die ſchon hier lagen.

Jeanne war blaß geworden wie die Wand, als ſie ihn fallen ſah — ſie ward auf einmal unheimlich ſtill. Die Soldaten beiſeite ſchiebend, die ſie losließen, rief ſie mit einem leiſen, faſt ziſchenden Laut:

„Du biſt bös, General! Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich Dich damals nicht mitgenommen, den Abend. — Aber hüte Dich, das Volk wird Dir nicht vergeſſen, daß Du uns heute haſt mitraillieren laſſen!“

Und ehe ſie noch jemand ergreifen oder zurückhalten konnte, ſprang ſie wie eine Katze zwiſchen den Gruppen der Soldaten hindurch in eine Seitengaſſe, wo ſie unter einem Durchgangsbogen verſchwand. Bonaparte ließ ſie nicht verfolgen.

„Die hat den Teufel im Leibe, das Weib!“

„Das wäre eine Ehrengarde, von ſolchen Amazonen für Seine Majeſtät Ludwig den Vielerſehnten —!“

„Was ſagte ſie vom General?“

So ſprachen und riefen die Soldaten durchein-

ander, Jeanne nachſehend — ſie blickten den General an, der finſter ausſah — als ob er das Wort im Kopfe hätte, daß ihm das Volk dieſen Tag nicht vergeſſen werde —

Inzwiſchen waren die letzten Verteidiger der Kirche nach der Rue de la Loi zu entflohen. Dort waren inzwiſchen Barrikaden errichtet, hinter denen ſie den Widerſtand fortſetzten.

Bonaparte ſchickte den General Duvigier mit 600 Mann und 2 Kanonen die Rue St. Roch hinauf, um zum unmittelbaren Angriff darauf vorzugehen.

Die Soldaten begrüßten ihn vorbeimarſchierend mit Siegesruf, ſie pflanzten die Hüte auf die Spitze ihrer Bajonette, unter donnernden Rufen: „Vive la république! Vive la Convention!“ Man ſah, beim Anblick dieſer Straße, die voll Toter und Verwundeter lag, wo das Blut in den Goſſenſteinen fickerte, die Trümmer von Wohnhäuſern, Balken, Statuen, vorſpringenden Dächern durcheinanderlagen — beim Anblick dieſes Schlachtfeldes der Straße begann ſich der Blut- und Siegesrauſch in ihnen zu

regen; wenn der Kampf noch bis in die Nacht dauerte und in den oberen wohlhabenden Stadtteilen fortgesetzt wurde, würde die Bestie im Menschen vollends erwachen . . .

Der kleine Mann, der da oben auf der Treppe stand und über sie hinsah, schien das zu wissen. Sein Auge, auf die Menge gerichtet, behielt diesen finster drohenden Ausdruck — unter dem fahlen Herbsthimmel, den die rasche Dämmerung grell abtönte, schien er zu wachsen, über all diese Köpfe, diese durcheinanderwimmelnden Gestalten hinweg, sich wie ein Phantom am Horizont auszubreiten . . .

Das ist der Mann, der die Menge kennt mit all ihren Lastern und Schwächen, ihren erlogenen Tugenden, denen die anderen, die vor ihm kamen, so sehr geschmeichelt haben.

Er wird ihr nicht mehr schmeicheln. —

Als der General die letzten Befehle giebt, um die nach Montmartre geflüchteten Insurgenten zu zerstreuen, wird ihm vor der Kirche l'Assomption ein neuer Gefangener gebracht.

Es ist Gaston Valèze. Man hat ihn ergriffen,

als er nach dem Seinequai hin entſchlüpfen wollte, um im Quartier Grenelle auf dem ſüdlichen Ufer, wo der Aufſtand ſich noch hielt, den Kampf fortzuſetzen.

Bonaparte zieht die Augenbrauen hoch, als er ihn bemerkt. Er kennt Valèze nur flüchtig, vom Hörenſagen, aber er hat mancherlei von ihm gehört. Er ahnt in ihm den geheimen Mittelpunkt der ganzen Emeute, einen von denen, die die Fäden in der Hand halten — die Fäden, die vom Ausland her bis auf die Bänke des Konvents gehen.

Valèze reklamiert ſeine Befreiung, erklärt ſeine Anweſenheit bei den Sektionären durch ein Mißverſtändnis, weiſt darauf hin, daß er nicht mit den Waffen in der Hand ergriffen ſei.

Der General unterbricht ihn mit einer kalten Handbewegung.

„Ihr werdet Euch vor dem Kriegsgericht verantworten, Bürger,“ ſpricht er. „Und das wird unterſuchen, was an Euren Behauptungen Wahres iſt. Einſtweilen muß ich Euch in Gewahrſam nehmen, bis die Ruhe wiederhergeſtellt iſt.“

Valèze verbeugt sich mit einem leichten ironischen Lächeln.

Man bringt ihn in die nahe Kirche, wo er in der Sakristei interniert wird, zwei Municipalgardisten als Bewachung neben ihm. — Er achtet wenig auf sie. Den Kopf in die Hand gestützt, eine Beute finsterer Gedanken, sitzt er da. Bisweilen steigt die Röte des Zornes, der Beschämung in sein blasses Gesicht hinauf, er knirscht mit den Zähnen, und eine heftige Bewegung mit der Hand verrät den Aufruhr, der in ihm tobt.

Das war ein Unglückstag heute. Er denkt an Héloise, die er verloren hat, er denkt an den Kampf für das Königtum, den er gleichfalls verloren hat.

Er denkt an die Folgen, die dieser Tag haben wird.

Das Ausland wird sich wieder zurückziehen von Frankreich, der Prinz wird flüchten müssen aus Italien, die Assignaten werden tiefer fallen als je. Und die neu gestärkte Republik wird in eine Unmenge neuer Verwicklungen stürzen.

An seine eigene Gefangenschaft denkt er wenig. Das beunruhigt ihn nicht sonderlich. Er weiß ganz

gut, daß Barras, Tallien und alle die anderen ihn nicht fallen laſſen können — er hat zu viel Schriftliches von ihnen über die Verhandlungen mit den Bourbons, mit denen er ſie tot machen kann. Man kann wohl Lafond und Lebois guillotinieren, aber man wird ſich hüten, an ihn zu gehen.

Und in der That erſcheint kaum eine Stunde nachher eine Ordonnanz des Hauptquartiers, die eine Depeſche aus den Tuilerien bringt, „daß der Bürger Valèze augenblicklich in Freiheit zu ſetzen ſei.“

Das iſt von Barras' eigener Hand geſchrieben.

Valèze hört mit einem leicht ironiſchen Lächeln an, wie man ihm ſeine Freiheit ankündigt, mit dem Bemerken, daß ſeine Verhaftung auf einem Irrtum beruhe.

Man behandelt ihn ſehr höflich — Es ſieht beinahe ſo aus, als ob das Hauptquartier ſich entſchuldige.

Valèze geht — beim Abſchied ladet er die beiden Municipalgardiſten, die ihn bewacht haben, ein, morgen bei ihm zu frühſtücken — was dieſe Patrioten mit dem größten Vergnügen annehmen.

„Man muß wenigſtens dankbar ſein gegen Leute,

die einen gefangen nehmen," sagt er sich, während er die Stufen der Kirche hinabschreitet.

Die beiden Soldaten sehen ihm, noch etwas verdutzt über diese rasche Befreiung, nach. Vielleicht denken sie an die Geschichte von den kleinen Dieben, die man füsiliert, und von den großen, die man laufen läßt.

Bonaparte hat, als er die Freilassung Valèzes verfügte, noch eine zweite Ordre ausgefertigt, die aber eine geheime blieb, und die er einem der gefangenen Rebellen, dem er dafür Freiheit und Begnadigung versprach, zur Besorgung übergab.

Sie war an André Theuville gerichtet, und sie lautete:

„Bürger, man rät Euch, innerhalb zwanzig Minuten nach Empfang dieses Eure Sektion und die umliegenden Straßen zu räumen. — Nach dieser Frist werden die Truppen des Konvents Euch und Eure Freunde verhaften — Dies der aufrichtige Rat eines Freundes, der weiß, daß Euch die genannte Zeit zur Befolgung desselben gegönnt ist —"

Ohne Unterschrift —

Das Schreiben ging nach dem Sitzungssaal der Sektion Contrat-Social in der Nähe des Boulevard Poissonnière ab, wo, wie der General wußte, Theurille und seine Freunde sich aufhielten.

Er wollte in der That nicht, daß seine ehemaligen Parteigenossen in das Schicksal des Tages verwickelt wurden.

Theurille erhielt den Brief und gab den Seinigen den Rat, sich zu entwaffnen. Die Partie war für heute verloren.

Der Straßenkampf, der in seinen letzten Atemzügen lag, zog sich jetzt nach den äußeren Boulevards hinauf.

Es war nach sechs Uhr abends, und die Dämmerung begann schon hereinzubrechen. Aber die Pariser dachten noch nicht daran, ihre Ladenfenster wieder aufzumachen oder den seit vierundzwanzig Stunden unterbrochenen Verkehr wieder aufzunehmen.

Auf allen Straßenzügen zwischen den Tuilerien und den Boulevards zogen die siegreichen Truppen des Konvents vorwärts nach Norden hinauf. Überall wurden die Sitzungssäle der Sektionen geschlossen, etwa

vorhandene Waffen konfisziert und Proklamationen zur Beruhigung der Bevölkerung angeschlagen.

Übrigens begannen die Sektionen bereits reihenweise ihre Ergebung anzumelden.

Sie sahen ja, jeder weitere Widerstand war unnütz, der Konvent war Herr des Tages geblieben.

Wenn Bonaparte noch während der Nacht seine siegreichen Kolonnen in den Hauptstraßen patrouillieren ließ und den Bau von Barrikaden in den entfernten Vorstädten verhinderte, würde Paris am anderen Tage zahm sein wie ein gehorsames Roß, dem man Sattel und Zaum ruhig auflegen kann.

An diesem Tage konnte man wirklich sagen, daß das Vaterland gerettet und die Republik vom Abgrund zurückgerissen sei.

Wenigstens so ungefähr drückten sich die Abgeordneten des Konvents aus, die kamen, um die letzten Berichte des Generals entgegenzunehmen und ihn zu seinen Erfolgen zu beglückwünschen.

Schweigend, mit gesenktem Kopfe hörte Bonaparte sie an.

Es ist seltsam — aber er sieht aus, als ob

ihm plötzlich ein düsterer Gedanke die ganze Freude des Sieges verkümmert habe.

Was kann das gewesen sein?

Zwischen den Deputierten hat er einen Mann bemerkt, der ihn starr ansah wie eine heimliche Mahnung oder Drohung, während seine Hand langsam aus der Tasche der Weste ein weißes Stück Papier zog, dessen beschriebene Seite er wie unabsichtlich den Augen des Generals darbot.

Der Mann war André Theurille. Das Schreiben war das, welches der eifrige Jakobiner Napoleon Bonaparte einst an Augustin Robespierre gerichtet hatte.

Der General wendet sich ab und runzelt die Stirn.

Aber er kann diesen Blick nicht vergessen, diesen Blick, den André fortwährend auf ihn richtet — Das hieß:

„Wir haben Dich nicht vergessen. Hüte Dich, daß Du uns vergißt! Du bist etwas geworden heute, und wir rechnen auf Dich, um die alte Herrschaft des Bergs aus ihren Trümmern aufzurichten!“

Viertes Kapitel.

Ein politiſches Frühſtück.

Es iſt an dieſem Morgen lebhafter als ſonſt im Walde von Noiſy-le-Roi — als ob der entzückende Herbſttag, den die Sonne mit ihren Lichtern vergoldet, ungewöhnliche Anziehungskraft auf die Sybariten des verwöhnten Paris ausübe. Verſchiedene Wagen ſind ſchon nach dem Landhauſe Barras' vorausgefahren, das ſich hier unweit der Seineufer erhebt, und an dem Gelächter und Geplauder der Inſaſſen merkte man, wie die Morgenluft ihre Stimmung belebte. Es liegt eine Flut von Rot und Gold über der Farbenpracht des Waldes; die Sonne, wie um der ſterbenden Natur die letzte Gloriole zu geben, färbt alles mit ſatten, tiefen, glühenden Farben, ſpielt um die Stämme der alten Buchen und Linden, zeigt in

den Tiefen der kleinen Gehölze ein zitterndes, fortwährend wechſelndes Spiel von Licht und Schatten. Die Erde duftet, ſchwarz und kräftig, als ginge ſie mit neuen Gebilden und neuen Geſtalten ſchwanger —

Auf der Straße von St. Cloud und von Paris her erſcheint ein Wagen, der Halt macht, und dem ein junger Mann in Generalsuniform entſteigt, der entſchloſſen ſcheint, den kurzen Reſt des Weges zu Fuß zu machen. Er verabſchiedet die beiden Ordonnanzen, die ihm gefolgt ſind und die militäriſch ſalutieren, und während der Wagen kehrt macht, geht er ſelbſt nachdenklich unter den Laubgängen des Waldes weiter.

Es iſt Bonaparte, der Sieger vom Vendémiaire, General der Armee des Inneren ſeit der Sitzung vom 18., wo Barras ihn unter einſtimmigem Beifall des Konvents zu dieſer Würde vorſchlug.

Er trägt jetzt nicht mehr ſeine ſchmutzige Halsbinde und ſeine abgeriſſene Uniform von früher. — Dieſe Zeiten ſind vorbei. — Die Zeit der beſcheidenen Mahlzeiten zu zwei Francs in fragwürdigen Reſtaurants und der pauvren Garçonwohnung in

der Rue du Mail. Jetzt hat Bonaparte eine prächtige ſtandesgemäße Wohnung in der Rue des Capucines, wo er ſeinen eigenen Wagen, ſeinen eigenen Tiſch, ſeine eigene Bedienung hat.

Der Vendémiaire hat alles verändert.

Er wird jetzt eingeführt in den Salons, die ihm vorher verſchloſſen waren, man empfängt ihn, und er empfängt ſelbſt. — Madame Tallien, die ihn ſchon früher ein- oder zweimal bei ſich geſehen und ihn kaum beachtet hat, iſt jetzt von ausgeſuchter Liebenswürdigkeit gegen ihn — und nicht minder ihre ſchöne Freundin, die er bei ihr kennen gelernt hat, und um deretwillen er jetzt dies Frühſtück bei Barras beſucht — Frau von Beauharnais.

Denn dieſer junge Emporkömmling denkt nun, da ſeine Stellung angefangen hat ſich zu rangieren, bereits daran, zu heiraten. Er weiß, was das in Paris wert iſt, eine ſchöne elegante Frau an ſeiner Seite zu haben — und noch dazu eine Frau, in die er wahnſinnig verliebt iſt, die eigentlich die erſte Frau iſt, die ihm Herzklopfen verurſacht.

Sie hat einen ſeltſamen Eindruck auf ihn ge-

macht, Joſephine von Beauharnais mit ihrem braunen Haar, ihren wunderbar ſchönen weißen Händen, dem feinen duftigen Parfum, das ſie ſtets umſchwebte. — Das war wie eine ganz andere Welt, die auf ihn eindrang, auf ihn, den Provinzialen mit ſeinen plumpen Manieren, ſeinem abgeriſſenen Anzug, dem halben Bohémien-Elend, in das er ſchließlich geraten war — Zum erſten Mal die Welt Pariſer Frauen, eleganten Luxus, geſchmackvolle Üppigkeit — alles, was er nicht gekannt hat, was ihn blendete. —

Es imponiert ihm, wenn er an den Empfangstagen der ſchönen Frau den Herzog von Nivernais, den alten Herrn von Montesquiou und andere Mitglieder des alten Hofes bei Joſephine traf, und man ſich in der halblauten ſchleppenden Sprache der Ariſtokratie von früheren Zeiten unterhielt, und dieſe Herren ihn ganz vertraulich wie ihresgleichen behandelten. O, man hat gut Sieger vom Vendémiaire ſein und die Republik gerettet haben, das kitzelt doch! — Bonaparte hat bisher ganz andere Bekanntſchaften gehabt.

Er ſieht ja mit ſeiner ungeſtümen, ſtets voraus-

eilenden Phantaſie von alledem nur die Außenſeite. Für ihn iſt Joſephine ein Muſter von Eleganz und Schönheit, die fine fleur im Kranze der Damenwelt der Tallien. — Er weiß nichts von ihrem fatalen Taufſchein von zweiundbreißig Jahren, von ihrer Geldknappheit, von den fehlenden Taſchentüchern und Hemden, von ihren eigentümlichen Beziehungen zu Barras, von dieſer ganzen mühſam verhüllten, ſtets zwiſchen Verſchwendung und Bankerott ſchwebenden Wirtſchaft einer femme aventurière.

Wie geſagt, von alledem weiß und ſieht er nichts. Dieſes ſo raſtlos arbeitende Gehirn iſt den Frauen gegenüber nach einer nüchtern und enthaltſamen Jugend vollſtändig Neophyt — Und dabei lechzt er nach der Frau, fiebert ihr entgegen, und dieſe elegante Kokette, auf die er da geſtoßen iſt, und die ſeinen Zuſtand ſieht, weiß das ganz gut. —

In Gedanken verſunken war der General bis vor die kleine Gartenpforte des Landhauſes gelangt, die an der Seitenfront zur Terraſſe mit ihrer großen Freitreppe führte.

Er ſchritt durch den Garten und war im Be-

griff die Treppe hinanzugehen, als er Stimmen über ſich, zu ſeinem Haupte, aus einem der geöffneten Fenſter dringen hörte — zwei Stimmen, eine tiefe, klangvolle Mannesſtimme, und die einer Frau, deren Ton ihn wie ein plötzlicher Schlag traf —

Es war die Frau, an die er dachte —

Er trat unwillkürlich zwiſchen die Taxusbäume, die ihn verbargen, und horchte. —

Er klingt eigentümlich, dieſer Dialog — verhaltener Übermut in dieſer ſilbernen Frauenſtimme — ironiſcher Spott in der Stimme dieſes Mannes, der gewohnt ſcheint, ſo wenig ernſt zu nehmen.

„Sie raten mir alſo ab, Paul —?“ fragt Joſephine wie nach einer kleinen Pauſe.

„O, im Gegenteil, ſchöne Freundin, nehmen Sie ihn, nehmen Sie ihn rühig — Sie wiſſen, daß mich das nicht ſtören wird —“

Wieder dies Lachen —

„Sie rangieren ſich, beſte Freundin, auf dieſe Weiſe! — Und dann iſt die Vermehrung der Ehemänner immer eine nützliche Beſchäftigung. — Bedenken Sie die Vaudevilles, die die Dichter aus dem

bekannten Stoff gemacht haben, ſchon vor zweitauſend Jahren, als Homer die Geſchichte von Helena und Menelaus erzählte —!"

„Schweigen Sie doch —!" ruft Joſephine mit einer Entrüſtung, die nicht ganz ernſthaft gemeint iſt. — Dann hört man ein Lachen, die Bewegung eines Fächers, etwas wie Rücken der Möbel, und die Worte werden immer leiſer, immer mehr geflüſtert. —

Bonaparte wirft von ſeinem Verſteck, von unten herauf einen Blick durch das Fenſter — den glühenden Blick eines Verliebten und eines Argwöhniſchen.

Er tritt leiſe auf die unterſte Stufe der Treppe wo er das Zimmer beſſer überſehen kann.

Er ſieht —

Watteau hätte viel darum gegeben, wenn er dies Bild geſehen hätte.

Wie prickelnd hell die frühe Sonne da hereinſcheint und jede Einzelheit, jedes Stück klar und deutlich beleuchtet —! Eine Flut von farbigem Licht hereindringend aus dem herbſtlichen Park, aus ſeinen goldweißen Nebeln, aus der Wunderwelt ſeines blut-

rot ſchimmernden Laubes — Durch die Glasthür, die auf die Veranda hinausführt, ſieht man das Gewand der jungen Frau ſchimmern, dunkelgrün und lila, leicht und durchſichtig, ſo leicht, daß die helle Sonne ſie förmlich entkleidet, ihr die göttliche Nacktheit der Faunen und Götter zu geben ſcheint, die an der Wand ſtehen — Das Weiß der Schultern, der Arme, die ganz bloß ſind, des Buſens hebt ſich verführeriſch ab von dem kniſternden dunkelgrünen Stoff. — Sie lacht, ſie ſpielt mit dem Fächer, den ſie in der Hand hält. — Er hat ihre Hand ergriffen und redet immer leiſer auf ſie ein, kaum, daß ſeine Lippen ſich zu bewegen ſcheinen. — Sein Gewand, von kniſternder Seide, in ſtahlgrau und rot, leuchtet tief und ſatt in den Sonnenſtrahlen, die es zu ſtreicheln, zu liebkoſen ſcheinen, wie alles, was Seide iſt.

Sie ſind beide allein — allein in dieſem prächtigen Gemach mit dem bunten, geäderten Marmor an den Wänden, den Bronzebüſten, den hohen Spiegeln — allein mit der Sonne. Das iſt das Gefährliche. —

Die Scene Jupiters mit Alkmene — Oder irdiſch

gesprochen, des Regenten mit Frau von Parabère — Denn der Mann hat wirklich eine gewisse Ähnlichkeit mit Philipp von Orleans, in der großen, stattlichen Gestalt, in der verwilderten Schönheit des Gesichts, in der tiefen, wohllautenden Stimme.

Der Mann ist Paul Barras, die Frau ist Josephine von Beauharnais.

Auf der Stirn des Lauschers draußen haben sich Wolken zusammengezogen. Er hat nicht alles verstanden, aber das Bisherige scheint ihm bemerkenswert genug.

Er stürmt hastig, mit den Sporen klirrend, die Treppe hinan.

Die beiden hören ihn kommen — sie haben also Zeit, die übliche Maske vorzunehmen.

Beim Eintritt Bonapartes erhebt sich Barras und begrüßt ihn mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit.

„Ah, Sie sind es, General! Meine Gäste fürchteten schon, Sie würden uns im Stich lassen. — Und man weiß doch, daß Sie ebenso pünktlich wie tapfer sind —"

„Ich wurde aufgehalten, Bürger Direktor, durch eine unangenehme Nachricht, die ich unterwegs empfing —“ antwortet der General mit einem kleinen, maliziöſen Lächeln, das er zuweilen an ſich hat.

Er ſieht forſchend Joſephine an.

Dieſe läßt ſich nichts merken, ihre Miene iſt heiter und unbefangen wie immer.

„Ah, ah —“

„Bürgerin Savigny, hier iſt der General —“

Es iſt Héloiſe von Savigny, die von dem benachbarten Salon aus die Ankunft Bonapartes bemerkt. Es ſieht aus, als ob ſie ihn erwartet hätte. Sie erhebt ſich, um auf ihn zuzugehen.

In den benachbarten Räumen hört man Lachen, Plaudern, das Klirren von Meſſern und Gabeln, das Klingen von Gläſern, all die Geräuſche eines ungenierten, halb ländlichen Frühſtücks, von Menſchen, deren Appetit und deren Stimmung erregt iſt durch die friſche Herbſtluft. Man trinkt dunkelbraunen ſpaniſchen Wein oder hellen Xeres, jenen Wein, den

Barras ſo ſehr liebt, und dem er auch jetzt mit dem Temperament des Südfranzoſen zuſpricht.

Man ſieht an der Art, wie er trinkt und ſpricht, daß er allein es verſtünde, Lebensfreude, Luſt am Genießen in eine ganze Geſellſchaft zu bringen.

„Bürger Dumont, unterſtützt mich doch ein wenig —! Ihr wißt doch, wie wichtig dieſe Angelegenheit der Auswechſelung der Emigranten iſt. Aber ſeit dem Vendémiaire iſt Eure Zunge wie gelähmt —“

„O, o — ſchöne Freundin, ſeitdem iſt manche Zunge gelähmt —“

„Ihr ſagtet alſo, Bürger, die Lieferungen von Hanf für die Marine —?“

Es iſt eine ſchöne, junge Frau mit griechiſchen Sandalen an den Füßen, mit Diamanten an den Fingern, mit einem dem attiſchen Peplum ähnlichen ſchleppenden Gewande, das Hals und Arme frei läßt, die dieſe Frage an einen jungen Muscadin in himmelblauem Frack richtet, der ſie durch ein Lorgnon betrachtet, das mindeſtens eine Elle lang iſt.

Und der junge Mann entgegnet gedämpft im ernſthafteſten Tone von der Welt:

„Überlaßt mir die Wagenräder für die Diviſion in Metz, teure Freundin — und wir ſind einig —“

Die junge Frau nickt, der Handel iſt abgeſchloſſen — Ein gegenſeitiges Geſchäft mit den Armeelieferungen, die alle Welt in den Kreiſen der Regierung machte, und bei denen alle Welt profitierte — nur die Armee natürlich nicht.

Beſonders bei Barras wird das gemacht. Seit den wenigen Tagen, daß der Konvent abgedankt hat, und Barras Mitglied des regierenden Direktoriums geworden iſt, fühlt man, daß ſein Einfluß allein ebenſo viel wert iſt wie der ſeiner übrigen vier Kollegen; es umſchmeichelt, hofiert, fetiert ihn alle Welt.

In dieſem Moment iſt er von Fréron und Frau von Savigny in Beſchlag genommen, die ſchon ſeit einiger Zeit miteinander geflüſtert und geſprochen haben.

„Ihr könnt es, Bürger — Ihr müßt es thun, wenn Ihr wirklich die Verſöhnung aller Parteien anſtrebt, wie Ihr behauptet,“ ſpricht Héloiſe lebhaft.

„Babeuf freilaſſen? Ein Schritt, der zu überlegen iſt! — Was meinſt Du, Fréron?“

Dieſer zuckt die Achſeln.

„Parbleu, warum wollt Ihr ihn allein ausnehmen von der allgemeinen Amneſtie? Und dann iſt er jetzt ungefährlich —“

„Ihr könntet Babeuf vielleicht ſogar ſehr gut brauchen, Bürger Barras,“ fährt Héloiſe in gedämpftem Tone fort, „die Leute vom Vendémiaire ſind nicht tot! — In der Vendee regt ſich's auch wieder. — Um ſich gegen Weiß zu ſchützen, giebt es kein beſſeres Mittel als blutrot, das wißt Ihr doch,“ fügt ſie mit einem Lächeln hinzu.

Barras ſieht ſie aufmerkſam an.

„Wenn ich gewußt hätte, daß der wilde Babeuf einen ſo anmutigen Verteidiger hat —“ ſpricht er halblaut.

Sie fällt ihm auf, dieſe blonde junge Frau mit dem weißen Teint, den verſchleierten, müden, großen Augen, die ſo viel zu ſagen ſcheinen. —

„Seit wann ſind Sie Jakobiner geworden, Madame?“

Es liegt Spott in ſeiner Stimme.

Héloiſe lächelt gezwungen.

„Seit ich ſehe, daß wir keine Parteinamen mehr brauchen, ſondern die allgemeine Einigung! — Gewährt mir meine Bitte, Bürger Barras — Ihr macht Euch dadurch Leute zu eigen, die Ihr ſpäter vielleicht ſehr nötig braucht —“

Und ſie wiederholt ihre Bemühungen, ſie bittet dieſen Mann, den ſie von allen Menſchen am tödlichſten haßt, um die Freilaſſung des Demagogen; ſie weiß, weshalb. —

Das iſt nämlich jetzt der Plan der Jakobiner und Terroriſten. Seit es ihnen nicht gelungen iſt, Babeuf beim Vendémiaire zu befreien, wollen ſie auf dieſe Weiſe ſeine Amneſtie durchſetzen. Theurille hat Héloiſe die nötigen Inſtruktionen gegeben — ſie ſoll in den Kreiſen von Barras und der Tallien für die demokratiſche Verſchwörung wirken.

Die junge Frau ſieht ſich ſchweratmend um — es iſt ein eigentümlicher Boden, auf dem ſie für die Demokratie kämpfen will. —

In der Sonne leuchten und ſchimmern all dieſe

weißen Arme, dieſe halbentblößten Buſen, dieſe ſchimmernden Nacken, die ganz frei ſind, durcheinander. — Man fühlt den Atem ſchneller gehen, ſieht die Erregung des Weins und des Geſprächs in der Röte, die in die Geſichter ſteigt. — Der Duft all dieſer leichten, verführeriſchen Gewänder, dieſer weißen, dekolettierten Frauengeſtalten wirkt ſeltſam auf die Sinne. — Und der Ton, der hier herrſcht, das Lächeln auf den Lippen, die Blicke, alles das läßt erkennen, daß man bei Barras iſt — Barras, der die ſchönen Zeiten Ariſtipps und Epikurs wieder über Frankreich heraufzuführen geſchworen hat.

Er hat ihre Büſten hier aufgeſtellt, neben den großen Alabaſtervaſen, die einſt wahrſcheinlich eine Zierde des Oeil-de-boeuf gebildet haben, neben der Statue des Fauns mit der Ziege, deren dunkle Bronze mit dem roten Marmor der Wände kontraſtiert. An den Wänden hängen Gemälde, Venus und Adonis, Jupiter und Semele — ihr dunkler, ſchwarzgrauer Ton ſticht ſeltſam ab von den Sonnenfluten, die heute alles durchſtrömen. — Wie anders leuchtet da die blaugrüne Sèvres-Vaſe in ihrer

königlichen Pracht, die länglichen Ruhebetten, die mit bunter Seide überzogen ſind, die Stühle von grauem Holze, über deren Polſtern die ſchönſten Tapiſſerien von Beauvais gezogen ſind! —

Dies iſt die Luft für die ſchönen, intriganten Frauen, die ſich hier verſammeln, für den Mann, den ſie als ihren Meiſter anſehen, und der ſie beherrſcht, weil er ſie kennt, und weil er ſich im Grunde über ſie alle mokiert. —

„Das iſt alſo Euer vielgenannter General?!“

Die Hamelin richtet ihre ſchwarze Lorgnette auf Bonaparte, den ſie heute zum erſten Male in der Nähe ſieht.

Ihre Oberlippe hebt ſich unmerklich.

„Das iſt der General Bonaparte?“

Auch Madame Récamier faßt den jungen Korſen ins Auge.

„Er muß ſehr geiſtreich ſein, um eine ſo ſchlechte Figur machen zu können —“

Man lacht, man tuſchelt ſich in die Ohren —

In der That, den Eindruck eines Salonlöwen macht Bonaparte nicht. Seine linkiſchen, meiſt ſteifen

Bewegungen, die plötzlichen Pauſen, die er im Geſpräch entſtehen läßt, die finſteren Blicke, die er imſtande iſt mitten in der angeregteſten Konverſation plötzlich mit einer gewiſſen Starrheit auf jemand zu richten — ein Elegant von der Chauſſee d'Antin ließe ſich dergleichen nicht zu Schulden kommen. — Und dann dieſe Magerkeit — Iſt es erlaubt, ſo mager zu ſein! Man ſchwärmt ja gerade nicht mehr wie zu den Zeiten der Dubarry für die Formen eines Herkules — aber wenn man ſo wenig zu bieten hat —

„Die arme Joſephine —!"

„Es iſt ihre Sache, ſich zu rangieren —"

„Indeſſen ſagt, was Ihr wollt," flüſtert Madame Hamelin nach einer längeren Pauſe, „er hat einen Blick — etwas Seltſames in den Augen —"

„Vergeſſen Sie nicht, Madame," flüſtert ihr der Bankier Récamier in die Ohren, „er hat die Republik gerettet —"

„Ja, ja — aber er ſieht noch aus wie ein Jakobiner — Ein Jakobiner von Geiſt, wenn Ihr wollt —! und dann ſchmeckt er noch etwas nach der Provinz —"

„Es iſt ſonderbar," murmelt Madame Devaines als Schlußreſultat ihrer Betrachtungen, „man möchte ſich ſo gerne über dieſen Menſchen mokieren und man kann es nicht recht."

Vielleicht findet Joſephine von Beauharnais das auch, die in einer Fenſterecke zurückgelehnt mit dem jungen General plaudert, der nun einmal als die Merkwürdigkeit des Tages in den Salons gezeigt wird. —

Sie hatte eine Art mit ihm zu ſprechen, in ihre leiſe Zurückhaltung eine ſolche Koketterie zu legen, in den ſcheinbar unbeachteten Momenten ihm einen plötzlichen, dann gleichſam wieder abbrechenden Blick zuzuwerfen, daß ihre Abſicht unverkennbar war, ſich dieſen jungen, ungeſtümen Geiſt zu unterwerfen — zu zähmen, wenn es anging.

Und er läßt ſchon gar nicht mehr ſo viel Widerſtand blicken.

„Teure Freundin," ſpricht er in leiſem, zärtlich vorwurfsvollem Ton, „wiſſen Sie, daß ich vorgeſtern im Konzert Garat eine volle Stunde vergeblich auf Sie gewartet —? Und daß es die Freundſchaft

ſchlecht belohnen heißt, wenn Sie mein Herz ſo auf die Folter ſpannen?“

Joſephine ſieht auf — betroffen von dem Ton ſeiner Stimme. Bei jedem anderen hätte ſie an ein banales Kompliment geglaubt. Aber dieſer, weiß ſie, iſt nicht ſehr geſchickt, Komplimente zu machen.

„In der That, General, ich bin ſchuldig. Aber ich wurde bei meiner Tante zurückgehalten — und dann ſah ich Sie ja nachher Frau von Savigny zu ihrem Wagen führen, ich glaubte alſo, Sie hätten Geſellſchaft gehabt —“

Bonaparte hat etwas die Augenbrauen hochgezogen.

„Frau von Savigny — ich liebe dieſe Frau nicht; ſie iſt gefährlich. Man ſieht ihren Augen an, daß ſie zu viel beobachtet und nachdenkt. Und das liebe ich an den Frauen nicht!“

Die ſchöne Witwe lacht.

„Und womit ſollen wir uns denn beſchäftigen?“ fragt ſie, „etwa ſpielen, tändeln — die Zeit mit Nichtigkeiten verplaudern?“

Sie hat eine verführeriſche Art dabei, ihn von unten anzuſehen, mit der weißen Hand über die

Stirn zu fahren, wo ein Netz von Goldfäden die braunen Haare zusammenhält.

Der junge General wird feurig unter diesen Blicken.

Seine Augen erglänzen, und seine Stimme klingt leise, fast vibrierend, als er antwortet:

„Die zärtlichen Empfindungen erwidern, die Schönheit und Anmut in uns erwecken — die das Herz zu einem Tempel der Gottheit machen, und uns dem Leben zuführen, teure Freundin, das in der That das glücklichste ist, fern von Politik, Krieg — und all unseren unglücklichen bürgerlichen Zwistigkeiten — das ist die Aufgabe der Frauen!"

„Indessen, General —"

„Zweifelt Ihr an mir? Stellt mich auf die Probe! Das Glück, gemeinsam mit Euch —"

„Sprecht leiser, mein Freund," spricht Josephine gedämpft, ihn mit dem Fächer berührend, „man ist niemals allein hier. Wißt Ihr, daß Barras ein Auge auf Euch hat?"

„Auf mich?"

Bonaparte denkt an die Scene, die er im Garten

beobachtet hat — ſeine Stirn hat ſich zuſammengezogen.

„Er beargwöhnt Euch," fuhr die junge Frau ebenſo fort, „er glaubt, daß Ihr mit der Savigny im Bunde ſeid, Babeuf zu befreien —"

Sie ſieht ihn an dabei — ſie will auf geſchickte Weiſe den Verdacht, den er gegen ſie hegt, auf ein anderes Gebiet hinüberſpielen.

Bonaparte hat ſich erhoben. Seine Augen, ſeine ganze Miene iſt auf einmal eine andere geworden.

„Ich habe Euch gebeten, teure Freundin, mir nicht von dieſen Leuten zu ſprechen —"

Das ſpöttiſche Lächeln, das um Joſephinens Lippen ſchwebte, iſt plötzlich erſtarrt. Sie ſieht die brüske Veränderung im Weſen dieſes Mannes, der eben noch ganz zärtlicher, hingebender Liebhaber war — und ſie verſteht das an ihm nicht, ſie fürchtet es bereits.

Sie hat ihre Gedanken über dieſen Bonaparte, der ihr ſonderbar, launenhaft, „drollig" vorkommt, wie ſie in den Briefen an ihre Freundinnen ſchreibt. Seine Sprache, dieſe glühenden, ordnungsloſen Ergüſſe eines Gehirns, das mit der Liebe eine neue

Welt in ſich erwachen fühlt, erſcheint ihr bizarr, ſeine Geſten oft übertrieben und von ſchlechtem Geſchmack — es paßt bei ihm alles nicht in die Schablone, die ſie vor Augen hat. — Und dann merkt ſie mit Erſchrecken, daß er bisweilen im zärtlichſten und vertraulichſten Verkehr, während ſie ihn ganz arglos glaubt, ſie kalt und ſpöttiſch beobachtet und irgend etwas an ihr zu verfolgen ſcheint. — Sie kann nicht zur Ruhe kommen bei ihm, ſie merkt, eine ſolche Natur läßt ſich von den Frauen wohl blenden, ſo lange ſie noch jung iſt, aber nie auf die Dauer zähmen.

Wenn ſie an ihren früheren Mann denkt, einen echten „Gandin“ des alten Hofes, ſo war der bedeutend leichter zu behandeln, als ihr jetziger Anbeter. Hier fühlt ſie eine neue Raſſe ſich vor ihr aufrichten — eine Raſſe, die ſie nicht kennt — Aber ſie muß ſich rangieren, wie Barras ſagt — und der General kann ihr vielleicht eine Stellung bieten — man darf ihn alſo nicht aus den Augen verlieren —

„Ich ſuchte Euch, General —“

Es iſt Frau von Savigny, die, leicht ihren

Fächer auf ſeinen Arm legend, ihn zu einem der kleinen Tiſchchen führt, die die großen Fenſtervertiefungen ausfüllen.

Bonaparte hat die Lippen aufeinandergepreßt — aber er folgt ihr.

„Madame, ich fürchte — meine Freunde —“

„Ihre Freundin, General, Sie irren ſich. — Aber Ihre regierende Freundin —“ ſie betont das Wort ſpöttiſch — „wird Sie wohl auf einen Augenblick beurlauben — Man darf ſeine alten Freunde nicht vergeſſen über den neuen —“

„Was meinen Sie damit, Madame?“ fragt der junge Korſe, ſie ſcharf anſehend.

„Ich meine, daß die Zeit noch nicht vergeſſen iſt, wo Sie glühende patriotiſche Briefe mit Auguſtin Robespierre und mit Carteaux wechſelten, und daß die Leute, die jetzt noch dasſelbe wollen, immer noch auf Sie rechnen!“ antwortet Héloiſe in gedämpftem Tone.

„Seit dem Vendémiaire, nicht wahr?“ bemerkt ihr der General mit ruhigem Sarkasmus, „ſeit ich auch in den Augen dieſer Leute im Kurſe geſtiegen

bin —! Und dann," fügt er hinzu, die Arme kreuzend, „ſagen Sie mir zunächſt, was wollen dieſe Leute?"

Héloiſe erhebt ſich — ſie zeigt ihm mit einem Blick dieſe prächtigen Räume, die Menſchen, dieſe eleganten Toiletten, den Luxus des Geſchirrs und der Einrichtung.

„Ihr ſeht alles in roſigem Lichte, General — man hat Euch befördert, jedermann ſagt Euch Schmeicheleien," ſprach ſie mit einem bitteren Lächeln. „Ihr erhofft viel von der Zukunft — Denkt an die, die hungern, die da unten in den Tiefen leben, von denen Ihr nichts wißt, die für dieſen Luxus hier büßen müſſen, und die kein tägliches Brot haben — das ſind die, die ſich erheben wollen, um Frankreich eine andere Verfaſſung zu geben —"

Bonapartes Blick heftete ſich lange auf dieſe Frau, die für die Partei der Deklaſſierten hier auftrat. Es ging wie ein tiefer, vernichtender Glanz aus ſeinen Augen, als er ihr antwortete.

„Sie irren ſich in Ihren Vorausſetzungen, Madame. Ich habe auch gehungert und habe gewartet, bis meine Stunde gekommen iſt — Indeſſen

habe ich nicht in Klubs Reden gehalten und mich in unterirdiſchen Kellern verſchworen, — ſondern ich habe gearbeitet. Sagen Sie das dieſen Leuten, wenn Sie mir von Kämpfen und Entbehrungen ſprechen wollen —“

Er machte eine Wendung nach der Mitte des Zimmers zu.

Héloiſes Geſicht iſt blaß geworden, und ſie beißt die Zähne auf die Unterlippe.

Der Fächer rauſcht wie ein plötzlicher, feiner Schlag herunter.

„General, hüten Sie ſich, daß Ihre alten Freunde Ihnen nicht ebenſo gefährlich werden wie die neuen —“

Nach dieſen Worten will ſie ſich abwenden —

„Wie, ſo erregt, ſchöne Freundin? Man ſollte glauben, Sie wären imſtande, ſich über meinen kleinen General aufzuregen —!“

Es iſt Barras, auf den ſie ſtößt, und der ihr ganzes Geſpräch mit Bonaparte ſcharf beobachtet hat. Er nennt ſeinen Protégé mit Vorliebe ſo — und es klingt zu amüſant in ſeinem Munde, dies „mon petit général“!

Héloiſe hat ein kleines, ſchrilles, nervöſes Lachen, als ſie ihn ſich gegenüber ſieht.

„O, o, keineswegs, Bürger Direktor — nur — Sie hatten recht, als Sie neulich bemerkten, er ſei noch ſehr Jakobiner —“

„Ah, wirklich?!“

Der Blick, den der neue Satrap der Pariſer Geſellſchaft auf Bonaparte wirft, verrät einen ganz beſtimmten Argwohn. Den Argwohn, den Barras ſtets gegen den jungen General gehegt hat, daß er nämlich mit der terroriſtiſchen Partei immer noch in intimen Beziehungen ſteht.

Und in dieſer Beziehung heißt es jetzt ſeit dem Vendémiaire und ſeit der Abdankung des Konvents, die drei Wochen darauf erfolgte, aufpaſſen. Man hat zwar die gefangenen Empörer und die Anſtifter des Aufruhrs ſehr milde behandelt. Nur Lafond und Lebois haben ihre Köpfe auf die Guillotine tragen müſſen, Danican iſt entkommen, die anderen ſind begnadigt. Mit Valèze hat Barras fünf Tage nach der Kataſtrophe eine Unterredung gehabt, die

für beide Teile charakteriſtiſch war. Er hat ihm ſeine völlige Begnadigung verſprochen, wenn er ſeinen Einfluß fortan auf die Überwachung der jakobiniſch-terroriſtiſchen Partei verwende und allen royaliſtiſchen Verſchwörungen zunächſt entſage. Und Valèze hat ihm das mit einem ironiſchen Lächeln zugeſagt; weiß er doch, daß Barras zwar ſo ſchlau geweſen iſt, ſeine eigenen Machinationen beim Vendémiaire rechtzeitig abzubrechen, aber daß er Briefe von ihm an das Ausland beſitzt, die ihn ſehr kompromittieren können.

„Ich glaube, Ihr habt recht!“ murmelt der Finanzmann Jacques Ouvrard, der neben Barras ſteht, und der die letzten Worte gehört hat, „dieſer Bonaparte —“

„Ah bah, laſſen wir die Politik!“ meint der Direktor in ſeiner nonchalanten Weiſe. „Madame, wenn ſchöne Lippen und ſchöne Augen anfangen, ſich für obſkure Verſchwörer zu intereſſieren, was ſollen wir dann machen, die wir, wie Atlas, die unglückſelige Bürde der Regierung tragen müſſen —?“

„Eine Bürde, die Ihnen mancher abnehmen würde —“

„Laſſen Sie uns trinken, Verſe machen, in die Oper gehen — Aber keine Politik!“

Und Barras befiehlt ſeinen Gäſten von neuem einzuſchenken — er tauſcht einen glühenden Blick mit Héloiſe, deren Glas an das ſeinige erklingt.

Dieſe Frau gefällt ihm entſchieden. Er hat immer noch ſeine frühere Vorliebe für die Rubensſchen Nymphen.

Seine Augen glänzen in dem Feuer des ſpaniſchen Weins, ſeine Bewegungen, ſeine Worte werden freier —

„Ah, ah, Bürger Récamier, eine ſchöne Frau iſt zwar ein Geſchenk der Götter, aber eine Laſt des Lebens. Wie ſagt Saint-Simon darüber —?“

„Bürger, was iſt es mit Ihrem Feſt in Chantilly? Madame Hamelin erzählte ſoeben davon —“

„Ach ja, es iſt wahr —“ Barras wendet ſich wieder an Héloiſe — „Ich gebe ein Feſt nächſtens, Madame, auf dem Schloſſe in Chantilly — ein Feſt, wo man nur in Masken erſcheinen wird, und wo die Schönheit zum erſten Mal wieder in alle — verſtehen Sie wohl, in alle ihre Rechte eingeſetzt

wird! Verherrlichen Sie es durch Ihre Gegenwart und verlangen Sie von mir, was Sie wollen!“

Héloiſe ſieht ihn an.

„Sie wiſſen, was ich will,“ ſpricht ſie. „Laſſen Sie Babeuf frei —“

Ihr Blick, ſich langſam in den ſeinigen ſenkend, hat etwas Verführeriſches — wie der der Schlange, die ihr Opfer von allen Seiten umſpäht.

Fréron lächelt.

„Er kann uns nicht mehr gefährlich werden, Bürger Direktor — vermittels der Konſtitution des Jahres III —“

Jetzt lacht Barras laut auf —

„Die Konſtitution des Jahres III! Ein hübſcher Lappen —!“

„Sie müſſen es ja wiſſen — Sie haben ſie ſelbſt mitgemacht —“

„Eben darum — Aber Sie ſollen Ihren Demagogen haben, Madame, mag daraus entſtehen, was da will —“

Und einen letzten Blick mit Héloiſe austauſchend, ſchreibt er an der Ecke des Tiſchchens auf ein weißes

Blatt den Befehl zur Freilaſſung Babeufs — mitten zwiſchen den Weingläſern, den Fruchtſchalen, dem Geſchirr, in der Weinlaune des Frühſtücks, das Geſicht leicht gerötet — mit der übermütigen Geſte des gleichgültigen „Viveurs“, den es nicht kümmert, daß er abſichtlich eine Gefahr gegen ſich beſchwört —

Wie die Götter, die die Cyklopen aus der Tiefe heraufrufen —

Bonaparte, der im Geſpräch mit Madame Récamier iſt, hat den Vorgang verfolgt und wirft einen unruhigen Blick auf Barras.

„Sie hat gewonnen!“

Sowie Héloiſe das wichtige Papier in den Händen hat, erhebt ſie ſich langſam, ihm mit einem leichten Kopfnicken dankend. —

Der Blick, den ſie auf alle im Zimmer Verſammelten wirft, hat etwas Seltſames, etwas Kaltes und Schneidendes, verächtlicher Hohn, zugleich aufblitzend mit einer Energie des Haſſes und der Rache, die Furcht einflößen könnte. — Es iſt, als wollte ſie allen, die hier lachten und ſcherzten und ſich amüſierten, dies Papier zeigen wie eine Drohung der Leute „da

unten“ — wie die Aussicht auf eine neue soziale Krisis.

Babeuf — die Regierung weiß schon seit einiger Zeit, was dieser Name zu bedeuten hat.

Fast alle betrachten Héloise; sie ist aufgefallen heute. Die Energie und Gewandtheit, mit der sie schon seit einiger Zeit ihr Ziel verfolgt hat, verschaffen ihr jene achtungsvolle Aufmerksamkeit der guten Gesellschaft, in der ein gehöriger Bodensatz Furcht liegt. „Das ist eine Frau, für die man sich schlägt, auch wenn man nicht in sie verliebt ist,“ hat André Dumont von ihr gesagt.

Und dann mutmaßt man ihre Verbindungen, die Partei, die hinter ihr steht — und man fängt sie jetzt wieder an zu scheuen, diese Partei —

Héloise genießt einen Moment ihren Triumph — wie eine Anklage, eine unbestimmte Drohung gegen alle diese Leute steht sie da —

Dann wendet sie sich mit einem leichten Lächeln zu Madame Hamelin um, spricht mit ihr etliche Worte und verläßt nach kurzem Abschied die Gesellschaft —

„Barras hätte das nicht thun ſollen —!“

„Sie wiſſen doch, daß Jupiter in dieſer Laune nichts verſagt!“ bemerkt Fréron ſpöttiſch.

„Babeuf — der das Ungeheuer Marat in ſeinem Blatte verherrlicht hat!“

„Der Mann, der ſchon vor einem Jahre die Teilung der Kommunalgüter verlangte!“ rief Ouvrard entrüſtet.

„Das würde Sie allerdings am meiſten angehen, Herr Kröſus!“ bemerkt Barras dem Börſenmanne zum allgemeinen Gelächter der Umſtehenden. „Ah, ah — dieſe Anarchiſten haben Ideen —!“

„Und Sie laſſen ſie los!“

„Bah, Sie wiſſen ja nicht, wozu —?“ bemerkt Barras gleichmütig, mit einer Miene, die erraten läßt, daß er vielleicht gar nicht ſo frivol iſt, wie es ſcheint, „blutrot gegen weiß —“

Aber die Geſellſchaft iſt geſtört, in einer eigentümlichen Laune — man flüſtert und tuſchelt zuſammen, Geſchichten über Babeuf aus der früheren Zeit ſeiner Redakteurſchaft des „Tribun du peuple“ tauchen auf; Fréron teilt mit, daß er einmal ein

Buch geſchrieben, worin er Ideen über eine vollſtändige Teilung der Güter entwickelt — der alte Kommunismus von Saint-Juſt und Robespierre, den die ſegensreiche Revolution vom Thermidor glücklicherweiſe im Keime erſtickt habe.

Barras zuckt über alles das die Achſeln. Für ihn iſt Babeuf zunächſt ein einfacher Lärmmacher, den man beliebig am Faden halten kann.

„Und was iſt Ihre Meinung, General?“ ſpricht er mit ſeinem blaſierten Lächeln, ſich an Bonaparte wendend. „Fürchten Sie ſich auch vor dieſen Leuten ‚da unten‘?“

Der junge Korſe hat einen eigentümlichen Blick, als er ihm antwortet:

„Bürger Direktor, Sie kennen meine Meinung. Die Revolution iſt lange genug von unten aus gemacht worden. Wir müſſen jetzt anfangen, ſie von oben zu machen, oder wir werden verloren ſein!“

Fünftes Kapitel.

Die da unten.

Babeuf iſt frei —!

Nehmt Euch in acht, Ihr Götter der Erde —!

Dieſer blaſſe verkommene Menſch, den Ihr eingeſperrt habt, weil ſeine freien Worte Euch läſtig waren, hat Ideen im Kopf und Worte auf der Zunge, die gefährlicher ſind als die Armee der Sektionen am Vendémiaire.

Nehmt Euch in acht, Ihr Könige der Börſe, und Ihr, ſchöne Frauen, die Ihr das neu erſtandene Direktorium umſchwärmt —! Da iſt noch einer, der eine Rechnung mit Euch abzumachen hat. Die Köpfe, die am 9. Thermidor abgeſchlagen ſind, fangen wieder an zu reden durch den Mund Babeufs; ſie rufen laut aus, daß das letzte, das gewaltigſte, das tiefſte

Wort der Revolution noch nicht ausgeſprochen ſei — daß die Hauptſache noch zu thun ſei. —

Es herrſchte heute ſpät abends ein lebhafter Verkehr im Café des Bains Chinois auf dem Boulevard des Italiens.

Dies Café hat einen ganz beſtimmten Charakter. Mit ſeinem verblichenen Schilde draußen, ſeinen matten, zur Hälfte milchweißen Spiegelſcheiben, den kleinen Tiſchen mit Rohrſtühlen, den angeſchwärzten Gemälden an den niedrigen Wänden gleicht es eher einer friedlichen Tabagie zeitungleſender Bürger als einem revolutionären Klub.

Hier verſammeln ſich jeden Abend nach Schluß der Geſchäfte die Redakteure und Mitarbeiter des „Tribun du peuple“ — des „Ami du peuple“ und anderer jakobiniſcher Organe der Hauptſtadt — die alten Genoſſen des Bergs und die Amneſtierten vom Prairial gemeinſam in dem großen Hinterzimmer, das mit den Büſten Marats und Robespierres geſchmückt iſt, und wo man vor den Spionen der Regierung ſicher iſt.

„Bürger, Ihr ſeht, man hat mich freigelaſſen,

nicht um uns Recht widerfahren zu laſſen, ſondern, weil man uns fürchtet —! Es iſt Zeit, den Dolch des Harmodius zu ſchleifen und die Tyrannen mitten in ihrer Leibgarde anzugreifen!“

Der Mann, der das ſprach, und der ſich durch die vorderen Reihen der Gäſte durchdrängte, um nach dem Rednertiſch zu eilen, iſt Gracchus Babeuf, der Volkstribun, der das Gefängnis verlaſſen hat, in dem er ſeit acht Monaten ſaß.

Bei ſeinem Anblick erheben ſich alle von den Stühlen und Bänken, es entſteht ein betäubendes Händeklatſchen, Beifallrufen, Acclamieren.

Babeuf iſt eine kleine, mager ausſehende Figur, deren Haare unordentlich in die Stirn fallen, deren Kleider nicht ſonderlich elegant ſind, bei der aber zwei Augen von brennender Tiefe jenen faſcinierenden Blick haben — den Blick, der zugleich der eines Genies, eines Verrückten oder eines Träumers ſein kann.

Er ſetzt ſich einen Augenblick wie ermüdet auf einen der niedrigen Strohſeſſel vor dem kleinen Wandtiſche, ſtürzt haſtig ein „petit verre“ hinunter, ſteht aber gleich danach wieder auf und läßt ſeinen

unſteten, nervöſen Blick über die Verſammlung hinſchweifen. —

Eine merkwürdige Verſammlung in der That. — Catilina, der Heerſchau hält über die Gefallenen Roms —

Dieſer große, ſtarke Mann mit dem dichten, ſchwarzen Barte, den gehaltenen, feierlichen Geſten, das iſt Pache, der ehemalige Miniſter des Schreckens — der kleine Blonde, der ſo beweglich iſt und nach der Weiſe pretentiöſer, durch Arbeit überreizter Naturen immer mit den Fingern auf den Tiſch trommelt, das iſt Maréchal, der exaltierte Denker, der ein „Dictionnaire für Atheiſten“ geſchrieben hat, in welchem der berühmte Satz vorkommt: „Mögen die Künſte und Wiſſenſchaften untergehen, wenn nur die wirkliche Gleichheit in der Geſellſchaft hergeſtellt wird!“ — Neben Germain die lange, ruhig-phlegmatiſche Figur Sangrés, der einſt mit Carrier die Loire-Landſchaften „pacifizierte“ — hier der bewegliche, ſtets ſich ſpreizende, phraſenhafte Journaliſt Buonarotti, der ſpätere Geſchichtsſchreiber des Unternehmens, an dem er ſich beteiligte — Und dieſe eigentümliche,

etwas abgeriſſen ausſehende Figur dort an der eiſernen Säule mit dem leicht gelockten Haar, dem blaſſen, ſcharfen Geſicht, das iſt ein veritabler deutſcher Prinz, der Prinz Charles von Heſſen-Rheinfels-Rotenburg, früherer Marſchall des alten Hofes, der dann wütender Jakobiner und republikaniſcher General wurde, der ſuſpendiert in die äußerſte Miſère geriet, bis er ſich Babeuf und den Anarchiſten anſchloß und nun in der neuen Geſellſchaftsordnung ſein Heil hofft — eine geſcheiterte Exiſtenz wie ſo viele hier.

Und die anderen da an den Wänden, vor den kleinen Cafétiſchen — rauchend, ſchwatzend, diskutierend, alle mit der Miene düſterer Verbiſſenheit Babeuf anſehend, deſſen Worte ſie faſcinieren — über ihnen allen ein Hauch von Elend, von moraliſcher und phyſiſcher Zerrüttung, vor allem etwas Fieberhaftes, wie Leute, die ſich von dem ungeheuren Sturm, der ſie geſchüttelt hat, noch nicht erholen können —

Da ſind bankerotte Kaufleute, abgeſetzte Offiziere, ehemalige Pächter, alte Soldaten der republikaniſchen Armeen, verarmte Gelehrte und Künſtler — alles,

was die Revolution ruiniert, zerſetzt und als hilfloſes Wrack an den Strand geworfen hat, ſozialer Kehricht, der zu nichts mehr taugt als eingeknetet zu werden in die Maſſe der neuen Geſellſchaft. —

Das alles ſammelt ſich hier.

Andere wieder, die früheren Tribunen der Demokratie träumen von den Zeiten, wo ſie mit dem Beil und dem Rutenbündel gleich den Liktoren Roms im Lande ſchalteten, wo ihnen die Städte Kontributionen zahlten, und ſie ſich in Gold und Wollüſten berauſchten. Für ſie iſt das die erſehnte Zeit, die ſie wieder heraufführen wollen.

Wenn man die Geſichter, die Bewegungen, die Mienen all dieſer Leute ſtudierte, würde man Zug für Zug erkennen, was ſie erlebt und durchgemacht haben in den letzten fünf Jahren, und was ſie wahrſcheinlich, wenn man es ihnen ruhig erzählte, ſelbſt nicht glauben würden. Denn das war das Merkwürdigſte dieſer merkwürdigen Zeit, daß die menſchliche Natur wie vor einem Spiegel, der ihr eigenes Bild in gräßlicher Verzerrung wiedergab, an ſich ſelbſt irre wurde und ſich nicht mehr erkannte. Die

Revolution hat darin ihre Geheimniſſe, wie der Wald der Wildnis ſie hat, und das Weltmeer, deſſen Tiefen auch kein Menſch kennt. — Sie hat ihre eigenen Menſchen geſchaffen, die mit ihr vergangen ſind, ſpurlos und ohne Andenken. — Sie hat ihre eigene Sprache, ihren eigenen Stil, ihre Kunſt. Sie hat vor allem ihre eigene geheimnisvolle Logik, die bis jetzt noch niemand entziffert hat.

Babeuf redet. Er hält eine Nummer des „Tribun du peuple“ in der Hand, auf die er lebhaft geſtikulierend hinweiſt.

„Ah, ah — nicht ſo viel Worte!“ brummt Roſſignol an ſeinem Tiſche ziemlich laut, „die Plempe von der Seite und dann vorwärts — das iſt das Beſte.“

Maréchal neigt ſich zu ihm mit einem feinen Lächeln:

„Bürger, man muß erſt wiſſen, wohin man geht —“

„Wohin? Nach dem Luxemburg — die fünf Tyrannen, die dort ſitzen, herausholen, ihre Köpfe auf Piken ſtecken — das iſt es, was das Volk thun muß.“

„Ihr ſeid kurz und bündig. Und dann, wer

ſoll dann regieren? Das Volk? — Etwa die Ausſchüſſe wieder? Oder ein Diktator?!“

„Ein Diktator?! — Bedenke, daß Robespierre an dem Werke zu Grunde gegangen iſt!“

Der alte Jakobiner ſpringt empor, man gebietet ihm Schweigen. Babeuf hat eben laut ſeine Stimme erhoben. —

Er ſpricht nicht gut, ſein Organ iſt zu grell, zu ſchrill, verſagt plötzlich, und macht denſelben heftigen, überſtürzten Eindruck wie alles an ihm. Die vornübergebeugte Haltung der blaſſen, mageren Figur, der man die Gefängnisluft noch anmerkt, das Schwächliche in dieſem durch die eigene Exaltation überreizten Organismus macht auf ruhige Beobachter eigentlich keinen ſehr einnehmenden Eindruck. —

Aber in dieſer Verſammlung iſt niemand mehr ruhig. —

Von Zeit zu Zeit ſtößt Babeuf einzelne Sätze, die er beſonders betont, grell wie einen Trompetenruf in ſein Auditorium hinaus, das ihn, Schulter an Schulter ſtehend, ſchweigend anhört.

„In dem Zuſtand, Freunde, worin Frankreich

jetzt iſt, iſt jeder andere Gedanke als der, die Leiden des Volkes abzukürzen, ein Verbrechen.“

„Jeder iſt ſtrafbar den anderen gegenüber, der ſich die Güter der Erde oder der Induſtrie für ſich ſelbſt aneignet.“

„Das Eigentum iſt an ſich die größte Geißel der Geſellſchaft; es iſt das Staatsverbrechen im eigentlichen Sinne.“ —

Er giebt hier die Sätze preis, die er in ſeinen „Rechten des Menſchen“ niedergeſchrieben hat — dunkle, furchtbare Sätze, damals kaum verſtanden von den meiſten, die aber ſpäter gleich Feuerſchlangen über der verſtörten und aufgeregten Geſellſchaft hinrollen ſollten.

Man klatſcht ihm Beifall, ruft Bravo, erhitzt ſich an der Luft dieſes Lokals, an den Ausſtrömungen all dieſer brennenden Köpfe.

Mit zuſammengebiſſenen Zähnen, mit Augen, die von einem mühſam verhaltenen Feuer glühen, fährt Babeuf fort:

„Sie haben mir Geld geboten, wenn ich ſchwiege!

— Sie wollten mir Summen über Summen geben, wenn ich ihre Lügen beſchönigte, die Lügen, die ſie jetzt ins Publikum hinausſenden! — Das Direktorium wird die Revolution ſchließen, behaupten ſie, Frankreich ſei jetzt glücklich im Genuß der eroberten Rechte und des neu geſchützten Eigentums. — Lüge, nichts als Lüge! — Und wenn ſie auch meine Exiſtenz zertreten haben, mich ins Gefängnis, beinahe aufs Schafott gebracht haben, weil ich nicht ſchweigen wollte — ich werde dieſer elenden Regierung, die dem Volke die Früchte der Revolution ſtiehlt, ihre Lügen vor die Füße werfen!“

Er ſchwieg, diesmal wirklich erſchöpft.

Der ganze Grimm des Deklaſſierten war in ſeinen Worten zum Ausbruch gekommen.

Man mußte das Leben bedenken, das dieſer Menſch führte — Eben aus dem Gefängnis gekommen, von der Polizei überwacht, gehetzt, übernachtete er gewöhnlich nicht in ſeiner Wohnung, ſondern im ehemaligen Kloſter de l'Aſſomption, wo ſein Freund Darthé ihm ein Aſyl verſchafft hat. —

„Und Ihr beſinnt Euch noch, anſtatt Euch hier

in Reden zu erhitzen, dieſer Regierung mit einem raſchen Anſturm ein Ende zu machen?!“

Alle wandten ſich um zu dem, der das geſprochen hatte.

Es war André Theurille, der während der letzten Viertelſtunde eingetreten war, und der ruhig mit gekreuzten Armen hinter einer Säule ſtehen geblieben war.

„Ah, ah — Du biſt es, Bürger Theurille —“

„Ich komme vom Stadthaus, wo ſoeben eine heftige Scene zwiſchen Tallien und Lanjuinais ſtattgefunden hat,“ erklärte jener mit einem ironiſchen Lächeln. „Man beſchuldigt ſich wegen der Metzelei vom Vendémiaire. — Alle Welt ſcheut ſich jetzt, die Schuld auf ſich zu nehmen.“

„Um ſo beſſer für uns!“

„Jawohl, um ſo beſſer für uns, wenn wir die Zeit zu benutzen verſtehen. Aber es genügt nicht, die Marſeillaiſe zu ſingen und rote Kokarden zu tragen.“

„Bürger Theurille,“ rief Maréchal feierlich, die Hand vorſtreckend, „vergiß nicht, daß es beſſer iſt, die Saat wachſen zu laſſen, bis ſie reif iſt zum Ver-

derben, als durch vorzeitigen Eifer alles zu zerstören. — Du weißt ebenso wie wir, daß das Direktorium gegenwärtig 18—20 000 Mann Truppen in der Umgebung der Stadt zusammengezogen hat —"

„Von denen viele unser sind," ergänzte Pache.

„Besonders in der Polizeilegion —"

„Und im Lager von Vincennes —"

„Aber es fehlen uns noch Verbindungen unter den höheren Offizieren," sprach Babeuf. „Wir müssen in der Kommandantur jemand haben, auf den wir zählen können. — Bürger Theurille, Du hast hoffentlich die Unterhandlungen mit dem General Bonaparte nicht abgebrochen?"

Aller Augen wandten sich auf Andréa.

Alle kannten die Beziehungen, in denen er zu dem General gestanden hatte. —

Jeder wußte, daß Bonaparte am 13. Vendémiaire durch seine Depesche an Theurille die Verhaftung der versammelten Jakobiner verhindert hatte, und jeder hatte seine Schlüsse daraus gezogen.

„Wenn wir auf den zählen könnten —!" murmelt Maréchal vor sich hin.

„Ich traue ihm nicht!“ ſpricht Roſſignol leiſe zu dem Italiener, indem er auf Theurille zeigt, „er hat die Manieren eines Ariſtokraten. Te, te — das iſt alles dasſelbe, ſiehſt Du — Wappen oder Robe, wer das im Blute hat, wird es nicht wieder los.“

Inzwiſchen wiederholt Babeuf ſeine Frage an Theurille.

„Bürger Theurille, Du glaubſt, daß wir auf den General Bonaparte rechnen dürfen?“

Theurille hebt ſein Auge, das unruhig, eine Beute finſterer Aufregung, den Boden geſucht hatte.

Er weiß, daß ſeine Antwort von entſcheidender Bedeutung ſein wird.

„Ich halte es für ſicher, daß Bonaparte ſich uns anſchließt,“ ſpricht er mit Anſtrengung. „Ich habe von ihm zuverläſſige Zuſagen erhalten — Sobald er es wagen kann, wird er offen für uns eintreten.“

Er weiß ganz genau, daß das nicht wahr, zum mindeſten, daß es ſehr zweifelhaft iſt. Er kennt auch die abſchlägige Antwort, die Héloiſe erhalten hat.

Aber er will die anderen fortreißen — er will ihrer Unthätigkeit und Schlaffheit ein Ende machen —

er ſieht, daß in dieſen Leuten nicht mehr der Feuergeiſt lebt, wie in den Tagen Dantons und Desmoulins, daß ſie ängſtlich nach oben und unten ſchielen — und dem ſoll ein Ende gemacht werden um jeden Preis. Zudem glaubt er nicht recht, daß Bonaparte die Partei, der er früher angehört hat, wirklich verlaſſen will — daß er mit den Thermidorianern oder den Royaliſten, die er am Vendémiaire geſchlagen, gemeinſame Sache machen wird.

Babeufs und Maréchals Mienen hatten ſich aufgehellt.

„Wenn dem ſo iſt,“ begann der erſtere wieder, „können wir unſere Streitkräfte bereits meſſen. Ein Führer wie Bonaparte fehlt uns allerdings —“

„Doch nicht ein Diktator?“ wirft Pache mit finſterer Miene ein.

„Hört! Hört — ein Diktator —“

„Dreitauſend Anhänger zählt die Verſchwörung bereits in der Provinz —“

„Auf vierhundert Mann unter der Polizeilegion können wir zählen, wenn wir einen Handſtreich gegen

den Luxemburg machen wollen!“ rief der unternehmende Roſſignol.

„Mein Lieber,“ belehrt ihn Maréchal in langſam überlegenem Tone, „man macht keine Revolutionen mehr, indem man ein paar Bureaus und Sitzungsſäle ſtürmt — Als Cäſar ermordet wurde, verloren die Verſchworenen doch ihr Spiel, weil ſie keine neue Verfaſſung bei der Hand hatten —“

„Eine neue Verfaſſung —“

„Jawohl, eine neue Verfaſſung,“ rief Maréchal, ſich aufrichtend, mit blitzenden Augen, „die letzte, die einzig wahre der Revolution — die, die den Elenden und Enterbten ihr Recht giebt, die der infamen Fraktion der Reichen, welche ſeit Jahren das Volk plündert und tyranniſiert, ein Ende macht —“

Und mit fieberhaften Geſten, in haſtigen, ſich überſtürzenden Sätzen entwickelte der alte Anhänger Babeufs das Programm der „Égaux“ — jene ſeltſame Phantaſie einer Staatsform, in der ſich blinder Egoismus, klarſehender Wille, praktiſche Einſicht und bizarre Abſonderlichkeiten miſchten zu einem ungeheuerlichen Ragout, wie es eben nur damals auf-

kommen konnte. — Alles Privateigentum innerhalb der Gesellschaft sollte aufhören, das ganze Land sollte in bestimmte Zonen geteilt werden, die, nur mit bestimmten Kulturen bepflanzt, jedem Staatsbürger eine ausreichende Existenz sicherten. Die Kinder werden vom Staat erzogen; der Unterricht hört auf, eine künstliche Überbildung großzuzüchten und beschäftigt sich mehr mit der praktischen und körperlichen Ausbildung. — Jeder Luxus, jeder Reichtum ist streng verpönt; auch äußerlich tragen alle eine gemeinsame Kleidung; die Pflege der Künste und Wissenschaften gilt, wenn auch nicht als schädlich, doch als überflüssig. Die Armee, zu der jeder Bürger gehört, wird einberufen und wieder aufgelöst; jede stehende Truppe ist verboten. Alle metallischen Werte und alles Papiergeld wird abgeschafft, Frankreich von der Not seiner Assignatenplage für immer erlöst.

Das war das Programm Babeufs — eine Utopie, riesenhaft und schrecklich, in jenem märchenhaften Glanze schimmernd wie das Eiland Thomas Morus', wie die Phantasien Morellys und St. Pierres — aber gleich einer letzten Rettung auftauchend in jenen

Tagen, wo nichts mehr feſtſtand, wo alles, was da war, Staat, Geſellſchaft, Regierung eigentlich nur auf Proviſorium beſtand, wo man das Gefühl, daß etwas dauernd ſein könne, immer mehr verlor.

Dieſe Schrift wird einſt wie ein Mene Tekel an den Wänden des Luxemburg erſcheinen, wenn — ja, wenn die Verſchworenen erſt da ſind.

Das iſt der Gedanke, den Roſſignol, den Kopf herüberneigend, leiſe zu André Theurille ausſpricht, der ſchweigend, die Fäuſte auf den Tiſchrand gepreßt, Maréchal zuhört.

„Schwätzer! — Leute, die lieber zehn Pfund Tinte vergießen als einen Tropfen Blut!“ ſpricht der wilde Terroriſt mit einem geringſchätzigen Lachen, „und Ihr wißt, ob das ohne Blut abgehen wird, Bürger Theurille —“

Dieſer nickt.

Sein Blick, der ringsum im Kreiſe die Miene jedes einzelnen durchforſcht, verrät Enttäuſchung.

Er hat die Partei, die ſich jetzt mit der Freilaſſung Babeufs wieder zu ſammeln beginnt,

doch ganz anders gefunden, als er ſich gedacht hat.

„Hier ſind Geſichter, die man zur Zeit Lebas' und Saint-Juſts nicht ſah," ſpricht er mit verſchränkten Armen leiſe zu ſeinem Nachbar.

„Glaubt Ihr, daß ſolche Köpfe wieder nachwachſen?"

„Nein, das nicht — aber aus ihrem Blut konnte wie aus den Zähnen des Cadmus die Drachenſaat erſtehen, die den Verrätern vom Thermidor ein Ende macht."

„Thermidor, Thermidor!" murmelt der alte Parteigänger düſter vor ſich hin, indem er mit einer fanatiſchen Geſte den Arm vorſtreckt. „Ah, wenn es eine Rache dafür gäbe —!"

Inzwiſchen iſt Theurille vor den Tiſch Babeufs getreten.

„Bürger Tribun —" dies iſt die offizielle Anrede unter ſeinen Anhängern, die Gracchus Babeuf von ſeinem Organ, dem „Tribun de peuple" erhalten hat — „Du verpflichteſt Dich alſo, wenn die

Stunde gekommen iſt, das Volk zum Angriff auf die Tyrannen des Luxemburg zu führen?“

Babeufs Auge weicht dem jungen Mann aus. Es iſt etwas in Theurilles Art, in ſeiner kurzen, kühnen Manier zu ſprechen, in ſeiner heftigen und brüsken Weiſe, die noch die Luft des Feldlagers an ſich trägt, was der hauptſtädtiſche Journaliſt fürchtet — Der Mann der Bücher hat immer dieſen Blick vor dem Manne der That.

„Wenn die Stunde gekommen iſt, ja,“ antwortet er nach einer Pauſe.

„Du wirſt die Verräter nicht ſchonen, und die Lauen und Nachläſſigen, die etwa unter uns ſind, rückſichtslos beſtrafen?“ fährt Theurille bedeutſam fort.

Sein Auge läuft im Kreiſe umher, wo das Geſpräch aufgehört hat, und man ihn betroffen über dieſe eigentümliche Interpellation anſieht.

Er weiß ganz gut, wie viele von ihnen Unterſtützung vom Direktorium empfangen, wie viele mit der Regierung paktieren und ſich in dem Wahne wiegen, daß Barras und ſeine Kollegen freiwillig in

die ungeheure ſoziale Umgeſtaltung willigen werden, die Babeufs Programm verlangt.

Babeuf hat die Arme über die Bruſt gekreuzt.

„Ich werde handeln, wenn ich den Moment für gekommen erachte. Bedenke, daß Gaius Gracchus zu Grunde ging, weil er den Moment nicht abwarten konnte, um den Tod ſeines Bruders zu rächen —“

„Wir können jetzt nicht losbrechen,“ ruft Maréchal, „die Pariſer haben noch genug vom Vendémiaire —“

„Auch müſſen die Zuzüge aus der Provinz erſt eintreffen —“

„Und wenn wir die Fuſion mit den Demokraten im Rat der Fünfhundert fertig bringen —“

„Paris hungert noch lange nicht genug,“ bemerkt Pache mit ſeinem cyniſchen Lachen, „laßt erſt die Rationen auf 1/8 oder 1/16 Pfund ſinken — laßt die Leute umſinken auf der Straße, wie es im Mai war — dann fallen ſie uns alle von ſelbſt zu, ſowie wir im Stadthaus die ſchwarze Fahne aufziehen.“

Babeuf legt einen Augenblick wohlwollend ſeine Hand auf Theurilles Schulter.

„Du ſiehſt, Du biſt überſtimmt, Bürger! Warte

noch etwas — wir werden Deine Ungeduld nachher brauchen, wenn es heißt, auf die Straße gehen und das Pflaster aufreißen.“

Der junge Mann hat einen Moment finster den Kopf gesenkt. —

Es ist ihm, als könnte er, wenn er sich hier umsieht, einen Argwohn, eine unbestimmte Befürchtung nicht unterdrücken.

„Gut — aber dann verlange ich, daß wir den entscheidenden Schritt thun — daß wir uns lossagen von allen Verbindungen mit falschen Freunden und unzuverlässigen Anhängern —“

„Was meinst Du damit?“ fragt Babeuf unsicher.

„Wir wollen offen hervortreten — das Volk über unsere Pläne aufklären. — Mit einer Proklamation an die Mauern von Paris soll die Verschwörung den Schleier abwerfen —“

Und er zeigte auf eine der Rollen, die er mitgebracht und bei seinem Eintritt auf den Tisch neben sich gelegt hatte.

In großer blutroter Schrift war da zu lesen:

„Die Wahrheit, dem Volke gesagt von den Patrioten von 89".

Dann folgte eine Aufstellung des Programms der „Égaux", Anklagen gegen die Reichen, Vorschläge, wie dem wachsenden Hunger und der Misère zu steuern sei.

Babeuf und Maréchal sahen sich an.

Das war die Kriegserklärung gegen das Direktorium, die Ankündigung einer neuen Emeute.

Theurille riß alle radikalen Elemente in der Versammlung mit sich fort.

„Bravo! Laßt uns den Fettwänsten von der Chaussee d'Antin zeigen, was sie von uns zu erwarten haben!" rief der cynische Sangré, „die Laternen von Paris haben lange genug gefeiert —!"

„Die Manen Maximilian Robespierres müssen ein Totenopfer haben, wie er es verdient," sprach Buonarotti pathetisch.

Es entstand eine Bewegung — Im Hintergrund stimmte jemand das Lied an, das alle kannten, die Hymne an die Freiheit, die Drohung der Rache an den neuen Tyrannen, die das Erbe der Revolution

an ſich reißen wollten. Es klang wie eine neue Marſeillaiſe durch den Raum.

Soyez en sûr, le peuple est las,
La faim l'agite et le réveille —
Il veut du pain, non des débats
Ventre affamé n'a point d'oreille.
N'est-ce pas assez gouverner?
Plus longtemps vous serait funeste
Capet aussi voulut régner,
Comme vous — vous savez le reste!

Sie ſangen es alle mit — in dieſen Geſichtern, die vom Fieber des Elends, des Racheverlangens glühten, ließ die Überreizung der Nacht, der wild durcheinanderflutenden Reden neue Hoffnungen aufflammen. Man hatte es ſatt, ſich von den Reichen die beſten Biſſen wegſchnappen zu laſſen und Schurken wie Barras und Tallien Vermögen aufhäufen zu ſehen, während die beſten Köpfe der Revolution im Elend geſtorben waren — die lange geplante Verteilung der Güter ſollte, wenn die bisher unterdrückte Verfaſſung von 93 erſt eingeführt wäre, endlich ſtattfinden.

Als man auseinanderging, ſchlug Theurille das Plakat mit der blutroten Überſchrift überall an die Mauern und Ecken der menſchenleeren Boulevards.

Die Regierung ſollte wiſſen, woran ſie war.

Die Feigen und Säumigen unter den Verſchworenen ſollten jetzt den Schritt, der einmal geſchehen war, nicht mehr rückgängig machen können.

Im Morgengrauen ſahen die Pariſer überall, ſogar an den Mauern des Luxemburg, das drohende Manifeſt der Kommuniſten, die Ankündigung, daß das Volk müde ſei zu hungern und ſich das Brot bei denen holen werde, die es verpraßten.

Zwei Stunden ſpäter beſchäftigten ſich die Gendarmen damit, das Plakat überall, wo ſie es ſahen, herabzureißen.

Aber bis dahin hatten es ſchon Tauſende geleſen.

Noch an demſelben Tage gab Barras im Einverſtändnis mit ſeinen Kollegen den Befehl, daß das 21. Dragonerregiment, ſowie das Regiment Huſaren, das in Rueil lag, in die Stadt gezogen würden und im Lager von Grenelle Quartier bezögen.

Er fing an, den Leuten „da unten“ doch nicht ſo ganz zu trauen.

Sechſtes Kapitel.

Die Republik amüſiert ſich.

Paris iſt ſehr luſtig in der That in dieſem Winter. Es iſt, als ſollte die ſteigende Verzweiflung des Hungers, der Armen, die kein Brot haben, der Beamten, die keine Gehälter bekommen, der Landleute und Rentner, die der Staat um ihre Zinſen betrügt, erſtickt werden unter einer Decke von Blumen, von ſchimmernden Juwelen auf purpurnen Gewändern, vom Dufte der Parfüms und vom ſchmetternden Lärm der Ballmuſik —

Dreihundert öffentliche Bälle in Paris jeden Abend! Spiel und Weiber und funkelndes Gold im Palais Royal, im Pavillon Hannovre, in Paphos, in Idalie, im Elyſée, im Bironſchen Garten — jeden Abend der Lärm feenhafter Bacchanalien in Sälen,

wo Kryſtall und Spiegelwände ſchimmern, Marmorgruppen aus dunklem Gebüſch auftauchen, und Tauſende von bunten Glasglocken eine märchenhafte Beleuchtung geben. Und das alles von Menſchen, die, wenn ſie nach Haus kommen und ſich die bunten Lappen abreißen, in denen ſie ſich amüſieren, kein Brot haben, um ſatt zu eſſen, kein Feuer, um ihren Ofen zu heizen und oft kein Bett, um zu ſchlafen —

Es iſt das Paris in der Agonie der Revolution. Wenn jetzt die Erlöſung noch kommt, mag ſie bald kommen. —

„Vier Menſchen hat man geſtern auf dem Place de la Nation aufgeleſen, die vor Hunger umgefallen waren. An den Bäckerläden, wo man ſchon um Mitternacht anfängt ſich aufzuſtellen, findet täglich in den Morgenſtunden ein Kampf ſtatt, der an die Zuſtände wilder Kannibalen erinnert und nicht an die einer civiliſierten Hauptſtadt," ſchrieb Babeuf in ſeinem Journal.

„Die Republik befeſtigt ſich immer mehr in den Gemütern. Möge es ihre eifrigſte Sorge ſein, den Triumphen über die äußeren Feinde auch ſolche

über die inneren zuzugesellen!“ flötete Lakanel, der Anhänger Barras', im „Moniteur“.

Man sieht, das war ein Text mit verschiedener Melodie.

Es giebt noch viel zu lachen in diesem hungernden Paris, in dieser Gesellschaft, die stirbt, das ist wahr — Die Pariser amüsieren sich über Perier, der in seiner Begeisterung für die Griechen-Nachahmung so weit geht, daß er in Kothurn und langem, weißem Mantel umhergeht, das Haupt und die Arme unbedeckt, ganz wie ein Zeitgenosse des Themistokles — bei sechs bis acht Grad Kälte!

Sie amüsieren sich über das Direktorium, von dessen Mitgliedern schon tausend Karikaturen und Dutzende von Anekdoten cirkulieren. Sie haben zwar nun eine neue Regierung, und sie wissen noch nicht, wie sie mit ihr daran sind, aber das Neue zerstreut immer, und sie sind gespannt, wie die Leute da oben sich aus der Affaire ziehen werden. Denn ein Vergnügen ist es jetzt nicht mehr, in Frankreich zu regieren, das ist in den letzten fünf Jahren allmählich klar geworden.

Paris hat gelacht über die Art und Weiſe, wie die neue Regierung ſich inſtalliert hat. Es war am Morgen des 4. November, als das Direktorium ſich zum erſten Mal im Luxemburg verſammelte. Ein großer nackter Saal, ein ſchlechter Schreibtiſch, ein paar Stühle, keine Vorhänge — alles war hier geplündert oder verſiegelt, ſeit der Graf von Provence 91 dies ſein Palais verlaſſen hatte. Man wollte heizen und konnte nur mit Mühe von dem Concierge ein paar Scheite Holz für den großen Kamin erhalten. Dann unterhandelte man mit einigen Bedienten für die neuen Regenten — aber dieſe Bürger zeigten ſich keineswegs ſehr eifrig; ſie hatten Sorge, daß man ſie auch bezahle. Eine neue Regierung —! Mein Gott, das ſagte nicht viel — Es gab ſo viele in Frankreich ſeit ein paar Jahren.

Barras lachte über alle Epigramme der Pariſer, über alle Bosheiten der Journale. Er lachte über die Preßtrabanten der Jakobiner, die ihn bereits in geſchmackvoller Weiſe mit Nero, Phalaris und Heliogabal verglichen.

Als er aber eines Morgens eine Nummer des

„Tribun du peuple“ erhielt, in der folgender Satz ſtand: „Seit kurzer Zeit befindet ſich Frankreich in den Händen einer Minderheit von Oligarchen, die den Wucher, die Erpreſſung und die allgemeine Hungersnot in ihr Programm aufgenommen hat, und die die Beute, die ſie dem unglücklichen Volk abnehmen, mit dem Auslande teilen —“ da lachte er nicht mehr.

Der Satz traf ihn an der verwundbarſten Stelle. Unterzeichnet war der Artikel: „André Theurille“. Barras ſah ein, daß es an der Zeit war, etwas gegen die Anhänger Babeufs zu thun.

Er beriet ſich darüber mit ſeinen Kollegen, das heißt in erſter Linie mit Carnot, mit dem er eine gewiſſe politiſche Vergangenheit gemeinſam hatte, und der neben ihm am meiſten galt in der Öffentlichkeit. Die anderen drei, Letourneur, Rewbell und Reveillère-Lépeaux, kamen weniger in Betracht.

Carnot zuckte die Achſeln, als Barras ihm ſeine Mitteilung machte.

„Sprechen Sie mit dem General Bonaparte!“ ſprach er, „das geht ihn an.“

Barras' feines Ohr hörte einen eigentümlichen Tonfall in dieſer Antwort heraus.

„Sie meinen in ſeiner Eigenſchaft als Kommandant der Stadt?“ fragte er, jenen anſehend.

„Ich wiederhole, das geht ihn an,“ bemerkte Carnot zweideutig, „in mehr als einer Hinſicht.“

Barras' Auge blitzte auf. Er hatte die Scene mit Héloiſe von Savigny bei dem Frühſtück in Noiſy-le-Roi nicht vergeſſen.

Die beiden Direktoren beſchloſſen, Bonaparte unverzüglich zu einer Beratung heranzuziehen.

Eine Stunde ſpäter betrat der General das kleine Conſeilzimmer des Luxemburg.

Es war dies der ehemalige Bibliotheksſaal des Palais, in Gold und Dunkelrot gehalten, an der Wand mit etlichen Büſten griechiſcher Weiſen geſchmückt, die offenbar die Beratungen des Direktoriums inſpirieren ſollten, die aber Barras in ſeiner ungenierten Weiſe bereits mehr als ein Gähnen entlockt hatten.

Bonaparte begegnete den ſcharfen, prüfenden

Blicken der beiden Regenten — Es waren nur Carnot und Barras anwesend.

„Kennen Sie dies, General?“ fragte ihn Barras, indem er ihm das Zeitungsblatt übergab.

„Es scheint uns an der Zeit, mit diesen Leuten ein Wort zu reden,“ bemerkte Carnot, aus seiner nachlässig-zerstreuten Haltung herausgehend, die er wie gewöhnlich inne hatte.

„Hm — Bürger Direktoren — das ist Ihre Sache —“ Bonaparte legte das Blatt weg.

Die beiden sahen sich an. Ihr Argwohn schien bestätigt.

„Im Gegenteil,“ erwiderte Barras nachdrücklich, „Sie als Kommandant der Stadt —“

Bonaparte machte eine unbestimmte Geste. Sein Auge blieb auf den Boden geheftet.

„Sie wissen, daß ich die Leute, die Sie Anarchisten zu nennen belieben, schon längere Zeit habe überwachen lassen,“ sprach er zu Barras, „wie man mir sagt, sind die Versammlungen in den Bains-Chinois seltener geworden —“

„Dafür ist das Unwesen im Pantheonklub um

ſo ärger. Seit Babeuf hier die erſte Rolle ſpielt, legen ſich die jakobiniſchen Journale keinen Zügel mehr auf. In dieſem ehemaligen Refektorium von St. Geneviève haben die ärgſten Banditen von Paris ihr Aſyl.“

„Es iſt der frühere Keller Marats,“ bemerkt Carnot verächtlich. „Das iſt der Genius loci — die Phantome der Mörderbanden von 93!“

Bonaparte ſah ihn mit ſeiner feinen Ironie an. „Ihr kennt ſie, dieſe Phantome von 93, Bürger?“

Carnot zuckte leicht zuſammen. Er war nie gern an die Zeit erinnert, wo er mit Robespierre zuſammen — oder wenigſtens nach deſſen Anleitungen gearbeitet.

„Im Pantheonklub werden die unglaublichſten kommuniſtiſchen Anſichten vorgetragen, die die Bevölkerung von Paris täglich mehr und mehr vergiften.“

Bonapartes tiefer Blick heftet ſich auf Barras. „Kommuniſtiſche Anſichten —! Ich glaube, Bürger, daß weder Sie noch ich in dieſer Stunde darüber kompetent ſind,“ ſpricht er. „Und dann —“

Barras ſchneidet ihm mit einer zugleich eleganten und nachläſſigen Handbewegung das Wort ab.

„Ah bah — laissons ça,“ erwidert er. „Es handelt ſich nicht um die Theorien dieſer politiſchen Stubenhocker — Wir haben beſchloſſen, den Pantheonklub bei dem nächſten Vorwand, der ſich bietet, aufzuheben, um mit dieſem ganzen Geſindel ein für allemal aufzuräumen. Und mit der Ausführung dieſer Maßregel ſollen Sie beauftragt werden, General.“

„Ich?!“

Es war mehr Erſtaunen, Betroffenheit, was ſich in Bonapartes Geſicht malte, als Beſtürzung.

Einen Moment ſah er, die Lippen aufeinanderbeißend, wortlos zum Fenſter hinaus.

„Ich dachte, General, eine ſo ausgezeichnete Gelegenheit, ſich verdient zu machen —“ beginnt Barras lauernd.

Der junge Korſe ſieht ihn an.

Er weiß ganz gut, daß ſie ihn zwingen wollen, offen mit den Jakobinern und Terroriſten zu brechen, daß, wenn er ſich jetzt weigert zu gehorchen, ihm ſelbſt Gefahr droht.

Vollzieht er dagegen den Befehl, ſo hat er die Rache ſeiner ehemaligen Parteigenoſſen nicht weniger zu fürchten.

Und dann die wirkliche Trennung von dieſen Leuten — Was war's, das ihn davor zurückhielt? Wirklich nur die Jugenderinnerungen, das Bewußtſein, daß er einſt mit Auguſtin Robespierre ſchwärmeriſch-blutdürſtige Briefe geſchrieben?

Oder ein Gefühl, daß, wenn es ſich hier um Recht und Unrecht handelt, das Recht bei Barras ſicher nicht zu finden war?!

Wie dem auch ſei, er wendet ſich um — ein kurzer Blick ſagt den beiden Direktoren, daß er entſchieden hat.

„Ich werde den Klub auflöſen," ſpricht er, „und die nötigen Befehle an die Kommandeure der 17. Militärdiviſion geben — nur —" fügt er mit einem bitteren Lächeln hinzu — „ſorgen Sie dafür, daß dieſelbe nicht allein bleibt in Paris, — wenn Sie Babeuf auch im Augenblicke den Mund verbieten, Sie können das Volk nicht hindern, daß es glaubt, was er ſagt."

Und mit einem kurzen Gruße verläßt er den Saal.

Barras und Carnot ſehen ſich an.

„Ah, ah, ich wußte wohl, daß etwas dahinterſteckte — die Sprache dieſes Geſindels war zuverſichtlich!“

Barras reicht ſeinem Kollegen ſchweigend ein weißes Stück Papier, dem nur noch die Unterſchrift fehlt.

Es iſt ein Verhaftsbefehl gegen Bonaparte.

Wenn er ſich jetzt geweigert hätte, den Klub Babeufs aufzulöſen, hätte er ihn verhaften laſſen, trotz ſeiner Verdienſte, trotz Vendémiaire, trotz ſeiner Protektion.

Carnot zuckte die Achſeln.

„Sie haben recht,“ ſprach er, „eine Stütze, die uns gefährlich werden könnte, muß man ſelbſt abbrechen. Und dann dieſe Anarchiſten — der Royalismus iſt nichts in dieſem Moment — aber da, da liegt die Gefahr —“

„Ah bah, kommen Sie mir heute nicht weiter mit Sorgen und Geſchäften,“ entgegnet ſein leichtſinniger Kollege aufſtehend, „Sie wiſſen doch, daß ich heute mein Souper gebe in Tivoli, mit Tallien und mit Mlle. Lange! Ich lade Sie nicht ein, lieber

Freund, weil ich weiß, daß Sie für dergleichen nicht ſchwärmen.“

„Nein, in der That,“ entgegnet Carnot trocken, „ich finde, daß es der Republik nicht anſteht, auf den Gräbern Brutus' und Caſſius' die Orgien Caligulas zu erneuern.“

Mit dieſen Worten erhebt er ſich und geht.

Barras läßt ihn achſelzuckend gehen. Er weiß, was er von der Tugendſtrenge dieſes moraliſchen Sonderlings zu halten hat, der in ſeiner Jugend ſentimentale Gedichte an Ophelia und Roſalinde gemacht hat, gerade wie Robespierre, und der nachher der Logik ſeines Syſtems zuliebe kaltblütig Tauſende auf die Guillotine ſchickte — gerade wie Robespierre.

Barras und das Direktorium fühlen ſich indes in dieſen Tagen der öffentlichen Meinung zu ſicher, um nicht zunächſt über alle Warnungsrufe hinwegzuhören. Soeben iſt der Friede mit Preußen unterzeichnet, und dieſe Maßregel hat die neue Regierung zunächſt populär gemacht, denn die Franzoſen ſind froh, wenigſtens einen Teil dieſes entſetzlichen Krieges

los zu ſein, der ſie langſam, aber ſicher zu Grunde richtet.

Mag immerhin die Aſſignatenflut ins Unglaubliche anſchwellen, mag die Börſe in eine Panik verfallen, weil man von der Erfindung eines neuen Papierſtoffes für die Fabrikation der Aſſignaten ſprach, und man ſchon längſt wußte, wie die Regierung ohne Maß und Ziel „Geld“ fabrizierte — von Barras kann das Direktorium wieder lernen, wie man ſich amüſiert.

Mag immerhin Babeuf mit der Rache der Ausgeplünderten, mit der immer zahlreicher werdenden Kaſte derjenigen drohen, die von der Hand in den Mund leben, und deren einzige Heimat das Pflaſter der Hauptſtadt iſt — einſtweilen will ſich Barras amüſieren.

Für die Anarchiſten ſoll ja Bonaparte ſorgen. Von deſſen Brauchbarkeit in ſolchen Sachen iſt er überzeugt — Er hält ſeinen „petit général“ zwar für einen ganz geſchickten Militär, aber daß er jemals beſondere und ſelbſtändige politiſche Ideen hat — pah, undenkbar. —

Deshalb iſt der allmächtige Direktor bei dem intimen Souper, das er heute einem kleinen, auserleſenen Kreiſe von Freunden giebt, in ganz beſonderer Laune.

Es iſt im Tivoli, natürlich nicht in den großen Sälen des bekannten Vergnügungsetabliſſements, ſondern in den geſonderten Kabinetts, die der Bürger Desrivières, der das Etabliſſement hält, für die jeunesse dorée und für die Koryphäen der Galanterie immer bereit hat. Méot, der Hof-Cuiſinier des Direktoriums, hat das Menü geliefert, und man kann daher überzeugt ſein, daß etwas ganz Vorzügliches geliefert wird. In dem kleinen Saale, deſſen Wände mit dunkelgrünem Marmor bekleidet ſind, deſſen Bronzekaryatiden in dem matten Lichte der etruskiſchen Kandelaber ſchimmern, ſind ſchon faſt alle Teilnehmer des Soupers verſammelt, nur Tallien und ſeine Frau fehlen noch.

„Wiſſen Sie, was Barras heute eigentlich feiert?“ fragt Grégoire, der, in einer Fenſterniſche ſtehend, die übrige Geſellſchaft beobachtet, den ehe-

maligen Minister Merlin von Douai mit einem etwas boshaften Lächeln.

„Nun?“

„Den Vendémiaire, lieber Freund — nichts anderes! Und vielleicht will er seinen Ärger hinunterspülen, daß man die Pariser nicht härter gestraft hat —“

„Pardi — man hätte es thun können —!“

„Bonaparte soll ihn gebeten haben, die Exekutionen auf das allernotwendigste zu beschränken —“

„Ah, ah, das ist ein Jakobiner, dem ich nicht traue, dieser Bonaparte! Haben Sie bemerkt, daß man nie recht mit ihm ins Gespräch kommt — daß er einen ruhig erst drei bis vier Sätze sprechen läßt und einem dann ins Gesicht sieht, als ob er einem abläse, was man nun noch sagen könne?“

„Mein Gott, was wollen Sie,“ spricht der geistreiche André Dumont in nachlässig spöttischem Tone, „das ist der Geruch seines Landes. — Dieser Bonaparte ist von Korsika — Das ist alles wie die Halbwilden da unten —“

„Da ist Tallien!“

In der That empfängt Barras im Vorzimmer seinen ehemaligen Kollegen und seine schöne Freundin.

„Wissen Sie, lieber Freund, daß Sie sich einen eigentümlichen Platz für Ihre intimen Cirkel aussuchen —“ flüstert ihm Madame Tallien zu, als sie eingetreten ist. „Ich hörte im Vorbeifahren Tanzen da drüben — Eine unendliche Reihe von Wagen steht da —“

Barras lächelt nicht ohne Malice.

„Da sehen Sie, daß wir in einer wahrhaft demokratischen Zeit leben! Selbst die Göttinnen können die Stätten nicht mehr verschmähen, wo gewöhnliche Sterbliche sich amüsieren — Und uns beschuldigen die Anarchisten, daß wir uns über das Volk erheben!“

Aspasia lacht.

„Sie sind zu bedauern. — Wenn Sie nicht einmal als ein Märtyrer Ihres Berufs zu Grunde gehen —!“

„Sie meinen meines Berufs als Regent —?“

„Sagen Sie das Wort nicht — Sie wissen doch, woran der Regent zu Grunde gegangen ist —“

„Ich wundere mich nicht, daß Sie es wissen!“

Madame Tallien wirft ihm einen Blick zu — Und in den Saal tretend, den leichten Überwurf abnehmend, bietet ſie in ihrem heutigen Koſtüm etwas, was den Gäſten Barras' einen Ausruf der Bewunderung entlockt.

„Ah, ah — Das iſt in der That etwas Neues —"

Um ihre weißen Schultern, die ſie ſonſt bloß trägt, ſchlingt ſich heute ein wunderbarer leuchtend dunkelroter Stoff, den eine Kamee an der Bruſt zuſammenhält, ein Gewebe ſo fein, ſo zart und ſo durchſichtig, daß die weiße Büſte, die darunter ſchimmert, in einem ganz neuen Lichte erſcheint — daß die ganze Figur den Eindruck macht wie eine der Göttinnen van Dyks — ätheriſche Bläſſe der Müdigkeit und des Todes neben dem leuchtenden Purpur des Lebens.

Die wenigen Frauen, die anweſend ſind, ſehen mit Neid dieſen wunderbaren Stoff — Ein allgemeines Fragen, Ausrufen und Bewundern entſteht um die gefeierte Frau.

Man ſieht, das wird die Neuigkeit des Tages werden; Kaſchmir nennt Valèze dies orientaliſche

Gewebe, das zum ersten Male in Paris heute die Schultern der Tallien umhüllt, und das er ihr aus Bengalen verschafft hat.

Es ist das die Erfüllung des Versprechens, das er ihr vor dem Vendémiaire gegeben hat, und das er nach dem Vendémiaire um so nötiger hat zu erfüllen — denn seine ganze Stellung hing nunmehr von der Gnade Perikles' und Aspasias ab.

Der Kaschmir — das ist seine Verzeihung für den Vendémiaire. Die Geschichte dieses Stoffes ist ebenfalls etwas orientalisch.

Valèze hat seinem Geschäftsträger in Pondichery in Bengalen geschrieben, ihm dies Gewebe zu verschaffen, von dem man in Bengalen selbst wie von einer Seltenheit spräche, und das in den Alpenthälern des Himalaya hergestellt würde. Die Rani von Taschmend in einem der entlegensten Seitenthäler des Indus war im Besitze des kostbaren Stoffs, der in ihrem Bezirk hauptsächlich hergestellt wurde. Man bot dieser Fürstin Summen über Summen um Überlassung derselben, aber vergeblich — die indischen Priesterdynastien knüpfen oft

Vorurteile von unzerreißbarer Macht an dieſe zarten Gewebe. Der Franzoſe in Pondichery mußte alſo auf andere Mittel ſinnen, um zu ſeinem Ziele zu kommen. Er wußte, daß der Vezier von Audh am Fuße des Himalaya die Abſicht hatte, ſich gegen ſeinen Herrn, den Sultan von Lukhno, zu empören, und er verſprach ihm ſeine und ſeiner Regierung Unterſtützung, wenn er ihm den Stoff verſchaffe und die Rani von Taſchmend beſiege. Der Vezier ging den Handel ein. — Eine erſte Expedition gegen die Bergfeſtungen der Radſchputenfürſtin mißglückte. Der Machthaber ſelbſt mußte mit ſeiner ganzen Macht gegen die Rani ausrücken. 5000 Menſchen, faſt die Hälfte ſeiner ganzen Armee, ſtarben in den Sümpfen des Terai, jenes fieberſchwangeren Sumpfſtrichs, der ſich am Fuße der Berge hinzieht. Der Vezier ſetzte ſeinen Willen durch; man bemächtigte ſich durch eine Kriegsliſt der Fürſtin, verbrannte ihre Schlöſſer und führte ihre erbeuteten Schätze, darunter die Kaſchmirſhawls, nach Bengalen.

Das iſt die Geſchichte des Shawls, den Madame Tallien heute trägt, und der ihr die Bewunderung

von ganz Paris verſchaffen wird. Wieviel Blut und Thränen und Elend daran hängt, daran kann ſie nicht denken — Und daran darf eine Frau, die ſchön ſein will, auch nicht denken.

„Das iſt wunderbar —! dieſer Glanz, den das Gewebe hat — Wie das unter dem Lichte ſchimmert —!“

„Sie wiſſen vielleicht, meine Damen, daß die Indier dieſe Gewebe Abendröte nennen — wegen des dunklen Purpurs, der ſeine Hauptfarbe bildet!“ ſpricht Valèze.

„In der That, Madame,“ bemerkt André Dumont etwas ironiſch, „dieſer Schleier, den Sie über die Republik werfen, wird ihr eine ganz neue Beleuchtung geben.“

Die Tallien ſieht ihn an. Sie errät ſeine Abſicht.

„Ich weiß nicht, ob ich in der That der Republik ein neues Kolorit geben kann, Bürger Dumont,“ entgegnet ſie mit einem Lächeln. „Aber als ich nach Frankreich kam, trug es einen Flor, ſo dicht und ſo ſchwarz, daß mir jeder Stoffwechſel angemeſſen erſchien.“

Man applaudiert ihr — das Epigramm von dem Farbenwechſel, den die Republik momentan mit ſich ſelbſt vollzieht, liegt in der That zu ſehr in der Luft, um nicht Beifall zu finden.

„Und zu denken, daß jene Leute, die den Flor über Frankreich und über ſeine tauſend Gräber geworfen haben, immer noch bei ihrer Mörderarbeit ſind —“

„Ihre Zeit iſt vorbei; die öffentliche Meinung iſt mit uns —“

„Wenn wir es verſtehen!“ entgegnete Barras. „Die Republik iſt bisher ſpartaniſch geweſen, ſie muß atheniſch werden —“

„Aber ohne Kleon und ohne Ariſtophanes,“ ſpricht Dumont raſch.

„Und mit Perikles —“

„Einen Demoſthenes hat die Republik vor allem nötig,“ erwidert auf einmal Grégoire, der ehemalige Prieſter, mit tiefem Ernſt. „Athen lachte auch und ſtand am Rande ſeines Verderbens, als es zu den Gaſtmählern Ariſtipps ging.“

„Wir können Ihnen ja dieſen Poſten vakant

laſſen," ſpricht Barras ſpöttiſch, „nur kritiſieren Sie unſere Finanzberichte nicht wieder — wie neulich Ihre Rede im Rat der Fünfhundert."

„Bürger Direktor, ich werde ſtets zu denen gehören, die Euch die Wahrheit ſagen."

„Das behauptet André Theurille auch —"

„Ah, ah, André Theurille —!"

„Einer, der unſere Köpfe gern alle zuſammen in einem hübſchen niedlichen Bouquet in Samſons Korbe ſähe —!"

„Bürger Direktor — was Johannot in ſeinem Finanzbericht neulich geſagt hat, daß der Wert der Nationalgüter zunehme, je mehr man Aſſignaten fabriziere, war die unverſchämteſte Lüge, die je in den Tuilerien ausgeſprochen iſt," rief Grégoire, der erregt war und bei ſeinem Thema bleiben wollte.

„Oho, das ſagt viel —!"

„Aber ich bitte Sie — ſo ein Finanzbericht, das iſt ja doch nur fürs Publikum!" erwidert Barras ganz gelaſſen. „Was wollen Sie? Seit ſechs Jahren haben wir ja nun einmal in Frankreich eine ſogenannte öffentliche Meinung. Man muß ihr von

Zeit zu Zeit etwas vorwerfen — damit ſie ſich zufrieden giebt und nicht ſolchen Leuten glaubt wie Gracchus Babeuf und André Theurille —"

„Schon wieder der Name," ruft Tallien aus. „Es ſcheint, Ihr fürchtet ihn wirklich, Barras —"

„Oreſtes ſcheut ſich vor dem Schatten Agamemnons," ſpricht Dumont mit ſeiner halblauten ſpöttiſchen Stimme. „Es ſind Geſpenſter vom Thermidor, die umgehen in Paris —!"

Tallien ſieht ihn an, aber er ſchweigt.

Man ſchenkt den Gäſten Beaune ein, jenen leichten angenehm prickelnden Wein, der dies echte Ferment franzöſiſchen Geiſtes in ſich zu ſchließen ſcheint: Heiterkeit, Anmut und ſorgloſer Lebensgenuß — bei dem die Augen der Frauen tiefer aufleuchten, ihre Wangen eine lebhaftere Färbung bekommen.

Die Spiegel zwiſchen den Bronzeſäulen und den Platten von buntem Marmor geben das farbenprangende Bild in ſtrahlendem Reflexe wieder — die vielfarbigen Gewänder der Männer, das leuchtende Weiß, das helle Blau oder das duftige Roſa der

Frauen, zwiſchen denen die lachenden, erregten Geſichter, blonde Haare, weiße Hände von Glück, von genießender Macht zu erzählen ſcheinen. Zum erſten Male fängt man jetzt wieder an zu lachen in Frankreich, ſieht man wieder Vaudevilles im Leben und auf der Bühne, übt wieder eine Frau, die ſchönſte Frau Frankreichs jene magiſche Anziehungskraft aus, die unerläßlich iſt für franzöſiſches Blut.

Wie ſagte doch Barras? Die Republik muß atheniſch werden.

Er iſt der Mann dazu.

Madame Tallien iſt die Königin des Abends. Ihre ſchönen Augen und ihr klaſſiſches Profil können hier ebenſowenig Rivalen finden wie ihr Kaſchmirſhawl. —

Sie hat ihren Zweck erreicht, ganz Paris wird wieder von ihr ſprechen. Dieſe Geſellſchaft, die ſie ſchon auf den Händen trägt, für die jedes ihrer Worte in Sachen der Mode und des Geſchmacks Geſetz iſt, iſt in ihren Augen dazu da, ihrer Eitelkeit ſtets neue Huldigungen zu bereiten.

Und doch quält ſie heute abend eine ſeltſame

Neugierde, ein Verlangen, wie es bei derartigen Naturen faſt immer auf dem Grunde der Seele ſchlummert.

Sie weiß, daß ſie im Tivoli iſt, dieſer großartigſten Vergnügungsſtätte des nächtlichen Paris, wo jeden Abend ein tolles Treiben von zehn- bis fünfzehntauſend Menſchen herrſcht, wo alles erlaubt, und wo nichts verboten iſt, wo der Bankier und der Edelmann ſich mit den niedrigſten Kokotten und dem gewöhnlichen Arbeiter treffen.

Das will ſie ſehen.

„S'encanailler“ iſt das Wort des neuen Frankreichs. Vielleicht gehört das zum Programm der atheniſchen Republik. —

Madame Tallien flüſtert ihrer Freundin, der Devaines, ein paar Worte zu, dann eilen ſie beide, eine Pauſe der allgemeinen Unterhaltung benutzend, während Mlle. Lange ihre ſchönſte Arie zum beſten giebt, in die Galerie, welche das vornehme Reſtaurant mit den entfernt gelegenen Spiel- und Tanzſälen verbindet.

Schon in den dunklen und vollſtändig öden

Arkaden, während von fern das Geräuſch und das Lichtermeer immer näher auf ſie einzubringen ſcheinen, verliert die Devaines den Mut und kehrt um.

Aspaſia iſt mutiger, ſie bringt bis zu dem Eckpavillon vor, von dem man auf einer Treppe in den Garten hinabſteigt. Hier beugt ſie ſich über die Baluſtrade, die Lippen aufeinandergepreßt, das Auge erwartungsvoll, noch leuchtend von der Erregung des Soupers, da unten in die Tiefe gerichtet.

Die Götter haben bisweilen dieſe gefährliche Neugierde, zu wiſſen, was die Pygmäen und Cyklopen machen, die ihnen als Schemel ihrer Füße dienen.

Was ſie da übrigens ſieht, iſt der Mühe wohl wert, geſehen zu werden.

Die ganzen Säle unter ihr ſtrahlen in einem Meer von Lichtern, weißen, roten, blauen, grünlichen Lichtern — darüber liegt wie eine trübe Schicht der ſchwelende Dunſt, der allen dieſen Stätten eigen iſt. — In der Ferne ſieht man die bengaliſche Beleuchtung künſtlicher Grotten, Palmengebüſche, die ſich auf kunſtvoll hergerichteten Terraſſen erheben, ganze Wälder ſcheinen in dieſe Säle mit ihrer über-

hitzten Luft verpflanzt. — Durch die Glaswände hindurch sieht man die Tanzenden, blitzen ab und zu im Glanze der Lichter die fahlen, überreizten, keuchenden Gesichter auf. Man glaubt, man hätte ein Volk vor sich, das die Schwindsucht hat, und das sich zu Tode tanzt — Und was für ein Volk! Was für Gesichter, Gebärden, Reden, zornige Ausrufe, wildes Gelächter, wüste Schreie. — Die Entfesselung aller Leidenschaften, aller tollen Instinkte des Menschen strahlt aus diesen Augen, diesen Reden zurück, aus den unzüchtigen Abbildungen an den Wänden, aus den Darstellungen, die man auf der Bühne dieses Ortes sieht.

In der That, das Paris, das sich amüsiert, ist vielleicht noch furchtbarer als das Paris, das grollt.

Madame Tallien hat den Fuß über die Schwelle des Saales gesetzt, da, wo die dunklen Kolonnaden, die zu der Verbindungsgalerie führen, sie verbergen.

Sie glaubt hier unbemerkt zu sein.

Aber sie irrt sich.

Man ist aufmerksam geworden auf diese Frau

in dem roten Fichu mit der langen Tunika à la Diane. Der ſchmale, blitzende Goldreif, den ſie ausnahmsweiſe um den Arm trägt, iſt allzu verräteriſch.

Dies blaſſe, aufmerkſame Geſicht hat nichts gemein mit den fahlen, knochigen, verwüſteten Geſichtern der Kokotten, die ſie hier umdrängen.

Man mutmaßt in ihr eine Frau der Geſellſchaft, eine „mondaine“, die hierherkommt, um ſich zu amüſieren.

Ein Incroyable mit langer, blonder Perücke, mit flatternden „Hundsohren“, in himmelblauem Frack tritt an ihre Seite und redet ſie an.

Sie wendet ſich brüsk ab — eine Bewegung der Verachtung und der Entrüſtung.

Dieſe Bewegung verrät ſie.

Die umſtehenden Kokotten lachen und machen ihre Bemerkungen mit der ganzen Freiheit ihres Metiers und dieſes Ortes.

„Seht doch, er paßt ihr nicht, der Richard —!“

„Du wirſt wohl eine andere Auswahl haben in der Chauſſee d'Antin, Kleine —?“

„Nicht allzu ſtolz hier, ma belle! — Deswegen

kommt man nicht hierher, um uns bei den Männern Konkurrenz zu machen —“

„Eine Italienerin, ſicher! — Sie wird uns die Farandole tanzen —“

„Ah, ah — aber wer iſt das? Seht doch, dies Geſicht —“

Jetzt verſucht Aspaſia wirklich ihren Rückzug über die Treppe anzutreten — Sie beginnt ſich zu fürchten inmitten all dieſer Geſichter, die ſie betrachten, dieſes Lachens, dieſer Bemerkungen, dieſer Männer, die ungeniert an ſie herantreten.

Aber es iſt ſchon zu ſpät — ſie iſt bereits durch einen ganzen Haufen Menſchen von der Thür unter den Kolonnaden abgedrängt.

Vergebens ſendet ſie einen hilfeſuchenden Blick um ſich. Man bemerkt das — und der allgemeine Andrang wird nur noch dreiſter — und man fängt ſchon an ſie zu erkennen. Sie iſt ja zu bekannt in Paris. — Ein Gemurmel, laute Bemerkungen fliegen von der äußeren Reihe der Zuſchauer immer weiter nach vorn.

„Die Tallien —! Unglaublich. — Ah, ah! —

Seht doch, neulich hat man eine Polignac im Garten Marbeuf gesehen —"

„Meine Damen! — Ich bitte Sie, meine Damen —"

Lautes Gelächter antwortet ihr. —

Man hält sie auf, singt ihr Chansons, die unzweideutig genug sind, hält ihr eine Zeitung vor, die Karikaturen von ihr enthält.

Aspasia bereut jetzt aufs höchste, ihrer Freundin Devaines nicht gefolgt zu sein.

„Parbleu, was geht hier vor?"

Es ist ein hochgewachsener junger Mann in der Uniform eines Kapitäns der Nationalgarde, der mit verschränkten Armen herantritt. Er hat bisher an der Thür mit einer Gruppe von Kameraden gestanden, die heute ziemlich zahlreich hier sind.

Er lächelt spöttisch, als er sie sieht.

„Madame —!"

Sie fährt zusammen bei seinem Anblick. Sie kennt ihn wohl. Aber sie zieht einen ehrlichen Feind immer noch der zweideutigen Gesellschaft hier vor.

„Geben Sie mir Ihren Arm, mein Herr!"

ſpricht ſie plötzlich mit einer Würde und einer Entſchloſſenheit, die ſie öfters bewährt hat. „Sie ſehen wohl, daß ich hier nicht bleiben kann.“

André Theurille — denn er iſt es — verbeugt ſich ironiſch.

„Ich glaube wohl, Madame Tallien, daß Sie hier nicht am Platze ſind.“

Er giebt ihr ſeinen Arm und führt ſie durch die Menge, die hinter ihnen herſchreit und johlt, aber die Uniform reſpektiert wie immer. —

„Hier — Ich glaube, Sie werden hier in Sicherheit ſein. — Dort iſt die Galerie zu den Speiſeſälen —“

Madame Tallien bleibt, noch erregt von der Scene, die Hand auf das klopfende Herz gedrückt, auf dem zweiten Abſatz der Treppe ſtehen. Sie ſieht übrigens bereits durch die Spiegelſcheiben der Galerie ihre Freunde kommen, die ſie geſucht haben.

Sie wirft André Theurille einen Seitenblick zu, der doch eine gewiſſe Unſicherheit verrät.

In der That, der junge Advokat, der hier im

Tivoli einem Verbrüderungsfeste der Pariser Nationalgarden zu Ehren von Marats Andenken beigewohnt hatte — Feste, wie sie die Jakobiner jetzt ostentativ veranstalteten — und der daher in der Uniform seines Regiments erschienen war — er mustert sie immer noch mit spöttischen Blicken.

Madame Tallien sah ihn genau an — und ein Gedanke geht ihr plötzlich durch den Kopf.

„Es freut mich, daß Ihr vergessen habt, wie wir auseinandergegangen sind, Bürger!“ spricht sie mit ihrer einschmeichelnd weichen Stimme.

„Ihr irrt Euch, Bürgerin. Ich habe das keineswegs vergessen.“

Madame Tallien beißt sich auf die Lippen. Sie war auf diese Antwort nicht gefaßt.

„Aber ich bin Euch zu Danke verpflichtet,“ spricht sie mit unverminderter Liebenswürdigkeit.

Ein Lachen Theurilles, fein und scharf, war die einzige Antwort.

„Mir, dem Freunde Babeufs, dem Gegner des Direktoriums?“

Auf der obersten Stufe der Treppe erscheinen

Barras und Tallien — ſie ſehen die Scene mit dem jungen Mann da, ſie hören ſeinen Namen —

Während Tallien die Stirn in Falten zieht, hat Barras blitzſchnell einen Plan entworfen. Vielleicht iſt das hier ein ganz günſtiger Zufall, den gefürchteten Gegner ſich näher zu bringen, ihn am Ende zahm zu machen.

„Bürger Theurille," ſpricht er, ihm die Hand entgegenſtreckend, „ich weiß, daß wir Gegner ſind! — Aber ich wünſchte der Republik nur ſolche Gegner, ich würde ſie dann gegen alle ihre Feinde geſichert wiſſen —"

Theurille nimmt die Hand nicht, ſeine Stirn bleibt finſter.

„Bürger Direktor, Ihr wißt, daß es nichts Gemeinſames zwiſchen uns geben kann —"

„Teilt wenigſtens für einen Augenblick unſer Beiſammenſein und nehmt unſeren Dank entgegen für den Dienſt, den Ihr uns eben geleiſtet habt!" ſpricht Tallien.

„Bürger — dieſer Dienſt —"

„Vielleicht iſt er gering in Euren Augen, in

meinen nicht," miſcht ſich Aspaſia wieder in das Geſpräch. „Ihr würdet uns betrüben, wenn Ihr ſo jede Gemeinſchaft mit uns ablehnen wolltet. — Die guten Bürger ſollten ſich alle untereinander verſtändigen —"

Sie ſagt das mit ihrer liebenswürdigſten Stimme und Betonung. Barras hat ihr in Bezug auf dieſen unbeugſamen jungen Mann einen Wink gegeben. Was er nicht kann, wird ihr vielleicht gelingen.

„Ich möchte Euch nicht unhöflich erſcheinen, Bürgerin —"

Er folgt ihr in der That, er will der erſten Frau Frankreichs keinen Korb geben. — Und dann unterliegt er vielleicht auch wirklich etwas dem Zauber ihrer Schönheit — jenem Zauber, dem keiner ihrer Zeitgenoſſen widerſtanden hat.

Ein Beſuch in Feindesland kann unter Umſtänden nutzbringend ſein — Jedenfalls würde es wie Furcht ausſehen, wenn er jetzt zurückwiche.

Aspaſia beginnt mit ihm wieder von den Ereigniſſen von früher zu ſprechen — ſie ſagt ihm, daß ſie ſchon in Bordeaux den ſeltſamen Delegierten

des Konvents hätte kennen lernen wollen, der allein von der allgemeinen Raubſucht ſeiner Kollegen eine Ausnahme bildete. —

Theurille antwortet nur kurz.

„Es ſind viele Irrtümer begangen worden damals, Bürgerin. Aber die wahren Schuldigen hat das Volk immer noch nicht beſtraft — auch heute noch nicht.“

„Ihr ſprecht wieder von Schuldigen —! Ihr wollt den Krieg der Parteien untereinander fortſetzen bis aufs Meſſer, während doch Verſöhnung das allgemeine Bedürfnis iſt —“

„Verſöhnung!“ rief Theurille, und ſein Auge flammte, „Verſöhnung, mit dem Schuldſchein, der am 9. Thermidor unterſchrieben wurde —! An dem Tage iſt das Volk um ſein Beſtes betrogen worden, und das wollen wir ihm wiederbringen!“

„Das Volk! Und glaubt Ihr, daß es Euch Dank dafür wiſſen wird —?“

Madame Tallien ſieht ihn lächelnd an, während man ihnen von dem roten, funkelnden Weine einſchenkt. — Und er muß ſich in acht nehmen, um

ſich der Gewalt dieſes Blickes zu entziehen. — Die übrigen Gäſte beobachten mehr oder minder verſteckt dies eigentümliche Schauſpiel — Aspaſia, die den verwilderten Demagogen zu zähmen verſucht.

André Theurille fühlt es ſeltſam auf ſich eindringen. — Das iſt etwas anderes als der ſchwermütig dunkle Blick Héloiſens, als ihre ruhige, ernſte Stimme. —

Hier iſt alles blendende Eleganz, üppiger Lebensgenuß — Nach ſo viel Schauſpielen des Krieges, des Elends, der Verwüſtung, die er Jahre hindurch geſehen hat, ſieht er in dem Kreiſe, den die Tallien um ſich hat, wieder Glück und Genuß.

Wie ſchön, wie blendend ſchön iſt doch dieſe Frau —! Man kann wohl glauben, was man von ihr ſagt, daß ſie Frankreich gerettet und den Henkern aus den Armen geriſſen hat. Aus einer Hölle von Blut und Schrecken tauchte dieſe Frau empor, und als ſie kam, war es den Menſchen, als ob der Frühling wiederkehre auf Erden. Mit ihr kam die Jugend wieder und das Lächeln, die Grazie und die Schönheit —

Vielleicht hat nie eine Frau wieder ſolche Macht ausgeübt auf Erden. Um dieſer weißen Hand, um dieſer dunklen, verſengenden Augen willen ſind Regierungen geſtürzt, Verfaſſungen gebrochen und Eide mit Füßen getreten worden, von Lameth an bis auf Tallien, der in der Raſerei ſeines Liebestaumels, den Dolch in der Hand, auf die Tribüne ſtürzte und Robespierre zerſchmetterte, weil man ihm dieſe Frau nehmen wollte.

Nimm Dich in acht, junger Tribun! Dieſe Frau iſt die Circe des Direktoriums — Der Mund, der ſo ſüße, verlockende Märchen verheißt, die Augen, die ſich ſo erwartungsvoll an die Deinen heften, ſie werden ſich von Dir abwenden, ſowie ſie den Inhalt Deiner Seele erſchöpft, zerriſſen, verſchleudert haben wie unnützes Spielwerk — und dann werden ſie für Deine Verzweiflung nichts übrig haben als ein ſpöttiſches Lächeln —

Sieh Dir Tallien an — in deſſen Augen ſteht das ganze Schickſal ſeiner Liebe geſchrieben. Der hat ſich auch geopfert für dieſe Frau und iſt unglücklich geworden durch ſie.

„Seht dieſen Wein, Bürger Theurille,“ ruft ihm der Epikuräer Dumont über den Tiſch hinüber, „es iſt dasſelbe Land, das die ſchönſten Frauen und den beſten Wein hervorbringt —“

Er gießt ſich wieder von dem roten Bordeaux ein und neigt ſich galant zur Tallien hinüber — man merkt, daß er ſchon etwas getrunken hat.

„Und das Land, das die hitzigſten Köpfe Frankreichs beherbergt, jawohl —“

„Und die ſchlechteſten Patrioten,“ fügt Theurille mit einem ſpöttiſchen Lächeln hinzu. „Die Hyder der Gironde —“

Man lacht über ſeine Bemerkung.

„Ah, ah, Patrioten — Das iſt ein Wort vom Jahre II!“

„Es giebt hier keine Patrioten!“

„Ich würde das an Eurer Stelle nicht ſo laut ſagen, Bürger,“ ruft der junge Jakobiner höhniſch, „es könnte Euch doch jemand hören außerhalb dieſes Salons.“

„Der Bürger Theurille hat recht,“ ſpricht Barras. „Und die Patrioten, meine Freunde, hatten etliche

Maximen, die sehr nachahmenswert waren, und die man auch nach dem Thermidor beibehalten kann. Zum Beispiel die, mit der Guillotine Geld zu schlagen —"

„Und verdächtige Häuser zu konfiszieren," ruft Jacques Duvrard dazwischen.

„Und unfruchtbare Landschaften mit dem Blute ihrer Bewohner zu bewässern —"

Wie ein Feuerwerk fliegen alle diese Bemerkungen zu Theurille hinüber. Die Köpfe erhitzen sich — man sieht überall erregte Mienen, flammende Augen, in denen es blitzt von dunklen, blutroten Erinnerungen. —

Aber Madame Tallien weiß die Gemüter zu beschwichtigen.

„Bürger Theurille, ich hoffe, Ihr vergeßt, was hinter uns liegt," spricht sie mit ihrem bezaubernbsten Lächeln.

„Wenn Ihr es könnt, Bürgerin —"

„Ich würde mich freuen, Euch bei mir zu sehen — Ihr würdet sehen, daß ein Mann Eures Wertes in dem Keller des Ungeheuers Marat nicht am Platze ist —"

„Bürgerin —"

Er antwortet ihr nicht auf dieſe direkte Aufforderung.

„Es ſcheint, es gelingt,“ flüſtert Tallien Barras zu, „dieſe Satelliten Babeufs leiden alle daran, daß ſie zu viel Überzeugungen und zu wenig Welt haben!“

Aber darin ſollte er ſich irren.

Inzwiſchen ſtößt Jacques Duvrard an auf einen zweiten Vendémiaire, den man beſſer ausnützen wolle, und bei dem die Pariſer anders herhalten müßten.

„Eine Kontribution von fünfzig Millionen, den Sektionen auferlegt, würde die Stadt zahm gemacht haben,“ rief der erhitzte Redner.

„Wenn Bonaparte ſich zu dergleichen hergiebt,“ bemerkt Grégory.

„Ah, Bonaparte — Mit dem machen wir, was wir wollen —“

„Wenn Ihr Euch nur nicht irrt darin,“ murmelt Theurille ingrimmig mit einem Lächeln befriedigten Haſſes.

Er fühlt in ſeiner Taſche ein Billet des Generals, das er vor ein paar Stunden erhalten hat, und worin ihm derſelbe auf ſeine Aufforderung,

zu der nächtlichen Verſammlung der Terroriſten im Pantheonklub zu kommen, nur die zwei Worte geſchrieben hatte: „Ich komme.“

Bonaparte wird zu ſeinen früheren Genoſſen zurückkehren — Daran ſcheint ihm kein Zweifel mehr.

Und dann wird die Verſchwörung ganz anders daſtehen.

Die Stimmung wird immer erhitzter — man legt ſich immer weniger Scheu in ſeinen Reden und Meinungen auf, da Barras das rückſichtsloſe Beiſpiel dazu giebt. Man fühlt ſich ſicher jetzt; die Pariſer ſollen wiſſen, daß ſie eine Regierung haben, und daß das Direktorium die feſte Abſicht hat, den Krater der Revolution zu ſchließen für immer.

Madame Tallien bringt den letzten Toaſt aus. „Auf die Republik!“, auf die üppige, geiſtfunkelnde, genießende Republik, wie ſie ſie verſteht.

Man trinkt ihr jubelnd zu. — Und die Klänge der Marſeillaiſe, die den Toaſt begleiten, berauſchen die Männer faſt ebenſo ſehr wie das Lächeln dieſer Frau, die in der That alles über ſie vermag. —

Als man aufbricht, iſt ſie von einem Kreiſe von huldigenden Verehrern umgeben.

Wenn ſie keine Ohren hätte — und die Ohren einer ſchönen Frau ſind oft wunderbar fein — könnte ſie hinter ſich all die Anthologien hören, die man auf ihre Augen, ihren Teint, ihren wundervollen weißen Hals macht, den der Kaſchmirſhawl umhüllt.

Sie giebt André Theurille den Arm und läßt ſich von ihm bis zu der Treppe führen, die von den im erſten Stock gelegenen Speiſeſälen in das offene Veſtibule hinabführt.

Die Wagen unten kommen in Bewegung; man ſieht die Lakaien hin- und hereilen.

Die Menge, die vorbeigeht, macht beim Anblick der glänzenden Geſellſchaft, die die teppichbelegten Stufen herabkommt, ehrfurchtsvoll Halt und ſieht ſtumm, mit neidiſchem Groll dieſe Götter der Erde vorbeipaſſieren, die ſchwelgen, während ſie hungert —

Lächelnd, ſtrahlend, wie eine Fee der Schönheit betritt die Tallien die oberſte Stufe der Treppe.

„Juno, die vom Olymp herabſteigt,“ flüſtert Grégory Dumont zu.

„Sagen Sie lieber, Lais, die vom Gastmahl Aristipps kommt," giebt dieser zurück.

Auf einmal erbleicht die schöne Frau, ihr Fuß stockt, ein halblauter Schrei dringt zwischen ihren Lippen hervor. Der Ausdruck des furchtbarsten Entsetzens malt sich in ihren Zügen —

Unten bleibt ein Mann, ein Vorübergehender, vom Anblick der eleganten Gesellschaft gefesselt, gerade einen Augenblick stehen und sieht ihnen zu — ein einfacher Mann in schlichtem braunem Rock mit Spitzenjabot, das große, etwas faltige Gesicht von zwei seltsamen dunklen Augen belebt.

Diese Augen, das war etwas Merkwürdiges. Es war, als schauten sie aus einer unergründlichen Tiefe hervor, als hätten sie Dinge gesehen, die kein Mensch zwischen Himmel und Erde gesehen hat.

Es ist dieser Mann, bei dessen Anblick die Tallien von so furchtbarem Entsetzen befallen ist.

O, der Mann da unten, den kennt sie! — Was hat sie gerungen, geschrieen, gefleht zu Gott und den Menschen, um ihren wundervollen weißen Hals, für den alle so schwärmen, vor dem da zu retten —!

Die andern kommen hinzu. Man fragt, flüſtert ſich in die Ohren, tuſchelt ſich gegenſeitig zu — auch ſie ſehen den Mann da unten.

Und ſie werden alle blaß, es geht ihnen wie ein Fröſteln über den Körper, ſie wiſſen wohl, warum. — Selbſt der allmächtige Direktor, der das Volk und die Stadt in der Hand hat wie ein Bündel gefügiger Pfeile, ſelbſt er runzelt die Stirn, und ſein Fuß ſtockt.

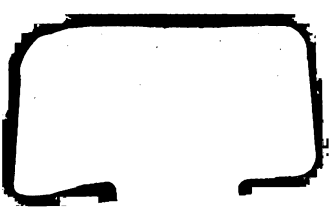
Nur Theurille, der den Arm Aspaſias losgelaſſen hat, während ein höhniſches Lächeln ſeine Lippen umzieht, macht eine Bewegung mit der Hand, als wollte er die furchtbare Erſcheinung heraufrufen.

Der Mann da unten, das iſt der Bürger Charles Samſon, der vier Gliedern der königlichen Familie und dreitauſend Menſchen den Kopf abgeſchlagen hat auf dem heiligen Platze der Revolution, zur größeren Ehre der Freiheit, der Vernunft und der Menſchlichkeit.

Ende des zweiten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Geſellſchaft. (Setzerinnenſchule des Lette-Vereins.)

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
Erſtes Kapitel.	Sturmboten	
Zweites „	Der Vulkan öffnet ſich	38
Drittes „	Der Mann, der keine Phraſen macht	59
Viertes „	Ein politiſches Frühſtück	88
Fünftes „	Die da unten	121
Sechſtes „	Die Republik amüſiert ſich	145

APR 2 8 1930